Solem. 1972-2

Cum licentia superiorum ad
usum Fr: Vincentii à Stras: B.V:
Carm: Disc:

<36607513370013

<36607513370013 S

Bayer. Staatsbibliothek

Polem. 1978-2

Bayerische
Staatsbibliothek
München

conv: Schongav. Carmel: Discal

Die Irrthümer des Herrn von Voltaire,

aus dem Französischen des Herrn Abtes

Nonnotte

übersetzet, und mit nöthigen Anmerkungen versehen.

Dritte Auflage.

Zweiter Theil.

Mannheim, in der akademischen Buchhandlung.
1778.

Erit enim tempus, cum ſanam doctrinam non ſuſtinebunt; ſed ad ſua deſideria coacervabunt ſibi magiſtros prurientes auribus, & à veritate quidem auditum avertent, ad fabulas autem convertentur.

2. ad Thimoth. C. 4.

Kurzer Entwurf der in Voltairens Schriften vorgetragenen Irrlehren.

Man hätte Unrecht, wenn man den Herrn von Voltaire als einen Unglåubigen ansehen wollte, den die Lehre der Religion weder rühret, noch überzeuget. Er kann den schädlichen Trost, welchen der Unglaube einspricht, nicht allerdings gutheisen. Die Grundsätze, welche ihm von geschickten Lehrern, denen er in seiner Jugend anvertrauet gewesen, eingepräget worden, haben noch nicht gänzlich können ausgelöschet werden. Sein Verstand und seine Einsicht sind viel zu gros, als daß er die Ungereimtheiten, die Ausschweifungen und Trügereyen, worauf sich die Lehrgebäude des Unglaubens und der Gottlosigkeit gründen, nicht merken sollte.

Nichts destominder legen seine Schriften deutlich an den Tag, daß keine von diesen Ungereimtheiten und Trügereyen sey, welcher er, ungeachtet seines Verstandes und seiner Einsicht, nicht ein Ansehen zu geben suchet; welche er sich nicht untersteht zu rechtfertigen zu stützen, einzuflösen. Bayle Hobbes, Barclay, Collins, Spinosa, de Maillet, Teliamed,

bissige und lästernde Schriftsteller, die ihre Federn wider die Kirche, wider ihre Diener, wider ihre Religion auf die boshafteste Art gespitzet haben, sind immer die geheiligten Quellen, woraus er schöpfet. Dies sind jene beglückte Felder, wo er von Zeit zu Zeit seine Aehren-Lese machet.

Er spüret nämlich seine Unfruchtbarkeit gar zuwohl, ob er gleich von deren Anerkänntniß himmelweit entfernet ist. Und gleichwie Maharbal vormals zum Obsieger bey Canna sagte: Die Götter haben einem Menschen nicht alles allein gegeben; du weist wohl zu siegen, Hannibal! allein du weist dich des Sieges nicht zu gebrauchen: allso kann man auch dem Herrn von Voltaire zurufen: Der Himmel gießt nicht alle seine Gaben über einen einzigen Menschen aus. Herr Voltaire! sie haben wohl die Gabe zu verschönern, nicht aber zu erfinden.

Wann er sich nun mit Nachrichten solchergestalt versehen; läßt er seine Feder frey aus. Mit dieser Beyhülfe verfertiget er flüchtige Stücke, Gedichte, gemischte Schriften der Philosophie, der Gelehrsamkeit, der Fabeln, der verblümten Reden; und von allen diesen Schriften ist nicht eine einzige, worin er der Religion nicht einige Stöße beyzubringen trachtet. Diese Angriffe verändert er auf alle nur ersinnliche Arten. Alles steht ihm an, wenn es nur zu seinem Zwecke dienet: Dolus an Virtus, quis in Hoste requirat? Er führet ungescheut Schriftsteller an, die die Welt niemals gesehen hat. Er leget Andern Worte in den Mund, die sie niemals gesprochen haben. Er pochet mit Berechnungen, deren Falschheit man dargethan hat. So zeigen auch alle seine Schriften, daß er sich unter allen Dingen am Wenigsten darum bekümmere,

daß man ihn für einen Mann ansehe, der die Wahrheit in Ehren hält *.

* Allso giebt er die Handschrift ** der Indianer für das älteste Buch in der Welt an; ein Buch, das kein Mensch jemals gesehen oder gekannt hat, und das nirgends, als in seinem Hirne, jemals vorhanden gewesen. Er führet eine Stelle aus einem andern, von Pachymeren übersetzten, indianischen Buche an, welche die Verachtung aller Religionsstreitigkeiten betrifft. Man lese Pachymeren; man wird kein Wort weder von dem Buche, noch von der Stelle antreffen. Er versichert, Alexander habe die astronomische Beobachtungen der Chaldeär, welche zweytausend fünfhundert fünf und fünfzig Jahre über die christliche Zeitrechnung, d. i. über die Geburt des Herrn Jesus hinauf stiegen, von Babylon in Griechenland geschickt: allein man merke, daß diese Beobachtungen dreyhundert dreyßig Jahre vor der Geburt des Weltheilandes abgeschicket worden, und daß sie nicht über tausend neunhundert und drey Jahre hinauf giengen, wie Simpliz berichtet, welcher der einzige Schriftsteller ist, der von dieser Geschichte Meldung thut. Zieht man nun diese zwo Summen von dreyhundert dreyßig, und von tausend neunhundert und drey zusammen; so kömmt nicht mehr als zweytausend zweyhundert drey und dreyßig heraus. Der Irrthum betrifft allso dreyhundert zwey und zwanzig Jahre, welche der Herr von Voltaire nach Wohl-

** Dieses Wort wird von Han oder Cham hergeleitet, welches der Titel verschiedener Fürsten in Asien ist.

Indessen trauet er sich, dieses frechen Wesens ungeachtet, nicht immer, die Religion mit zu offenbaren Feindseligkeiten anzugreifen. Je herber die Streiche sind, die er derselben zu versetzen im Sinne hat; desto mehr befleisset er sich, die Hand unsichtbar zu machen, oder sich eine Art der Vertheidigung bey Jenen in Bereitschaft zu halten, die seine Kühnheit vielleicht empören möchte. Und eben hierin läßt er immer seine grösseste Fruchtbarkeit vorzüglich sehen.

Aus dieser Ursache entlehnet er fremde oder erdichtete Personen, die er in seinen Gedichten und flüchtigen Stücken auf die Schaubühne stellet, und ihnen den Gräuel der abscheulichsten Gedanken, ohne Scham und Ehrbarkeit, auf die Zunge leget. Welche schreckbare Gottlosigkeiten fahren nicht Philokteten, Joka-

sten,

gefallen hinzugesetzet hat, um den Moses eines Fehlers zu beschuldigen. Er sagt, die französischen Kreutzkrieger hätten nach der Einnahme Constantinopels alles verwüstet; die Sophienkirche geplündert; und mit den Weibern, die sie voraus beschlafen hatten, in dem Heiligthume eben dieser Kirche getanzet. Der Abt Velly hat Voltairen zugeschrieben, um zu wissen, wo er diese sonderbare Begebenheit gefunden hätte: was ist daran gelegen, antwortete ihm Voltaire, ob die Begebenheit wahr oder falsch ist? Schreibt man aus der blosen Absicht, die Welt zu belustigen; hat man sich alsdann so genau um die Wahrheit zu bekümmern? Man könnte tausend dergleichen Beyspiele anführen; allein wir wollen uns damit begnügen, daß wir den Leser zu unserm ersten Theile, und zur Antwort auf die Erläuterungen zurückweisen.

sten, Alziren, Zamoren, Mahometen aus dem Munde! Welche ehrlose Verspottungen der Taufe speyen nicht die Zungen seiner Quaker aus! Mit wie viel Schimpfreden wider die Weisheit des Schöpfers ist nicht sein Traum Platons ausgestopfet! Allein seiner Sage nach, wird man ihm darum nicht den geringsten Vorwurf machen können. Er spricht nicht; das sind seine eigene Gedanken nicht; sondern es sind blos die Gesinnungen, welche den in seinen Stücken auftretenden Personen ganz natürlich zukommen.

Aus dieser Ursache gebrauchet er sich der Verleumdungen der verächtlichsten, der unverschämtesten, und mit größtem Rechte verfluchten Schriftsteller. Ja er vermehret und vergrösert dieselben sogar noch, um seine allgemeine Geschichte zu einer rechten Schwindgrube aller Gräuel wider das Christenthum zu machen. Seine Rechtfertigung hat er im Griffe. Er versichert, er sage nichts von sich selbsten, sondern er erzähle die Geschichten aufrichtig. Alles was man bey Lesung dieser Gräuel zu thun habe, sey dieses: daß man jene unglückselige Jahrhunderte beweine, worin die von der Schwärnerey betäubten, und von dem Aberglauben beherrscheten Christen sich blos nach Lastern und Raserey sehneten.

Aus dieser Ursache erneuert er alle Ausschweifungen der alten und neuen Philosophen über die Materie, über die Seele, über die Gottheit, über die Ewigkeit der Welt, über die Religion, über die Grundsätze der Sittenlehre. Oeffentlich zeigt er sich weder als einen Vertheidiger, noch als einen Feind derselben. Es hat das Ansehen, als wollte er sich mit ihrer blosen Erklärung begnügen; allein man kann wohl sehen, daß er im Grunde selber sich bestrebe, diesen Meynungen alle Wahrscheinlichkeit, und den Einwürfen allen nur mög-

möglichen Nachdruck zu geben, damit er die Vernunft wider den Glauben, und die Leidenschaften wider die Sittenlehre, welche die Religion vorträgt, in Empörung bringe.

Aus dieser Ursache leget er sich eine Gelehrtheit zu, wovon er kaum einen Schatten besitzet. Er spricht mit dem gesetztesten Tone in der Welt, von den chinesischen und indianischen Alterthümern. Man sollte ihn sogleich für ein Wunder in den Wissenschaften ansehen: allein man gebe sich die Mühe, die Wahrheit einiger Punkte zu untersuchen: man suche die Proben seines Vortrages auf; und man wird mit Erstaunen sehen, daß nichts als die Kühnheit eines Heldenhaften Schreibers, und eine immerwährende Treulosigkeit bey ihm anzutreffen sey *.

Nach=

* Du Halde, der Sammler der bästen Urkunden, die wir von China haben, setzet den Ursprung dieses Reiches lang nach der Sündfluth. Diesem Schriftsteller zufolge sind die Urkunden der ersten Zeiten weder bewährt, noch sicher; weil er für eine gewisse Begebenheit angiebt, daß auf Befehl eines gewissen Kaisers, wenig Jahrhunderte vor der Ankunft des Weltheilandes, alle Bibliotheken verbrannt worden seyn. Dessen unangesehen behauptet Voltaire, dieses Reich habe viel tausend Jahre vor der Sündfluth, ja selbst vor der Schöpfung, seinen Anfang genommen. Er muß wahrhaftig auf die Einfalt und Unwissenheit seiner Leser starke Rechnung machen. Was die indianischen Alterthümer anbelanget, so lehret uns einer der alten Schriftsteller, der den erhabensten Verstand mit gleicher Gelehrtheit und Beurtheilungskunst vereinbaret, daß die Indianer erst um die Zeiten

Nachdem er nun sein Unternehmen allso verstecket, und seine Person solcher Gestallt vermummet hat; glaubt er eine vollkommene Freyheit zu haben, alles herauszuschwätzen, alles anzufeinden, alles zu verdammen. Dem zufolge wird man bey Durchlaufung seiner Schriften keine Grundstütze des Glaubens finden, die er nicht zu erschüttern suche; keinen Beweis der Religion, den er nicht umzustosen trachte; keine Glaubensartikel, keine Gebothe, keine Satzungen des Christenthumes, worüber er das Gift der Lästerung, oder die Bosheit des Gespöttes nicht ausgiest. Was denkt er denn, was glaubt er, was lehret er in Betreffe der Religion? Hier folgen etliche der vornehmsten Artikel der Lehre, die er prediget.

I. Giebt es einen göttlichen Schöpfer? Was gewiß ist, ist dieses: daß alle alte Philosophen die Ewigkeit der Welt gelehret haben, und daß das ganze Alterthum an die Ewigkeit der Materie geglaubet hat. Der Beweis von der Auseinanderfolge der Dinge probiret nichts für die Schöpfung: denn die Atheisten behaupten, es gebe keine Zeugungen, keine hervorgebrachte Dinge, keine mehrere selbstständige Wesen (a).

II. Die grösesten Männer, die Orakel des ganzen menschlichen Geschlechts, sind in Betreffe der Dreyeinigkeit, mit dem h. Athanas nicht einerley Meynung. Sie sagen euch rund heraus, daß der Vater gröser sey, als der Sohn. Die Unitarier (d. i. Jene,

der Eroberungen Alexanders ein wenig bekannt zu werden angefangen haben; und daß man sich nicht einmal auf die Nachrichten dieser Zeiten verlassen könne. Strabo Geog. L. 15.

(a) Mêlang. Poëme sur la Loi naturelle.

welche die Gottheit Jesu Christi läugnen) vernünfteln geometrischer *, als die Katholiken (b).

III. Die Schrift der Christen ist das Werk der dümmsten und verächtlichsten Nation, die jemals unter der Sonne gewesen. Diese Bücher sind voll Ungereimtheiten, Falschheiten, und solcher Stücke, die nichts als Unwissenheit an den Tag legen (c).

IV. Adams Fall, seine Strafe, und die Erbsünde, sind weiter nichts als ein Fabelwerk, das Hohn und Spott verdienet (d).

V. Es ist nicht erwiesen, daß die Materie nicht denken könne. Alle Philosophen des Alterthumes haben die Seele für körperlich gehalten. Viele Kirchenväter sind eben dieser Meynung gewesen. So muß man denn die Geistlichkeit der Seele zu den Streitfragen verweisen. Uebrigens hat dieser Punkt in die bürgerliche Gesellschaft nicht den geringsten Einfluß; und man kann zu gleicher Zeit ein Materialist, und ein sehr tugendhafter Mann seyn (e).

VI. Nimmt man eine körperliche Seele an; so ist es sehr unnöthig, ihre Unsterblichkeit und Freyheit vorauszusetzen (f).

VII. Die Schulstreitigkeiten (er versteht die dogmatischen) sind ehrwürdige Possen (g).

VIII.

* Das Wort geometrisch schickt sich trefflich dahin, wo von der Natur Gottes die Rede ist.

(b) Mêlang. C. des Sociniens & Ariens. (c) Mêlang. C. des Juifs. (d) Sixieme Discussion philosophique. (e) Mêlang. C. 27. (f) ibid. (g) Ch. des Sociniens.

VIII. Die Märtyrer, mit denen sich die Christen so gros machen, waren weiter nichts, als aufrührische, hitzige, widerspännstige, schwärmerische Köpfe. Ihre Anzahl ist gering; und die falschen Religionen haben die ihrigen ebenfalls gehabt (h).

IX. Das Christenthum hat sein groses Wachsthum nicht dem Blute seiner Märtyrer, sondern den Gewaltthätigkeiten Constantins, den Grausamkeiten Karl des grosen, u. a. m. zu danken (i).

X. Die Gebether, die Opfer, die andächtigen Altargaben, sind listige Erfindungen begieriger Pfaffen, das schwachsinnige Volk anzulocken, und zu berauben (k).

XI. Die Geistlichkeit ist ein Haufen lasterhafter, unnützer, dem Staate überlästiger Leute, zu deren Verbässerung man den Beyspielen folgen müßte, welche Aengelland und Norden im sechszehnten Jahrhunderte gegeben haben (l).

XII. Der ledige Stand der Geistlichkeit hat seinen Ursprung blos vom Müsiggange. Das ist ein Verlust für den Staat, eine Last für das Volk, eine Aergerniß für die Gesellschaft (m).

XIII. Nichts ist übler ausgedacht, als die Kirchenversammlungen: welche nichts anders, als eigennützige Zusammenkünfte der Pfaffen sind, um einen Wortstreit zu entscheiden. Nichts ist der Religion nachtheiliger; nichts ist weiser, als das Betragen der Heyden,

(h) Mêlang. C. 61. Hist. gen. C. 5. (i) Hist. gen. C. 6. &c. (k) Mêlang. C. 78. (l) Hist. gen. Pensées. (m) Mêlang.

den, welche Jedermann die Freyheit liesen, zu denken, zu glauben und zu sprechen, wie es ihm beliebte (n).

Dieses alles ist ein bloses Muster dessen, was der Herr von Voltaire wider das Christenthum in die Welt ausstreuet. Allein, nachdem er sich bemühet, ein Gebäude niederzureisen; ist er auch bedacht, wieder ein anderes aufzuführen. Anstatt des Christenthumes setzet er die natürliche Religion, das Gesätz der Natur, das ist, er setzet an dessen statt jene aufgebrüstete Worte, deren sich die Philosophen bedienen, um ihre Gottlosigkeit zu bemänteln; von denen sie mit großer Mühe eine richtige, deutliche, und hinlängliche Erklärung geben würden; und durch welche sie eine Menge jener kleinen einbilderischen Geister verführen: denen die Religion zur Last ist; deren ganze Wissenschaft in Durchlesung etlicher dunkeln Werke besteht, und die da finden, daß es nicht so schwer halte, Wahrheiten, welche ihr ganzes Gebäude der Unabhängigkeit und Freygeisterey unfehlbar zerrütten würden, anzufeinden, als zu untersuchen.

Wollte man eine Erklärung des Naturgesätzes geben, so könnte man sagen: es sey ein Licht, das Gott der Herr allen Seelen mittheilet, um die ersten Wahrheiten zu entdecken, die ersten Pflichten zu erkennen, und das Billige vom Unbilligen zu unterscheiden.

Dies ist beyläufig der Begriff, den uns einer der grösesten Männer des Alterthumes davon hinterlassen (o); allein derselbe würde unsern neuartigen Weltweisen wohl nicht schmecken: denn er ist zu richtig, und

(n) Hist. gen. C. 7. (o) Cic. de Leg.

und zu reich an Folgen, die ihren Grundsätzen den letzten Stos geben würden. Sehet nun die weise und hocherleuchtete Lehre, welche **Voltaire** über diesen Hauptpunkt vorträgt.

I. Die ganze Religion besteht in dem, daß man einen Gott erkenne, und gerecht sey; das Uebrige ist willkührlich (p).

II. Das Deistenthum ist die Religion der gesunden Vernunft; die Religion der Philosophen und Weisen (q).

III. Das Deistenthum ist eine durch alle Religionen ausgebreitete Religion. Das ist ein Metall, so sich mit allen andern vermischet, und dessen Adern sich unter der Erde ausdehnen. Das Geheimniß ist allein in den Händen der Goldmacher (r).

IV. Man kann dem Christenthume abschwören, und die Aergerniß der Kirche werden; ohne von dem Wege der Vernunft, oder des Naturgesätzes abzuweichen (s).

V. Das Vorurtheil stellet uns Gott als ungerecht, zörnig, eifersüchtig, verführisch und barbarisch vor. Ungeräumter Begriff! Gott hat an der Zugrunderichtung des Werkes seiner Hände keinen Wohlgefallen. Ist er unendlich; so ist er es in den Belohnungen: er strafet aber etliche Augenblicke der Schwachheit, und etliche flüchtige Freuden keinesweges mit erschrecklichen und ewigen Peinen (t).

VI.

(p) Poëme sur la Loi nat. (q) Mêlang. C. 11. (r) ibid. (s) Poëme sur la Loi nat. (t) Henriade, Chant. 7.

VI. Gleichwie der Schöpfer die Materie durch die Bewegung leitet; so leitet er den Menschen durch das Vergnügen. Die Menschen haben keine andere Triebfeder: durch die Stimme des Vergnügens rufet uns Gott (u).

VII. Die Philosophen (dergleichen der Gottesläugner Spinosa, der gottlose Hobbes, der Zweifler Bayle, der Geschicksvertheidiger Collins, der verwägene Verfasser der philosophischen Gedanken, und die ganze Menge der heutigen Schriftsteller, welche Abschreiber oder Wiederhälle der Gottlosigkeiten sind) die Philosophen sprechen immer zum Vortheile der Vernunft. Sie lieben die Religion, und rotten den Aberglauben aus. Deßwegen muß man sie nicht allein dulden, sondern auch als die Lehrmeister und Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes betrachten (x).

VIII. Die Duldung, die eben sowohl die Verfolgung als den Aberglauben verabscheuet, bringt die göldene Zeit in einen Staat zurück. Sie wird von der Vernunft angerathen, und durch das Beyspiel der Heyden bestätiget (y).

IX. Keine Secte war bey den Griechen und Römern eine Verfolgerinn: sie waren alle friedsam. Dieses muß uns die Schamröthe austreiben; dieses zeiget uns, daß der gröseste Theil der heutigen Vernünftler Ebenteuer sind, und daß die aus dem Alterthume Menschen gewesen (z).

X.

(u) Discours de la Nature du Plaisir. (x) Pensées. (y) Lettre au Roi de Prusse, Mêlang. C. 27. (z) Mêlang. C. 7.

X. Der grausamste Feind der Gesellschaft ist die Unduldung. Diese hat von Constantins Zeiten her Blutströme veranlasset; die Scheiterhaufen angefeuert; die Rasereyen der Verfolgungen erreget; den Erdekreis mit Meuchelmorde, Todtschlägen, und Treulosigkeiten erfüllet, u. s. w. (a).

XI. Die Unduldung ist das Laster und Verbrechen der Pfaffen und Gottesgelehrten (b).

XII. Die Pfaffen und Gottesgelehrten sind von Lastern und Hochmuthe aufgeblasene Geister, nachdem ihr Gehirn von Wahrheiten entblößet ist. Um eines Fangschlusses willen, möchten sie gerne die ganze Erde in Bewegung setzen; und wünscheten, daß ein Beweiß in Barbara von allen Königen mit Feuer und Schwerte gerächet würde.

Das ist nur ein kleiner Entwurf, und kurzer Auszug der in Voltaires Schriften vorgetragenen Lehre. Das sind die Irrthümer, oder vielmehr die ebenteuerlichen Gräuel, zu deren Bekämpfung wir uns rüsten. Aus diesem Entwurfe ersieht man sogleich, daß sich alles wider Voltairen aufbäume: die Vernunft, die Religion, die allen Herzen eingeprägte Empfindungen der Gerechtigkeit, des Wohlstandes, der Hochachtung gegen die Wahrheit. Und eben diese Vernunft, diese Religion, diese edle Empfindungen werden uns die Waffen wider ihn an die Hand geben.

Die Vernunft ist der erste Leitstern, den uns Gott zeiget, um die ersten und wichtigsten Wahrheiten zu entdecken; um ihn, und uns selber zu erkennen; um un-

(a) Mêlang. Hist. gen.

(b) Lettre au Roi de Prusse.

unsern wahren Ursprung, die Hoheit, die Vortrefflichkeit und Unsterblichkeit des in uns denkenden Wesens, und das kostbare Geschenk unserer Freyheit zu begreifen. Bey Vorleuchtung dieses Lichtes werden wir die Grundsätze der natürlichen Religion, und der sittlichen Tugenden schon gewahr; wir sind schon halbe Christen: Anima naturaliter christiana (c).

Dies ist eben der Stern, den Voltaire den Augen der Welt zu entziehen trachtet. Dies ist jenes kostbare Licht, welches er durch die verführische Sprache, die er mit dem Namen der Philosophie beleget; durch die verächtlichen Fangschlüsse, welche zu nichts taugen, als daß sie jenen, so sich dadurch täuschen lassen, Hohn und Spott zuziehen; durch jenen frechen Ton, der sich blos auf die Vermessenheit und Treulosigkeit stämmet; durch das rasende Geschrey wider alldasjenige, so den philosophischen Freygeist unserer Zeit bekämpft und verdammet, gänzlich auszulöschen sich bemühet. So sind die Mittel beschaffen, deren er sich bedienet, um den Begriff des göttlichen Schöpfers zu verdunkeln, dessen unendliche Weisheit und Allmacht aus allen seinen Werken hervorleuchten; um, der siegreichen Beweisthümer der Offenbarung ungeachtet, ein ebenteuerliches Deistenthum festzusetzen, das ist, jene gemächliche Religion: die uns von allem enthebet, und weder etwas zu glauben, noch zu thun verbindet; um die Lehre von der Geistlichkeit, der Unsterblichkeit, der Freyheit der Seele auf Schrauben zu setzen: um die frecheste Ausgelassenheit allerley Schriftsteller in den Schwang zu bringen, obschon dieselbe der Gesellschaft höchst gefährlich, den Sitten überaus nachtheilig, und der Religion über alle Maasen schmählich ist.

Das

(c) Tertull.

Das sind die ersten Ungeheuer, wider welche wir die Waffen ergreifen werden: um der Vernunft ihre Rechte, und ihr Gebteth wieder einzuräumen; und sie auf dem Wege des Lichtes zu erhalten, welches sie von ihrem Schöpfer erlanget hat; jenes schätzbaren Lichtes, welches sie unfehlbar bis zur Pforte des Heiligthums der Religion und der Offenbarung führen wird. Dieses ist der erste Gegenstand der dogmatischen Untersuchungen dieses zweyten Theiles.

Diese Offenbarung ist in unsern geheiligten Büchern, das ist, in der Sammlung der göttlichen Schriften enthalten: eine Sammlung, worin jene Bücher gefunden werden, von denen man beweist, daß sie die ältesten und glaubwürdigsten in der Welt sind; welche uns die erhabensten und reinsten Begriffe von der Gottheit geben; welche uns allein eine wahre Känntniß von der Schöpfung der Welt, von dem ersten Anfange der Völkerschaften, vom Ursprunge der alten Reiche verschaffen: eine Sammlung, welche, da sie eine Geschichtfolge von mehr als viertausend Jahren aufweist, zu gleicher Zeit die vollkommenste Uebereinstimmung und Verbindung aller ihrer Theile vor Augen leget, indem die nachfolgenden Schriften dasjenige, was die vorhergehenden verkündiget hatten, immer bestättigen: eine Sammlung, worin das hellstralende Licht der herrlichsten Eigenschaften Gottes auf allen Seiten durchbricht, sowohl in Ansehung der entsetzlichsten Wunderwerke, die der menschliche Verstand nur fassen kann, als einer unzählbaren Menge deutlicher Prophezeyungen, welche die düstern Abgründe der künftigen Zeiten durchdringen, und dasjenige schon als gegenwärtig zeigen, was die folgenden Jahrhunderte sehen sollten, was sie gesehen und bezeuget haben: eine Sammlung, die unschätzbar ist; welche der Weltmensch, der Ordensmann, der Philosoph, der

Weise zu Rathe ziehen, durchgründen, betrachten kann, weil sie für alldasjenige, was dem Menschen ersprieslich seyn kann, sichere Känntnisse an die Hand giebt: eine Sammlung endlich, wider welche die Feinde des Christenthumes und der Wahrheit blos darum mit einer höllischen Bosheit ewig Krieg führen, weil diese geheiligtste Bücher der Leitstern der Religion, die Richtschnur der Sitten, die Geisel des philosophischen Hochmuthes, die fruchtbareste und erschrecklichste Verurtheilung der Ausschweifung der Leidenschaften sind.

Voltaire getraut sich diese Bücher nicht geradezu und von vorne anzugreifen; allein seine seitwärts gerichtete Anfälle geschehen darum nicht mit weniger Heftigkeit und Muthe. Um diese göttliche Bücher verächtlich zu machen, rücket er mit der unsinnigsten und gottlosesten Stachelschrift wider jene Nation an: welche schon vor mehr als dreytausend Jahren die Verwahrerinn davon gewesen: welche der Gegenstand der Prophezeyungen war, die darin verkündiget sind, wie auch der Wunderwerke, die darin erzählet werden; welche jene grose Männer unter sich begriff, die Gott, zur Verkündigung seines Gesätzes und Willens, auserlesen und begeistert hatte. Er lästert die Schrift; er verdreht die Geschichten; er setzet Gräuel und Widersprüche voraus, welche nirgendswo anzutreffen, als in seinem, von Hasse und Gottlosigkeit erhitzeten Gehirne.

Da er nach seinem gemachten Entwurfe immer fortgeht; so erblicket er in der Glaubenslehre von der Erbsünde nichts, als eine kindische Fabel; in der Geschichte der Sündfluth, eine Ungereimtheit; in der Bevölkerung des Erdekreises, so wie uns dieselbe von der heiligen Schrift vorgetragen wird, einen Beweis der schändlichsten Unwissenheit. Die übrigen Punkte der

Offenbarung werden, bey sich eräugender Gelegenheit, nicht weniger mishandelt.

Die Vermessenheiten, Ungereimtheiten und Lästerungen werden den zweyten Gegenstand unserer Untersuchungen in diesem zweyten Theile ausmachen. Wir werden dieselben zernichten; wir werden ihre Falschheit und Verwägenheit vor Augen legen; wir werden schon vorläufig etliche Stralen jener sonnenklaren Beweisthümer blicken lassen, welche das widerphilosophische (antiphilosophique) Wörterbuch, woran wir arbeiten in kurzer Zeit ausführlich, und in ihrem völligen Lichte darstellen wird.

Endlich da die christliche Kirche von Gott selber die Vollmacht hat, uns diese geheiligte Bücher vorzulegen, zu erklären, den Stoff ihrer Lehre und unserer Unterweisung daraus zu ziehen: so kann man aus diesen Titeln schliessen, wie verhaßt sie bey einem Menschen seyn müsse, der sich als einen geschwornen Feind der Religion und Offenbarung zeiget. Dem zufolge sind ihre Diener der unverrückte Gegenstand der heftigsten Stachelschriften; ihre ehrwürdigste Zusammenkünfte, ihre Rathsversammlungen, die man die Reichstage der christlichen Religion benamsen könnte, werden mit der äusersten Verachtung angesehen; ihre Satzungen, und die Gebräuche bey ihrem Gottesdienste sind der Stoff der ungebührlichsten Spöttereyen; der Bruch ihres Ansehens wider die Verführer, wider Menschen, die weder Glauben noch Sitten haben, wird als eine Tobsucht, als eine Barbarey, als eine unerträgliche Verfolgung durch die Hechel gezogen.

Und wer ist derjenige, der sich über alles, was nur immer verehrenswürdig und heilig ist, zum Richter aufzuwerfen untersteht? Der sich für den Göttterspruch,

für den Verbässerer, für den neuen Lehrmeister des ganzen Erdbodens auszugeben getrauet? Gott bewahre mich, daß ich hier nicht aus demjenigen Tone spreche, dessen er sich in der mir durch seine Erläuterungen gegebenen Antwort bedienet hat. Ich werde niemals aus dem Gleise jener weisen Eingezogenheit treten, an der ich mich aus Wohlgefallen halte; und welche ehrbare Leute immer von den Schriftstellern fodern. Ich will lieber durch meine Gelassenheit ihren Beyfall verdienen, als andern durch eine Schilderung meines Gegners, worinnen die Wahrheit zu stark ins Aug fiele, zu gefallen suchen. Er wird indessen durch den übrigen Theil seiner Irrthümer, die wir itzo bestreiten und entlarven wollen, sattsam bekannt werden.

Die Irrthümer des Herrn von Voltaire.

Zweyter Theil.

Die dogmatischen Irrthümer.

I Hauptstück.

Anmerkungen über Voltaires Gedanken von der öffentlichen Regierung.

Wir machen mit diesen Anmerkungen über die Gedanken Voltaires den Anfang: weil sie dasjenige, so wir hernach werden zu sagen haben, in ein helles Licht setzen können. Er nennet sie: Gedanken über die öffentliche Regierung. Die Benennung würde bässer gerathen seyn, wenn er sie so ausgedrücket hätte: Ge-

danken über allerley Gegenstände, und hauptsächlich wider die Religion.

I. Da die Philosophen keine Absicht auf einigen Eigennutz haben: so können sie anders nicht, als der Vernunft und dem allgemeinen Nutzen zu Liebe sprechen. Sie lieben die Religion, und leisten den Fürsten Dienste, da sie den Aberglauben, welcher der immerwährende Feind der Fürsten ist, zerstören.

Um die Gedanken des Herrn von Voltaire zu fassen; muß man wissen, was er durch die Worte: Philosoph, Religion, Aberglauben, verstehe.

Ein Philosoph ist, nach der Denkungsart Voltaires, derjenige, der kein göttliches Gesätz anerkennet, und alle Gesätze der Menschen mit Füsen tritt.

Die Religion ist die Freyheit, nach eigener Willkuhr zu denken, und ein Wort, womit man die Gottlosigkeit bemäntelt.

Der Aberglaube ist ein allgemeiner Namen, den man allen Gottesdiensten beyleget; und den man niemals lieber anwendet, als wann man den eintzig wahren Gottesdienst schmähen will. Die Folge dieser Anmerkungen wird die Wahrheit der Erklärungen, die ich itzt gebe, beweisen.

Voltaire saget, daß die Philosophen die Religion lieben; und gleich hernach setzet er die verschreytesten Bösewichte, die man kennet, in die Reihe der Philosophen. Er setzet darin Spinosen, Hobbesen, den Lord Shaftsbury, Tollanden, Baylen, Collinsen, Beckern, den Verfasser der philosophischen Ge-

dan-

danken, und andere, deren Gemüthsart und Gottlosigkeiten sich in dem Hauptstücke von der Duldung der Philosophen zeigen werden. Will der Herr von Voltaire selbst in die Zunft solcher Art Philosophen aufgenommen werden? Liebet er nach derselben Anweisung die Religion?

II. Der Aberglaube ist der gräulichste Feind des menschlichen Geschlechtes.

Alles, was nicht ein Philosoph ist, ist in Voltaires Augen abergläubisch. Alles ist Aberglauben, was nicht mit den Grundsätzen der heutigen Philosophie übereinstimmet. Die Religion ist dieser Philosophie stark entgegen gesetzet. Was soll man hieraus schliesen? Dieses, daß nach Voltairen die Religion der **gräulichste Feind des menschlichen Geschlechtes** sey.

III. Wenn der Aberglauben über den Fürsten herrschet: so hindert er ihn, die Wohlfarth seines Volkes zu befördern. Wenn er das Volk einnimmt: so machet er es wider seinen Fürsten aufrührisch.

So müssen allso die Aengelländer, die Voltaire mit so hohen Lobsprüchen erhebet, sehr abergläubisch seyn: denn man weis von keinem Volke, das sich wider seine Fürsten so oft empöret habe.

IV. Der Aberglaube hat den Meuchelmord Heinrichs des III, Heinrich des IV, Wilhelms Prinzen von Oranien, und vieler andern veranlasset. Dieser hat gemachet, daß von Constantinen her Blutströme vergossen worden.

Man hat gräuliche Laster, und abscheuliche Mordthaten gesehen, die von Christen begangen worden. Allein diese Laster sind unter denselben viel rarer, als unter den Heyden und Mahometanern, gewesen. Von mehr als fünfzig römischen Kaisern, die vor Constantinen gewesen, sind gar wenige, die nicht ermordet worden. Ehe noch ein Jahrhundert nach Mahometen verstrich: hatten schon fünf oder sechs Califen auf diese Art ihr Leben verloren. Solche Laster wurden mehrentheils gutgeheissen und belohnet: weit gefehlet, daß sie verabscheuet und gestrafet worden wären. Die Christen hergegen haben schier alle die, so unter ihnen begangen worden, verfluchet und gerächet. So ist denn die Lästerung ungegründet, die Voltaire hier wider das Christenthum ausstößt.

Man merke, daß er die Beyspiele der grosen Laster nirgend anders, als unter den Katholischen aufzusuchen trachte. Der Herzog von Guise wird durch den Poltrot de Mere ermordet: Karl der I wird auf Cromwels Befehl verurtheilet, und enthauptet: Jakob der II, König in Aengellande, und Sigismund König in Schweden, werden durch aufgebrachte Unterthanen des Thrones entsetzet. Der Herr von Voltaire saget von diesen abscheulichen Lastern kein Wörtchen. Die Ursache ist, weil sie von Protestanten begangen worden; und diesen will er keinesweges das Verhaßte des Aberglaubens zur Last legen.

Noch eine verleumderische Aufmutzung ist es, wenn er den Christen die Blutströme vorrupfet, die sie seit Constantins Zeiten angerichtet haben sollen. Man hat zuweilen von Seiten der Ketzer grose Empörungen erfahren; will Voltäire es rechtmäsigen Fürsten verdenken, daß sie, die Aufrührer zu strafen, die Religion zu rächen, und ihr Ansehen zu handhaben, zu

den

den Waffen gegriffen haben? Daneben, hat wohl die Welt so viel durch diese Kriege gelitten, als sie vormals durch jene litt, die das Reich des heydnischen Roms während dreyhundert Jahren, da es gestanden, erschütterten? Sah man nicht dreyhnndert Jahre lang schier ohne Unterlaß die römischen Legionen sich untereinander, gleich den Rasenden zerfetzen, und vernichten? Sah man nicht dreyhundert Jahre lang die eine Hälfte der Welt schier immerfort in den Waffen stehen, um die andre Hälfte aufzureiben; und schier alle Reiche durch die Unruhen bürgerlicher Kriege in Verwüstung gerathen? Ist es nicht die christliche Religion, welche diese Blutbäche, die bis auf Constantins Zeiten daher geströmet, gehemmet hat?

Eine so verläumderische, und so handgreifliche Bosheit, als die ist, welche der Herr von Voltaire hier zeiget, kann ein groses Gut veranlassen, nämlich ihn um all sein Ansehen bringen.

V. **Man hat in der Welt kein einziges Beyspiel von Philosophen, die sich den Gesätzen des Fürsten widersetzet hätten. Es giebt kein Jahrhundert, in welchem der Aberglaube nicht Unruhen gestiftet hat, die einen Gräuel erwecken.**

Man hat kein einziges Beyspiel von Philosophen nach der Bildung Voltaires, die nicht wider die Gesätze geredet, oder geschrieben haben. Montesquieu und Boulainvilliers tadeln die Gesätze ihres Vaterlandes, wiewohl von der Seite her, dennoch deutlich genug. Tolland ward in Verhaft gezogen, da er die Waffen wider seinen König noch in Händen hatte. Becker ward seines Amtes entsetzet, weil er sich wider die Mächte aufgebäumet hatte. Spinosa kannte keine andere Gesätze, als das Faustrecht.

Haben die Philosophen keine offenbare Meutereyen erreget; so geschah das darum, weil man aus ihren schönen Vernunftschlüssen nicht viel Wesens machte; und die Welt ist deßwegen nur glücklicher gewesen.

VI. Als die Vernunft sich aufklärete; hat sie die Wurzel der Religionskriege zernichtet. Der philosophische Geist hat diese Pest der Erde verbannet.

Die Religionskriege haben Deutschland, Frankreich, Aengelland, und die Niederlande verwüstet. Man forsche nach, was der Ursprung dieser Kriege gewesen sey. Man wird sehen, daß es die Verwägenheit einiger Menschen gewesen, die vorgehabt haben, den alten Gottesdienst zu verbannen, oder zu verändern; eine stolze Hartnäckigkeit, welche in den Sachen, die den Glauben und die Sittenlehre betreffen, keine Obermacht erkennen wollte; eine tolle Eitelkeit, die da glaubete, sie habe die Erleuchtungen und die Vernunft zum Erbtheile bekommen, und daher die übrigen Leute nur als dumme Sklaven der Vorurtheile ansah.

Das waren die Gedanken der angeblichen Verbesserer der Religion im sechszehnten Jahrhunderte. Denken wohl unsre Philosophen heut zu Tage anders? Mit welchem Mitleiden betrachten sie nicht jene, die noch das Herz haben, das Ansehen des Glaubens zu verehren, und den Pflichten der Religion eine Gnüge zu leisten! Was muß ihr Hochmuth nicht leiden, wann man die Ausschweifungen ihrer Gedanken, die Ungereimtheiten ihrer Vernunftschlüsse, die Falschheit ihrer Lästerungen und Lügen entdecket! Was würde nicht die christliche Welt von ihnen zu fürchten haben, wenn sie so viel Macht und Ansehen hätten, als sie Kühnheit und Verwägenheit haben! Ihr friedsames Wesen

rühret

rühret nur von ihrer Schwäche her. Gewißlich würde keine Pest der Welt gefährlicher und verderblicher seyn, als jene, die der philosophische Geist in derselben ausbreiten würde, wenn er jemals das Ruder führete.

Ein Mensch, der da sinnet und nachdenket, wird allemal erkennen, daß es der Religion eigen sey, die Vernunft aufzuklären; und daß in der That nichts dieselbe mehr erleuchtet habe, als das Licht, so ihr von der Religion mitgetheilet worden. Seit der Einführung des Christenthums hat man eine weit grösere Erkenntniß der Gottheit, der Sittenlehre, der verschiedenen Pflichten des Menschen, als die Philosophen des Alterthums gehabt haben. Aber nichts ist so bequem, die Vernunft auf Abwege zu leiten, als der philosophische Geist. Man wird davon zu urtheilen im Stande seyn, wenn man die seltsamen Lehrsätze erwägen wird, die jene Philosophen vorgetragen haben, von denen wir bald reden werden.

VII. **Wenn Luther und Calvin in die Welt zurückkämen: so würden sie keinen gröseren Lärmen machen, als die Scotisten und Thomisten. Warum das? Weil sie zu einer Zeit kämen, wo die Menschen aufgekläret zu werden beginnen.**

Der Spruch, und der Grund, worauf er sich fuset, sind eins wie das andre falsch. Arius kam in einem aufgeklärten Jahrhunderte; und was für Unruhen erweckte er nicht! Die Schriften des Jansenius kamen besonders in dem schönen Jahrhunderte Ludwig des XIV ans Licht; und dennoch, was haben sie nicht für Lärmen und Unruhen in Frankreiche, und in den Niederlanden gestiftet!

VIII. Nur zur Zeit der Barbarey sah man Zauberer, Besessene, u. d. gl.

Jesus Christus ist in dem schönen Jahrhunderte des Augustus gekommen. Die heiligen Apostel Peter und Paul haben zu derselbigen Zeit gelebet. Diese haben Besessene befreyet, und Zauberer widerleget und beschämt gemachet. Das bezeugen die geheiligten Bücher. Indessen versichert uns der Herr von Voltaire: es seyn niemals Besessene, noch Zauberer in den aufgeklärten Jahrhunderten gewesen. Wer verdienet hier den Vorzug? wer muß mehr Ansehen haben? unsre göttliche Bücher, oder der Herr von Voltaire?

IX. Jene Regierung würde sich für die Hottentotten schicken, bey welcher es einer gewissen Anzahl Menschen erlaubet wäre zu sagen: die, so arbeiten, müssen bezahlen; wir sind nichts schuldig, weil wir müsig gehen.

So ist aber die Regierung in allen Landen beschaffen. Der Bauer arbeitet, und bezahlet jene, die nichts thun. Der Adelige, die Oberkeit, der Geistliche leben von ihren Einkünften, und sie thun keine Dienste, als wann sie besoldet werden, oder eine Besoldung erwarten.

X. Jene Regierung würde Gott und die Menschen lästern, bey welcher Leute sagen könnten: wir haben alles vom Staate, und sind ihm nichts schuldig, als Gebeth.

Was für eine Lästerung Gottes wäre es denn, wenn der Staat jenen die Unterhaltung schaffete, die dem Gottesdienste abzuwarten verpflichtet sind, so wie er

dem

dem Soldaten die Lebensmittel versorget? Der Soldat vertheidiget das Vaterland, und befestiget den Frieden des Staates. Die Geistlichen begnügen sich nicht mit dem Bethen; sie unterrichten, sie ordnen die Sitten. Will Voltaire sagen, die Geistlichkeit zahle nichts, da sie doch grose Güter besitzet: so brauche ich ihm nichts darauf zu antworten. Ein jeder weis, daß dieselbe in diesem Jahrhunderte schon über zweyhundert Millionen bezahlet hat.

XI. **Es giebt manche Klöster, die der Welt auf keine Art etwas nutzen, und zweymal hunderttausend Franken Einkünfte geniesen. Die Vernunft beweist, daß, wenn man diese zweymal hunderttausend Franken unter hundert Befehlshaber austheilete, die verheurathet würden; alsdann hundert gute Bürger belohnet, und in Zeit von zehn Jahren, zum wenigsten vier hundert Personen mehr, anstatt fünfzig Bärenhäuter, im Staate seyn würden. Und das ist es eben, wonach die ganze Welt, vom Prinzen vom Geblüte an bis auf den Weingärtner, verlanget. Nur der Aberglauben widersetzte sich vor Zeiten diesem Wunsche: allein die Vernunft, die dem Glauben unterthänig ist, muß den Aberglauben unter die Füse bringen.**

Der ledige Stand der Religion, den Jesus Christus eingeflöset, der h. Paul angerathen, die Menge der christlichen Helden, die sich ihm gewidmet, ehrwürdig gemachet, hat zu der Aufrichtung der Klöster Anlaß gegeben. Diese sieht der Herr von Voltaire nur als Freystätte der Trägheit, und Werke des Aberglaubens an.

Was er klare Beweise nennet, das ist durch die Geschichten handgreiflich zernichtet. Die Geschichten beweisen:

1. Daß in Frankreiche kein Kloster sey, welches zweyhundert tausend Franken Einkünfte besitze. Was zu Commenthuren geschlagen ist, muß nicht gerechnet werden, weil es der König gleichsam in Händen hat, um den Häusern derer, die dem Staate dienen, eine Belohnung, oder eine Gnade zukommen zu lassen.

2. Daß die Pfründen der Klöster, zu den öffentlichen Abgaben der Kirche und des Staates, sehr hoch, bisweilen auf ein Fünftel, angeschlagen seyn. Mithin sind sie dem Staate nicht auf alle Art unnützlich.

3. Daß diese Klöster sehr häufige Allmosen austheilen, die ein groses Hülfsmittel für die armen Unterthanen sind, deren es im Staate eine Menge giebt. Ein Privatmann, der hundert tausend Franken Einkünfte hat, zahlet dem Staate nicht so viel, als diese Klöster; er theilet keine so grose Allmosen aus: so trägt er denn weniger zur allgemeinen Wohlfahrt bey. Soll man ihn deßwegen seiner Güter berauben?

4. Daß es selbst bey bürgerlichen Häusern, und vielmehr bey Adeligen wenig gebräuchlich sey, mehrere Kinder männliches Geschlechtes zu verehlichen. So giebt es denn Einige, die zum ledigen Stande gezwungen sind. Folglich muß man den ledigen Stand der geistlichen Orden nicht gänzlich verwerfen. Giebt es ja Klöster, die unnöthig zu seyn scheinen: so muß man auch bekennen, daß es nothwendige gebe.

XII. Dem Fürsten kostet es nur ein Wort, zu hindern, daß man zum wenigsten vor dem fünf und zwanzigsten Jahre des Alters keine Gelübde thue. u. s. w.

Was würde es dem Fürsten nutzen, wenn er hinderte, daß vor dem fünf und zwanzigsten Jahre keine Gelübde gethan würden? Würden durch dies Mittel mehrere zu dem Ehestande schreiten? In Frankreiche giebt es mehr als zwo Millionen ungebundener und mannbarer Personen, die auser den Klöstern im ledigen Stande leben; einige, weil sie nicht Güter genug haben, sich ihrem Stande gemäs zu setzen; andere, weil sie sich der Ruglosigkeit ergeben. So fehlt es denn nicht an Unterthanen für den Ehestand, und allso ist es noch nicht nöthig, die Gesetze des Klosterstandes zu vernichten, um die Bevölkerung zu befördern.

Neben dem arbeitet man an der Bevölkerung mit einer Einrichtung, die den Sitten sowohl als dem Staate nachtheilig ist. Man begnüget sich mit einem Erben. Man findt mehr Geschmack an einer zügellosen Wohllust. Man hat eine grose Menge der vornehmsten Häuser in Paris gesehen: die sich auf das Leben eines einzigen Kindes gründeten. Die Geschlechter wußten sich vor diesem bässer im Stande zu halten: dieweil man Klugheit genug besas, daß man wegen Menge der Kinder nicht besorget seyn dorfte; und Mäßigkeit, daß man die Mittel fand, deren mehrere auszusteuern. Nichts ist der Bevölkerung günstiger, als die guten Sitten; und nichts ist ihr widriger, als das ruglose Leben.

Der Herr von Voltaire setzet hinzu: daß, wenn man die Klöster abschafte, die vornehmen Töchter in Frankreiche eben das werden würden, was

sie

sie in Aengellande, Hollande, u. a. m. werden; daß sie Bürger machen würden. Allein fürs erste ist Frankreich, nach eigenem Geständnisse des Herrn von Voltaire, der Klöster ungeachtet, nach Maasgabe mehr bevölkert, als Aengelland: mithin ist die Vergleichung unnöthig. Zweytens giebts in Frankreiche unvergleichlich mehr Töchter von vornehmen Häusern, die einem gezwungenen ledigen Stande in der Welt gewidmet sind, als es deren in den Klöstern giebt, die an den ledigen Stand des Ordens gebunden sind: und mithin würde die Abschaffung der Klöster dasjenige Gut nicht bewirken, so der Philosoph sich vorstellet. Seine grose Worte sind allso nur ein leeres Geschwätz. Man sehe nach, was im 22ten Hauptstücke von dem ledigen Stande der Ordensgeistlichen hievon weiter gesagt wird.

XIII. **Es ist ein groses Glück für den Fürsten und den Staat, daß darinnen viele Philosophen sind, die den Leuten alle diese Grundsätze einprägen.**

Seit der Zeit, daß diese Vernünftler, die sich Philosophen nennen, ihre schöne Grundsätze ausblasen, sind die Völker weniger gesittet, die Bevölkerung gemindert, und die Ruglosigkeit vermehret. Schweden hat dieses eingesehen, und ist mit Ausfindung der Mittel beschäftiget, den Sitten und der Religion ihre Ehrfurcht wieder zu geben, um hierdurch die Wohlfahrt des Staates zu versichern. Wie wären die Fürsten und Völker zu beklagen, falls sie keine andere Weisheit, als unsrer Philosophen ihre hätten, die Sitten zu bilden!

XIV. **Alle Menschen sind von Geburt einander gleich.**

Dieser Spruch ist in dem Munde eines Weisen eine Wahrheit. In einem andern Munde ist er ein Geschrey der Aufruhr und der Raserey. Dieser Spruch hat vor 209 Jahren einer erstaunlichen Menge Wiedertäuser die Waffen in die Hände gegeben, und die Hälfte Deutschlandes mit Blute überschwemmet.

XV. **Die Freyheit besteht darinnen, daß man Niemanden, als den Gesätzen, unterworfen sey. Auf diesen Fus ist heutiges Tages Jedermann frey in Aengellande, in Hollande, in der Schweiz, zu Genf, zu Hamburg. Man ist es sogar in Venedig, und in Genua: wiewohl die, so keine Glieder der Oberkeit sind, alldort mit Verachtung angesehen werden. Allein es giebt noch christliche Provinzen und grose Königreiche, worin der gröste Theil der Menschen in der Sklaverey ist.**

Voltaire kennet keine freye Menschen, auser in Schweden, in Aengellande, in Hollande, u. d. gl. So ist man denn sonst überall sklavisch. Er bestrebet sich immer, das Joch der königlichen Macht verhaßt zu machen. Er sieht allenthalben das despotische Regiment! und er sagt frey heraus: daß das despotische Regiment ein Mißbrauch der königlichen Macht sey (a) So denket dieser Philosoph, dieser Bürger, dieser Unterthan!

XVI. **Ein Republikaner ist allemal seinem Vaterlande mehr ergeben, als ein Unterthan dem seinigen, aus der Ursache, weil man sein eigenes Gut mehr liebet, als das Gut seines Herrn.**

(a) Melang. Ch. 2. P. 24.

So sind denn die Franzosen unglückliche Leute, daß sie Könige haben. Dieser Gedanken Voltaires ist weder christlich, noch verständig, noch in vielen Absichten wahr.

XVII. **Was ist die Liebe des Vaterlandes? Sie ist ein aus Eigenliebe, und Vorurtheilen zusammengefügtes Wesen, welches keine grösere Tugend kennet, als das Bäste der menschlichen Gesellschaft.**

Alles das, so nicht auf die Eigennützigkeit abzielet, ist in dem Munde der heutigen Philosophen ein Vorurtheil. Dergleichen Grundsatz zernichtet alle Tugenden, und beynahe alle Pflichten.

XVIII. **Die calvinische und lutherische Lehre stehen in Deutschlande in Gefahr. Dies Land ist voll groser Bißthümer, regierender Abteyen, Kanonicaten, lauter Triebfedern zur Bekehrung. Ein protestantischer Fürst wird katholisch, um in einem gewissen Lande Bischof oder König zu seyn, so wie eine Prinzessinn, um sich zu heurathen.**

Was Voltaire von der Gefahr dieser Secten saget, ist wahr. Was er von den Beweggründen der Bekehrung saget, ist oftmals falsch. Der Erbprinz von Hessen giebt wirklich ein vieles daran, um katholisch zu bleiben. Der selige Kurfürst von der Pfalz ward katholisch, ohne einige dergleichen Hoffnung zu haben *. Aber viele Fürsten in Deutschlande wurden Protestanten, um die Güter der Kirche zu rauben. Voltaires Orakel ist dem Fehlen stark unterworfen.

XIX.

* Die hierüber gemachte Anmerkung sieh im I. Bande, am XL. Hauptstücke.

XIX. Wenn die römische Religion die Oberhand wieder gewinnt: so wird es durch die Lockspeise fetter Pfründen, und vermittels der Mönche geschehen. Die Mönche sind Kriegsleute, die immerfort streiten.

Die Mönche streiten für die katholische Religion. Sehet da die Ursache, warum die Philosophen dieselben gerne vertilgen wollten, und warum sie sich so viel Mühe geben, sie verächtlich zu machen.

XX. Wer würde es bey dem nimwegischen Friedensschlusse gesaget haben, daß Spanien, Neapel, Sicilien, Parma jemals zu der Krone Frankreich gehören würden? Sah man wohl vor, als Karl der XII. Schweden despotisch regierte, daß seine Thronfolger kein grösseres Ansehen haben würden, als die Könige in Polen?

Sehet da Anmerkungen, die sich für einen tiefsinnigen Philosophen wohl schicken! Wem ist es unbekannt, daß das Künftige ein unerforschlicher Abgrund ist; und daß die Veränderungen von einer Unendlichkeit der Dinge abhangen, die der menschliche Witz nicht vorsehen kann? Allein was soll man aus diesen grosen Worten für einen Schluß machen? Man suche den Nutzen dieser philosophischen Gedanken auf.

XXI. Vormals verkauften die Russen sich selbsten. Itzt hegen sie eine Hochachtung gegen sich, die zulänglich ist, keine fremde Soldaten unter den ihrigen dienen zu lassen; und sie setzen ihre Ehre darauf, daß sie niemals ausreissen: aber es mangelt ihnen noch an ausländischen Befehlshabern.

Das ist ein Beweis, daß diese Nation wild gewesen; und daß sie itzt ihre Wildigkeit erst abzulegen beginne.

XXII. Ein Sammler der Briefe der Königinn Christina hat dem menschlichen Geschlechte den Schimpf angethan, daß er die Ermordung des Monaldesqui gerechtfertiget, der zu Fontaineblau auf Befehl einer Schwedinn, unter dem Vorwande, daß diese Schwedinn Königinn gewesen war, ums Leben gebracht worden.

Die Königinn Christina behielt, nach abgelegter Krone, immer den Namen, und die Ehre einer Königinn. Der Herr von Voltaire, da er von ihr redet, nennet sie schlechtweg eine Schwedinn. Ist es anständig, allso von einem gekrönten Haupte zu reden? Würde es dem Wohlstande gemäs gewesen seyn, wenn man Kaiser Karl den V, nach abgedanktem Reiche, einen Niederländer, einen Genter genannt hätte? Die Ermordung des Monaldesqui rechtfertigen wollen, ist die Thorheit eines Schriftstellers, den man verachtet. Allein dem Vatersmörder Cromweln die erhabensten Lobsprüche schenken, heist das nicht, die königliche Würde beschimpfen? So machet es aber Voltaire.

XXIII. Pufendorf, und jene, die so wie er, von den Vortheilen der Fürsten schreiben, machen Kalender, die für das laufende Jahr mangelhaft sind, und für das folgende Jahr gar nichts taugen.

Pufendorf hat eine Einleitung zur allgemeinen Geschichte gemachet, die hoch geschätzet wird. Sie ist verschiedene male aufgeleget und übersetzet worden.

Der

Der Herr von Voltaire, der einen Versuch über die allgemeine Geschichte herausgegeben, verachtet das pufendorfische Werk. Das bringt der Neid eines Menschen gegen den andern mit sich, der dieselben Waaren zu Markte bringt. Ein solcher spannet alle Kräfte an, die Waaren seines Mitwerbers verächtlich zu machen.

II. Hauptstück.

Von den Beweisen des Daseyns Gottes.

Es giebt ein Gott. Es giebt ein ewiges Wesen, ein Schöpfer und erster Anfang aller Dinge, dem alle Geschöpfe den Huldigungseid, und Gehorsam schuldig sind. Eine Wahrheit, welcher niemals ein Nachdenkender und überlegender Mensch seinen Beyfall hat versagen können! Dies ist der Grund aller Gesätze, und das allernöthigste Band der Gesellschaft. Einige ausschweifende Philosophen haben diese Wahrheit vormals bestreiten wollen. Leute vom allermittelmäsigsten Verstande wären heut zu Tage dazu gewachsen, ihnen die Schamröthe abzuzwingen; und durch Läugnung dieser Wahrheit würde man sich mit Schande belegen.

Der Herr von Voltaire hat nie geschienen, an diesem Punkte den geringsten Zweifel zu hegen: und man könnte von ihm eben so wenig argwohnen, daß er ein Gottesläugner, als daß er ein guter Katholik wäre. Er lehret uns, Neuton sey innerlich überzeuget gewesen, daß ein Gott sey; und der Beweis vom Daseyn Gottes, den die Erwegung der Endursachen an-

giebt, sey in den Augen dieses grosen Mannes der stärkste gewesen.

Dieser Beweis ist in der That sehr gut: weil er der sichtbarste, und aller Welt leicht begreiflich ist. Allein weil er der einzige ist, den der Herr von Voltaire in seiner Philosophie annimmt: so hätte er anderswo nicht alle Kräfte anwenden sollen, ihn zu zernichten; noch derer spotten, die sich damit gerne begnügen wollten. Er thut dieses aber doch in dem ganzen Hauptstücke, das den Titel führet: **der Traum Platons.** Es ist wahr, dieser Traum ist nur ein Gedicht, über die Weise, wie dieses Weltgebäude aufgeführet ist, zu scherzen. Allein der scherzende Ton ist zuweilen eben so verführisch, als eine ernsthafte Schlußrede. Man vergleiche das, so er daselbst von den Unordnungen, die man in dieser Welt sieht, weitläuftig schreibt, mit dem, so er in seiner Philosophie von der schönen Ordnung, die darin regiert, so kurz saget: und man wird sehen, daß, wenn keine andere Philosophie, als die seinige, in der Welt wäre, man aus der schönen Ordnung, die er als die stärkeste Probe von dem Daseyn Gottes giebt, nicht viel machen, sondern noch starke Versuchung leiden würde, das Daseyn Gottes zu läugnen.

Es giebt in dieser Welt eine so wunderbare Ordnung, und so leuchtende Merkmaale einer unendlichen Weisheit: daß man dieselben nicht untersuchen kann, ohne sogleich die Wirklichkeit eines göttlichen Schöpfers zu erkennen. Es giebt auch wirkliche und scheinbare Unordnungen: deren Ursachen uns die Vernunft, die Tradition, und der Glaube lehren. Man kann nicht nach der Billigkeit vernünfteln, wenn man nicht diese verschiedene Quellen der Wahrheit zu Rathe zieht und vereinbaret.

Die Offenbarung lehret uns: daß die Erde, so wie wir sie heut zu Tage sehen, ganz was anders sey, als sie dazumal war, da sie aus den Händen ihres Schöpfers hervorkam. Sobald sie durch die Sünde des ersten Menschen beflecket war; lies Gott den Fluch über sie ergehen (b). Er benahm ihr jene wundersame Fruchtbarkeit, die den Menschen im Stande der Unschuld mit Nothdurft, und Ergötzung versehen sollte; und überlies sie einer solchen Unfruchtbarkeit, die dem sündhaften Menschen nichts mehr, als vermittels seines häufigen Schwitzens und Arbeitens hervorbringen sollte.

Diese erste Verderbniß war nichts in Vergleiche derjenigen, so ihr die Sündfluth verursachte. Man kann davon urtheilen, wenn man den Unterschied des Lebens der Menschen erwäget, die sieben- oder achtmal länger vor der Sündfluth lebeten, als sie nach selbiger gelebt haben. So mußte denn dasjenige, so zum Unterhalte des Lebens dienete, nicht mehr so viel Kraft und Wirkung haben, als es davor hatte. Ich bin nicht gesinnet, auf alle die vermeynten Unfugen, die sich in dieser Welt finden, zu antworten. Wir haben bereits treffliche Werke, die hiervon handeln. Mir ist es genug, einem christlich denkenden Menschen zu sagen: daß der sündhafte und verfluchte Mensch nicht verdienet habe, alle Annehmlichkeiten des Aufenthaltes zu behalten, der nur für den gerechten und unschuldigen Menschen war verfertiget worden.

„ Neutonen, sagt der Herr von Voltaire, gefiel
„ der grose Beweis nicht sehr, der aus der Nachfolge
„ der Dinge hergeleitet wird. Er befand, daß dies

(b) Gen. 3.

„ Beweisthum nur in der Zweydeutigkeit der Zeugun-
„ gen und der von einander abstammenden Dinge ge-
„ gründet wäre. Denn die Gotteslaͤugner, die die
„ Völle annehmen, antworten: daß es, eigentlich
„ zu reden, keine Zeugung, keine hervorgebrachte
„ Dinge, keine mehrere selbstständige Wesen gebe.„

Ich weis nicht, ob dieser Beweis dem Herrn Neu-
ton gefallen habe: aber es konnte nicht fehlen, dieser
grose Geist mußte die Stärke desselben empfinden.
Er ist ungekünstelt, klar und kräftig.

Denn der Mensch, der heute da ist, empfindet wohl,
daß er sich selbsten das Wesen nicht habe geben kön-
nen, und daß derjenige, von welchem er es her hat,
nicht mehr Macht, als er, gehabt habe, sich es selb-
sten zu geben. Da er von Geburt zu Geburt hinauf-
steiget, findet er immer andere ihm ähnliche Dinge,
die eben so schwach sind, als er. Eine unendliche
Nachfolge annehmen, das heißt die Vernunft angrei-
fen und in Empörung bringen: das heist, sich gleich
einem verzweifelten in einen Abgrund stürzen, wo
man alles aus den Augen verliert. So muß man denn
seine Zuflucht zu einem Wesen nehmen, das von sich
selbst nothwendig da ist, und die Fähigkeit hat, den
übrigen die Wirklichkeit zu geben. Alsdann findet
die Vernunft einen festen Grund, welcher ihr eine Ge-
nüge leistet. Sie stärket sich noch in ihrer Entdeckung
durch den Anblick der Ordnung, die in dem Weltge-
bäude herrschet. Da Voltaire sich diesem Beweise
widersetzet: so giebt er zu erkennen, daß es ihm an
Gerechtigkeit, oder an Einsicht fehle. Er spricht hier-
auf ein paar Worte von der Lehre des Spinosa, wor-
über wir unsere Meynung zu sagen, verbunden zu seyn
glauben.

Kurze

Kurzer Abtritt über die Lehre des Spinosa.

Ich kann nicht glauben, daß jemals ein so thörichter Mensch gewesen sey, der den Träumereyen des Spinosa, welche von den Gelehrten verachtet, und nur von den Unwissenden gerühmet werden, Beyfall gegeben habe. Eben so wundere ich mich, daß etliche Philosophen sich die Mühe gegeben haben, sie zu widerlegen; und daß der Herr von **Voltaire** die Kühnheit habe, sie zu wiederholen.

Denn, man stelle dieses ungereimte Lehrgebäude einem geschickten Metaphysiker vor Augen, der die Fähigkeit besitzt, die abgesondertsten Wahrheiten zu durchdringen, alle Sätze aufzulösen, alle Begriffe zu zergliedern, von allem sichere und unwidersprechliche Gründe anzugeben: oder man stelle es einem Menschen vor, der in philosophischen Untersuchungen gar nicht geübet ist, der aber einen guten Verstand, und eine gesunde Vernunft hat. Ich sage, daß weder der Metaphysiker, noch der Mensch von gutem Verstande von allem dem, was ein Spinosist wird vorstellen dörfen, werde gerühret oder irre gemacht werden.

Fürs erste wird der Metaphysiker keinen einzigen sicheren Grundsatz, noch einen einzigen deutlichen Begriff, noch einen einzigen ausgemachten Satz in dem allen finden, worin der Grund vom Lehrgebäude des Spinosa besteht. Mithin kann er gleich anfangs den Spinosisten fest setzen, und von ihm klare, verständliche, nnd gegründete Erklärungen fodern; so daß er alle Voraussetzungen, die ohne Gründe und ohne hinlängliche Proben seyn werden, verwerfe; kein Wort annehme, wovon der Spinosist keinen klaren Begriff gegeben habe; darauf dringe, daß alle Sätze auf augenscheinliche Grundsätze zurückgeleitet werden. In

diesem Falle wird das ganze Lehrgebäude des Spinosa nothwendiger Weise zerfallen. Für den Spinosisten wird es eine Unmöglichkeit seyn, zu beweisen, daß in der Welt nur ein einziges selbstständiges Wesen sey, und seine Beweise bis auf die ersten Grundsätze hinauf zu führen. Eine Unmöglichkeit wird es für ihn seyn zu erweisen, daß seine Erklärungen der Eigenschaften Stich halten. Indessen wird ihm der Metaphysiker immerfort wiederholen, daß das Eingänge seyn, die bey einem Wortgefechte die unumgängliche Nothwendigkeit erfodere; und daß selbiges ganz unnöthig angefangen werde, wenn man sich nicht voraus in Be-Betreffe dieser Punkte vereinbaret. Wenn der Spinosist gezwungen ist, sich zur Gegenwehr zu stellen, und Beweise zu schaffen: so wird er nothwendig gezwungen werden, sich zurück zu ziehen.

Mich wundert es stark, daß Bayle in seinen weitläuftigen Abhandlungen wider den Spinosa sich dieses so kurzen und so sichern Weges nicht bedienet hat. Dies wäre so viel gewesen, als den gordischen Knoten in einem Augenblicke zerspalten.

Zweytens. Ein Mann, der sich an diese dunkele Sprache, die man Metaphysik nennet, und die man so leicht und so gemeinlich misbrauchet, nicht gewöhnet hat; ein Mann, der mit keinen andern Waffen, als mit einem guten Verstande, und einer gesunden Vernunft versehen ist, wird darüber erstaunen: daß ein Spinosist mit einem ernsthaften Tone bejahe, daß es nur ein einziges selbstständiges Wesen gebe, und nur ein einziges geben könne.

Dieser vernünftige Mann wird mithin zu ihm sagen: sie fodern von mir, daß ich glauben solle, es gebe in der Welt nicht mehr als ein einziges selbst-

ständiges Wesen. So wollen sie denn haben, ich solle glauben, daß das Wasser und das Feuer eine und dieselbige Sache seyn; und daß der ganze Unterschied zwischen diesen zweyen Elementen nur von etwelchen Beschaffenheiten herrühre, die wir aber beyde, sie und ich, eben wenig begreifen. Sie wollen mich überreden zu glauben, daß dasjenige, so in dem Menschen denket, einerley Natur mit dem Kieselsteine habe, den das Wasser daher wälzet. Ich begreife von ihren Kunstwörtern, und diesem philosophischen Rothwelsche nichts. Alles, was ich ihnen sagen kann, ist dieses: sie scherzen zuweilen, und zwar mit Rechte, über die Thorheiten der alten Philosophie; allein mit welchen Augen soll man die Thorheiten ihrer neuen Philosophie betrachten?

Sie sagen weiter, daß es, eigentlich zu reden, keine Zeugungen gebe. Aber wo ist der Beweis, mit dem sie dieses bestärken? In Wahrheit, mein Herr Spinosist! ihre Philosophie ist wunderbar. Allein ich finde, daß es noch besser sey, vernünftig, als ein Philosoph nach ihrer Art zu seyn. Ihre ganze scharfsinnige Philosophie scheint der gesunden Vernunft zu sehr zuwider zu seyn, als daß sie Nachfolger haben, und der Religion Schaden zufügen sollte.

III. Hauptstück.

Von der Lehre der Deisten.

Das Deistenthum oder Theistenthum ist die Meynung derer, welche, da sie das Daseyn Gottes nicht läugnen können, allen Gottesdienst der Religion

tadeln. Der Unterschied zwischen dem Deisten = und Theistenthume, den der Abt von Prades so stark rühmet, und Voltaire neulich angenommen hat, ist ohne allen Grund: weil das griechische θεος, und das lateinische Deus eine und dieselbige Sache bedeuten.

Das Deistenthum ist nach dem Herrn von Voltaire die Religion des gesunden Verstandes, die Religion der Philosophen, und der Weisen. Niemand ist, den er mit so schönen Lobtiteln erhebt, und gegen den er sich so ehrerbiethig erweist, als gegen die Deisten. Man sollte sagen, er spreche für sich selbst, und er stehe mit ihnen in der nächsten Verwandtschaft. Er ist anfänglich so gescheid, und saget, die christliche Religion sey unter allen andern die beste: und hernach weis er alles, was er gesaget hat, auf eine geschickte Art übern Haufen zu werfen. Er drücket sich allso aus:

„ Das Deistenthum ist eine durch alle Religionen „ ausgebreitete Religion. Es ist ein Metall, das „ sich mit allen andern vermischet, und dessen Adern „ sich unter der Erde ausbreiten. Diese Aerzgrube „ ist in China offenbarer, anderswo ist sie überall ver„ borgen; und das Geheimniß ist nur in den Händen „ der Goldmacher. Diese Religion ist viel besser, als „ alle Secten, die außerhalb unserer Kirche sind: denn „ alle diese Secten sind falsch, und das natürliche Ge„ sätz ist wahr. Unsre geoffenbarte Religion ist nichts „ anders, und konnte nichts anders seyn, als eine „ Verbässerung dieses natürlichen Gesätzes. Allso ist „ das Deistenthum der gesunde Verstand, der von „ der Offenbarung noch nicht unterrichtet ist; und die „ andern Religionen sind der gesunde Verstand, so „ durch den Aberglauben verkehret ist.

„ Alle

„ Alle Secten sind unterschieden, weil sie von den
„ Menschen herkommen: die Sittenlehre ist überall
„ dieselbige, weil sie von Gott herkömmt. Endlich
„ haben die Deisten, deren Zahl überall so häufig ist,
„ nie den mindesten Aufstand erreget, weil es Philo-
„ sophen sind. „

Das ist die Lehre des Herrn von Voltaire. Wir begleiten diese schöne Lehre mit einigen Anmerkungen.

1. **Behaupten, daß unsre geoffenbarte Religion nichts anders sey, und nichts anders seyn könne, als eine Verbässerung des natürlichen Gesätzes,** das heist in einen der offenbaresten Widersprüche verfallen. Denn durch die Offenbarung werden uns Wahrheiten entdecket und kennbar gemachet, die durch die Vernunft allein, wie vollkommen sie immer ist, niemals entdecket werden können: und das natürliche Gesätz machet uns nur solche Wahrheiten kund, die allemal in dem Bezirke der Vernunft liegen, oder die vermittels der Vernunft entdecket werden können. Folglich wenn man saget, die geoffenbarte Religion sey nur das verbässerte natürliche Gesätz: so ist das gerade so viel, als wenn man sagete: die geoffenbarte Religion sey keine geoffenbarte Religion, welches ein augenscheinlicher Widerspruch ist.

Da allso der Herr von Voltaire sich anstellet, als nehme er die Offenbarung an: so verwirft er sie wirklich, und vernichtet sie ganz und gar. Denn indem unsre Religion, mit aller ihrer Offenbarung, nichts anders ist, noch seyn kann, als eine Verbässerung des natürlichen Gesätzes: so kann sie ja nicht weiter gehen, als die natürlichen Vernunftstralen den Menschen leiten. Allso wird man alles das, so die natürliche Kraft menschliches Verstandes übersteigt, verwerfen

müssen:

müssen: mithin wird man genöthiget seyn, die übernatürlichen Wahrheiten und Geheimnisse der christlichen Religion, als eitle Chimären anzusehen. Sehet da den ersten Grundsaz der Religion bey den heutigen Philosophen. Der Herr von Voltaire scheint denselben von dem Abte von Prades, und dieser vom Spinosa entlehnet zu haben.

Das natürliche Gesäz dienet, den Lebenswandel und die Sitten einzurichten. Die Offenbarung dienet dem Glauben und der Religion zum Leitfaden. Das natürliche Gesätz ist an sich selbsten vollkommen. Die Offenbarung machet selbiges nicht vollkommener; sondern sie giebt Erleuchtungen, Erkänntnisse, Beweggründe, durch welche der Mensch bewogen wird, dasselbe vollkommener zu halten. Die Verwirrung der Sätze des Herrn von Voltaire ist nicht hinlänglich, die Bosheit derselben zu entschuldigen, oder zu verbergen.

2. Alle Secten sind unterschieden, weil sie von den Menschen herkommen. Die Sittenlehre ist überall dieselbige, weil sie von Gott herkömmt.

Wenn der Herr von Voltaire unter allen diesen Secten, wovon er redet, die christliche und jüdische nicht mitbegreift! so schadet sein Satz eben so wenig, als wenn er sagte, zur Mittagszeit sey es Tag. Ist die christliche Religion mit darunter begriffen: so hält sein Satz die abgeschmackteste Bosheit in sich. Denn kömmt die Sittenlehre blos von Gott, das übrige aber alles von den Menschen her: so folget daraus 1. daß alle Secten oder Religionen gleich göttlich sind; daß sie alle eben gut oder eben bös sind; und daß es sehr gleichgültig sey, ein Christ, ein Götzendiener, ein Jud, oder ein Türk zu seyn. Es folget 2. daß die Offenba-

barung der Christen nur eine menschliche Erfindung ist; daß die Geheimnisse, die Taufe, die Sacramente, die Lehre von der Gottheit des Herrn Jesus, und die übrigen übernatürliche Wahrheiten nicht anders, als Chimären und ein verächtliches Fabelwerk angesehen werden müssen. Allein die Thorheit ist zu übertrieben, daß sie eine Widerlegung nöthig hätte; und die Bosheit zu verwägen, daß sie nicht einen Gräuel und Unwillen erregen sollte.

Man muß ferner anmerken, daß es falsch sey, daß die Sittenlehre überall dieselbige sey. Denn bey den Mahometanern, und mehrern morgenländischen Völkern ist die Vielheit der Weiber erlaubet; und bey den abendländischen ist sie allezeit verbothen gewesen. Die Hurerey ward bey den Heyden für kein Laster gehalten; und sie ist durch die evangelischen Gesätze verbannet. Es giebt viel andere Stücke, durch welche wir erweisen könnten: daß die Sittenlehre nicht überall dieselbige ist.

3. Das Theisten- oder Deistenthum ist die Religion des gesunden Verstandes, der von der Offenbarung noch nicht unterrichtet ist. Nun stellet aber die Offenbarung, gemäß den vorhergehenden Artikeln, nur Sachen vor, die blos menschliche Erfindungen, das heist, blose Chimären sind: allso ist das Deistenthum die einzige Religion, die keine Chimären vorstellet. So ist man denn ein Christ, blos zu seinem Nachtheile. Darum wäre es bässer, das Christenthum auszurotten.

4. Hundert und hundert Stellen finden sich in seinen vermischten Schriften, und in seiner allgemeinen Geschichte: wo er den Katholischen ihren Aberglauben vorwirft. Hier saget er: das Deistenthum sey

viel

viel häſſer als alle Secten, die voll Aberglauben ſind. Um die Ehre Voltaires zu retten, muß man glauben, daß er an die Folgen und Anwendungen, die man aus dem, was er ſo unbedachtſam auf die Bahn bringt, ziehen kann, nicht gedacht habe.

5. Er ſagt: das Deiſtenthum ſey eine unter der Erde verborgene Aerzgrube, und das Geheimniß ſey nur in den Händen einer kleinen Zahl Goldmacher. Eben ſo war es vormals mit den abſcheulichen Manichäern beſchaffen (c). Wenn in dem Deiſtenthume dem Vortheile der Religion und der Geſellſchaft nichts zuwiderläuft: wozu dienet denn dieſe geheimnißvolle Heimlichkeit? Die Adepten unter den Manichäern waren die abſcheulichſten Mitglieder der ganzen Secte. Soll man von den Adepten unter den Deiſten eben das denken?

6. Die Gottloſen, die Deiſten, die Philoſophen (denn alle dieſe Worte laufen heut zu Tage auf Eines hinaus) ſehen das Joch der Religion als unerträglich an; unterdeſſen trauen ſie es nicht öffentlich abzuwerfen. Dieſe häuchleriſche Unruhe ſtellet Voltaire ziemlich gut vor, wenn er ſaget:

Und weil wir durch den Wuſt ſo vieler Diſteln gehn,
So ſoll des Weiſen Aug auf Nebenwege ſehn (d).

Da haben wir ihre Zuflucht und Schanze; aber zugleich ihre Schande und Verſchämung. Denn haben ſie die Wahrheit auf ihrer Seite; warum bekennen

(c) S. Aug. de Morib. Manich.
(d) Poëme de la Loi naturell.

nen sie dieselbe nicht öffentlich? Warum zeiget sich in ihrem Betragen so viel Schwachheit und Lauigkeit? Dieses verstellte Wesen machet ihrer Philosophie keine grose Ehre. Können sie uns aber nicht überweisen, daß sie die Wahrheit für sich haben: ist man denn nicht befuget, die dunkeln Wege, durch welche sie wandern, als höchst verhaßte und abscheuliche Irrwege anzusehen? Ist man nicht befuget zu sagen, daß dieses die Vorhänge seyn, womit sie das ruglose Wesen und die Ueppigkeiten bedecken, worin sie sich heimlich ersäufen, und worüber sie öffentlich erröthen würden?

7. Diese Vorhänge werden bald aufgezogen seyn, wenn man den in der verblümten Rede des Sokrates (e) eingewickelten Sinn durchsuchen will. Man wird sogleich sehen, daß dieselbe das Lob des Deistenthumes, und die Verachtung alles dessen, was als eine Pflicht im Christenthume betrachtet wird, zum einzigen Zwecke habe. Nachdem er über die Anbethung in den Kirchen, über die Furcht vor der Ewigkeit, über die Strengheiten der Buse gescherzet; fraget Voltaire durch den Mund seines Sokrates, den er immerfort reden läßt: *Ein Mensch, der sein Gebeth zu der Gottheit richtet, der sie anbethet, der sich, so viel es der menschlichen Schwachheit möglich ist, ihr gleich zu werden bestrebet, und der alles Gutes, dessen er fähig ist, verrichtet; wie würde man einen solchen Menschen nennen? Das ist eine sehr gottselige Seele, wird man ihm antworten. Recht trefflich gesagt! So könnte man also das höchste Wesen anbethen, und Religion in Ueberflusse haben.* Da haben wir den eigentlichen Geist des Deistenthumes entdecket. Schauet da den Deisten, der

(e) Mêlang. Ch. 78.

der als der gottseligste Mensch, als das wahre Ebenbild der Gottheit vorgestellet wird. Allein nur Voltaire ist es, der es saget.

8. Alles was er von Deisten kennet, oder alle jene, die er für Deisten gehalten haben will, beehret er mit dem Namen der Weisen. Er lobet sie darinnen, daß sie mit einer philosophischen Standhaftigkeit zu Grabe gegangen. Auf diesen Schlag redet er von dem Chaulieux, von Leibnitzen, von Neutonen, u. a. m. Leibnitz, sagt er, starb zu Hannover, als ein Weiser, der einen Gott anbethete: wie der grose Neuton, ohne die Menschen zu Rathe zu ziehen. Diejenigen aber, die endlich ihre Irrwege verlassen, und zu der Religion zurückkehren, sieht er als Menschen an, deren Verstand geschwächet ist. So urtheilet er von dem grosen Conde (f). Wehe dem Voltaire, wenn er die philosophische Standhaftigkeit und Stärke des Geistes zu Grabe trägt!

IV. Hauptstück.

Von der Duldung der Philosophen.

Der Herr von Voltaire hält nichts für ungerechter, und unvernünftiger, als jede Gattung von Philosophen nicht dulden wollen (g). Die Seltsamkeiten, die ihnen in den Sinn fallen können, mögen beschaffen seyn wie sie wollen: so dringt er darauf, daß man ihnen zulassen müsse, dieselben bekannt zu machen.

(f) Siecle de Louis XIV.
(g) Mêlang. Ch. 27.

chen. Er versichert uns sogar, die Menschen seyn niemals tugendsamer und weiser gewesen, als da die Philosophen dieser schätzbaren Freyheit genossen.

„ Glaubet mir, sagt er mit einem süsen schmäu„ chelnden Tone, man hat niemals zu befürchten: „ daß irgend eine philosophische Meynung der Reli„ gion schaden könne. Unsre Geheimnisse mögen im„ merhin unsern Beweisthümern zuwiderlaufen: sie „ werden deßwegen von unsern christlichen Philosophen „ nicht weniger in Ehren gehalten; als welche wissen, „ daß die Gegenstände der Vernunft und des Glau„ bens ihrer Natur nach unterschieden sind. Nimmer „ werden die Philosophen eine Religionsspaltung ma„ chen. Warum? weil sie nichts von göttlichen Ein„ gebungen wissen.

Diese Philosophen mögen Atheisten, Materialisten, Deisten seyn; sie mögen weder an Gott, noch an den Teufel glauben; sie mögen nichts vom Gewissen, von Gesätzen, von Pflichten erkennen; das gilt alles gleich. Die Meynung des Herrn von Voltaire geht dahin: daß man sie dulden müsse. Alle Secten, sagt er, wurden bey den Griechen und Römern angenommen. „ Keine unter diesen Secten war eine Verfolgerinn. „ Alle waren ruhig und friedsam. Dieses gereichet „ uns zur Schande. Dieses zeiget uns an, daß der „ gröste Theil der heutigen Zänker Ebenteuer sind; „ und daß die vom Alterthume Menschen gewesen.

Demnächst läßt er ein prächtiges Verzeichniß der Philosophen auftreten, die verdienen vorzüglich geliebet und verehret zu werden. Man findet darin Spinosen, Hobbesen, Baylen, Pomponazen, den Grafen von Boulainvilliers, Tollanden, Beckern, den türkischen Kundschafter, den Verfasser der persischen,

und der jüdischen Briefe, der philosophischen Gedanken, u. s. w. Endlich geht er schier keinen unter den Schriftstellern vorbey, die sich als die verwägensten Bestürmer der Religion erwiesen haben.

Er läßt uns das weise Betragen der Griechen und Römer bemerken, bey denen man alle Secten duldete, ohne daß eine zur Verfolgerinn geworden.

Allein ein anderer Beobachter von grösserm Witze könnte ihm wohl mit folgender Antwort begegnen. Es ist wahr, mein Herr! daß bey den Griechen und Römern alle Secten geduldet worden; und daß ist kein Wunder. Die seltsamsten Secten schadeten ihrer Religion keineswegs: denn dieselbe verdienete eben so wenig Ehrfurcht, und war eben so wenig nutz, als diese Secten. Allein sie sind unrecht daran, wann sie sagen, daß diese Secten niemals zu Verfolgerinnen geworden seyn: denn das waren sie gewiß mit der übertriebensten Grausamkeit, sobald sich Jemand unterstund, ihre Falschheit zu erweisen. Die Christen hatten davon dreihundert Jahre lang eine sehr erschreckliche Probe.

Sie sagen, fährt dieser witzige Beobachter fort, unsre Geheimnisse mögen immerhin unsern Beweisthümern zuwiderlaufen: sie werden deßwegen von unsern christlichen Philosophen nicht weniger in Ehren gehalten. Allein belieben sie anzumerken: daß es auf Eins hinauslaufe, dergestalt vernünfteln, und die höchste Bosheit, oder die höchste Thorheit beweisen. Denn sind diese philosophische Beweisthümer wahr: so sind die Geheimnisse, denen sie zu widerlaufen, nothwendig falsch; und alsdann sind die Gegenstände des Glaubens weiter nichts, als ein Haufen Falschheiten. Sind aber die Geheimnisse wahr: so müssen die angeblichen Beweisthümer, mit denen sie pralen, unumgänglich falsch seyn. Also

Also müssen sie, mein Herr von Voltaire! eine von diesen dreyen Sachen eingestehen: entweder daß ihre angebliche christliche Philosophen blind seyn, da sie dasjenige, so der Wahrheit zuwiderläuft, für Beweisthümer halten; oder daß sie schwachsinnig seyn, da sie bewiesene Falschheiten aufrichtiger Weise verehren; oder endlich gottlos, da sie die ehrwürdigsten und heiligsten Wahrheiten zu bestürmen das Herz haben.

Man hat nicht zu fürchten, sagen sie ferner, **daß irgend eine philosophische Meynung der Religion schaden könne.** Allein da man sie also reden höret, sollte man bald auf den Gedanken fallen: daß sie gar keine Erkenntniß von der Religion haben; oder daß ihre Philosophen ihnen ganz unbekannt seyn müssen. Denn eben die Leute, die von ihnen so schwülstig erhoben werden, vernichten in ihren Schriften alle Grundsätze, Stützen und Lehren der Religion. Wir wollen ein wenig untersuchen, wie die Denkungsart dieser Philosophen beschaffen gewesen.

Spinosa z. E. war ein Atheist und Materialist. Er kannte keine andere Sittenregel, als die Eigenliebe, und Eigennützigkeit: er sagte, Jeder habe das Recht, sich alles, was er könne, an Gütern, Freuden und Vergnügen zuwege zu bringen. Denken sie denn, mein Herr von Voltaire! daß solche Meynungen der Religion nicht schaden können, noch zuwiderlaufen? Bayle dachte anders (h). Er sah das Spinosistenthum an, als die Aufhäufung aller Thorheiten, die man nur sagen kann; als den ebentheuerlichsten willkührlichen Satz, den man sich einbilden kann: als eine höchst thörichte, und den au=

(h) Bayle Art. Spinosa, N. I.

augenscheinlichsten Begriffen unsers Verstandes schnurgerade widerlaufende Lehre.

Hobbes (i) verwarf die Offenbarung: weil sie, seiner Meynung nach, kein zulängliches Mittel war, zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen. Er kam dem Materialistenthume sehr nahe, und nahm keine andere Religion auser jener an, die der Fürst genehm hielte; und keine andere Sittenregel, als den Eigennutz. Meynen sie, alle diese Gottlosigkeiten und Ausschweifungen sollen sich mit der Religion wohl fügen?

Tolland (k) redet vom Moses so, wie er vom Numa Pompilius, vom Lykurgus, vom Minos, u. a. d. gl. redet. Er saget, alle diese Gesäzgeber haben gedichtet, sie wären von Gott getrieben. Die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele ist bey ihm blos eine menschliche Erfindung. Kurz: er ist, eben so wie Spinosa, ein Materialist.

Becker sah derer Meynung als eine Ungereimtheit an, die da glaubeten, es habe Besessene und Schwarzkünstler gegeben. Die Protestanten entsetzeten ihn seines Pfarramtes: weil er sich weigerte, dieser der göttlichen Schrift widersprechenden Meynung abzusagen (l).

Anton Collins hat ein Werk unter dem Titel: von der Freyheit zu denken, geschrieben. In diesem nimmt er die Partey aller Gottlosen, Atheisten, und Freydenker herzhaft an; und ehret dieselben, so wie

(i) Leviathan C. 33.
(k) Tolland. Adeifidæmon.
(l) Becker Mundus incant.

wie sie es auch machen, mit dem schönen Namen der Philosophen.

Pomponaz hat eine Abhandlung von der Unsterblichkeit der Seele verfasset. Man kann nicht recht wissen, ob man dieselbe als ein Werk für oder wieder diese Lehre ansehen soll. Sein Buch von den Verblendungen und Wunderzeichen ist von eben diesem Geschmacke. Dieser Philosoph machet es so, wie die übrigen Plauderer unsrer Zeit. Sie sagen, man müsse sich dem Glauben unterwerfen; und biethen alle ihre Kräfte auf, ihn durch Vernunftschlüsse und Sophistereyen zu entkräften.

Bayle streitet bisweilen für gewisse Stücke der Religion mit gutem Erfolge: er ergreift aber die Waffen öfters wider dieselbe, als er sie zu ihrer Vertheidigung anwendet. Sein Lärmenblasen wider die Regierung, die Geistlichen und die Lehre der katholischen Kirche, ist allemal heftig; seine Anmerkungen über diese Materie allemal verführisch; entweder wegen der betrüglichen Vernunftschlüsse, mit denen er angezogen kömmt, oder wegen der Stellen, die er ohne Zahl anführet. Die Zeugnisse wider die Katholischen läßt er auf eine gezwungene Art eines über das andere, durcheinander fliegen; und schier allemal nimmt er sie ohne Prüfung an. Diejenigen, so für die Katholischen sprechen, vertuschet er, oder er prüfet sie mit dem übertriebensten Mistrauen. Nur wohl unterwiesene, und mit scharfer Vernunft begabte Leute können ihn ohne Gefahr lesen.

Der Verfasser der persischen Briefe spielet die Rolle eines Fremdlings, um verschiedene Punkte und Gebräuche der Religion auf eine lächerliche und sehr unanständige Art vorzustellen. Der Verfasser der jü-

dischen Briefe bemühet sich, die Hauptlehren des Christenthumes wankend zu machen. Der Verfasser der philosophischen Gedanken hat schier nichts vernünftiges noch wahres, auser der Anmerkung, die er am Anfange seines Werkes setzet: wenn nämlich seine Gedanken Beyfall finden; will er sie für verflucht halten.

Alle andere dergleichen Philosophen, auf welche sie sich ferner berufen, und die sie uns als Leute vorstellen, die den Gegenstand der Ehrfurcht und Liebe der Weisen ausmachen sollen, könnte ich mit eben solchen Merkmalen bezeichnen. Sie dienen zu einem sehr greiflichen Beweise dessen, was sie, mein Herr! so eben sageten: daß der gröste Theil der heutigen Zänker Ebenteuer sind. Dieses ist die gründliche Wahrheit. Unterdessen sagen sie kühn heraus: man habe niemals zu befürchten, daß ihre Meynungen der Religion schaden können. Allein bekennen sie doch nur, daß die Religion, im Falle sie keine andere Gesätzgeber hätte, als diese Herren, gar bald ein Mischmasch von Thorheiten und Ungereimtheiten seyn würde; und daß es für die Religion und für die Vernunft ein besonderes Glück sey, daß alle diese grose Schwätzer so wenig Ansehen und Glauben haben.

Endlich machen sie immer den Schluß: daß man sie dulden solle. Meine Meynung geht dahin: daß die Gesellschaft sich gegen dieselben so betragen müsse, als sie sich gegen alle andere Glieder beträgt, daraus sie besteht. Sie duldet jene, die ihre Gesätze, ihre Gebräuche, ihre Religion, ihren Gottesdienst, und alle jene Pflichten beobachten und in Ehren halten, zu denen jedweder gegen die Gottheit, und gegen seines gleichen verbunden ist. Sie ergreift aber, sie hemmet, sie strafet diejenigen, die es an einer von diesen

Pflichten fehlen lassen. Schon vor vierzig Jahren nahm man in Frankreiche wahr: daß die grösesten Plauderer nicht allemal die gröseste Hochachtung verdienen.

V. Hauptstück.

Von dem Materialistenthume, oder Abhandlung von der Seele.

Zwölf gute Philosophen, die auf eine unbekannte Art zu Philosophen geworden; die in einer Insel wohnen, wo sie nie was anders als Erdgewächse gesehen; und dennoch unsre Schriften gelesen haben; einen auferbäulichen Glauben inne haben; in allen philosophischen Lehrgebäuden, in allen verschiedenen Sectenlehren, die man in der Welt jemals gehabt, und in allen Geschichten zu Hause sind; und die zu dieser wunderbaren Verschiedenheit der Erkänntnisse auf eine verborgene Art gelanget sind: das ist die wahrscheinliche Voraussetzung des Herrn von Voltaire, samt den Personen, die er auf die Bühne führet, von der Seele zu handeln (m).

Diese Philosophen sind scharfsinnig: allein ihrer Scharfsinnigkeit ungeachtet machen sie sehr mitleidenswerthe Vernunftschlüsse. Anfänglich scheinen sie sehr schön unterwiesene und aufgeklärte Männer zu seyn: allmählig aber zeigen sie, daß sie nur unwissende Waghälse sind. Endlich führet sie ihre hohe Vernunft

(m) Mêlang. C. 27.

nirgend anders hin, als zu dem Materialistenthume. Sie gehen auf folgende Weise zu Werke.

Sie sehen Pflanzen, welche wachsen und treiben: und da sie hierbey nichts begreifen, machen sie den Schluß: das Wachsthum sey eine Gabe, die Gott der Materie mitgetheilet habe. Und das ist die belebende Seele. Hernach bemerken sie Thiere; sie sehen an denselben Merkmaale der Empfindung und Erkänntniß. Da sie aber nicht wissen können, ob diese Thiere Seelen haben, noch auch, was diese Seelen seyn; so schliesen sie ferner: daß die Erkänntniß und Empfindung wohl Eigenschaften seyn könnten, die Gott der Materie gegeben habe. Um sich noch weiter zu unterrichten, schreiten diese scharfsinnige und verständige Männer zu Erfahrungen an dem Ungeziefer, an den Erdwürmern. Sie zerschneiden dieselben in viele Stücke; und erstaunen darüber, daß nach Verlaufe einiger Zeit alle diese Stücke mit Köpfen versehen werden.

Sollten diese Seelen, sagen sie einander, so beschaffen seyn, wie die Seelen der Bäume und der Gewächse? Das ist nicht zu vermuthen. Daher ist es sehr glaublich, daß diese Seelen von einer andern Gattung seyn; und daß dies noch eine neue Kraft sey; die Gott der Materie hat schenken wollen. Das ist die Seele des Viehes.

Wir entdecken alle Tage Eigenschaften an der Materie, so fahren diese wilde Philosophen fort, das ist, Geschenke Gottes, von denen wir vorhin keine Begriffe hatten. Also dünket uns, daß auch wohl der Gedanke bey den Wesen, die wir denkend nennen, ein Geschenk seyn könne, das Gott der Materie gegeben. Hier haben wir die vernünfti-

ge Seele. Die Schwierigkeit besteht nicht sowohl in dem, daß man rathe, wie die Materie denken könne, als daß man rathe, wie ein Ding, es habe Namen wie es will, denke. Die Seele ist eine Uhr, die uns Gott zu regieren giebt. Er hat uns aber nicht gesaget, woraus das Triebwerk dieser Uhr bestehe.

Das ist die Weise, wie unsre Philosophen zu Werke gehen. Aus dieser Weise erhellet: daß man sie zu einem vernünstigern und erleuchtetern Lehrmeister verweisen müßte, um sie unterrichten zu lassen. Ich schicke sie zu dem lieblichsten und christlichsten der Philosophen, dem unnachahmlichen Verfasser des Schauplatzes der Natur.

Der erste Vernunftschluß dieser Inselphilosophen ist wunderlich. Sie begreifen nicht, was jene geheime Kraft der Gewächse sey, den Saft, der sie nähret, an sich zu ziehen; und schliesen, diese Kraft sey eine Gabe, die Gott der Materie mitgetheilet habe. Das heist gleich einem wilden vernünfteln, der bey Erblickung einer Sackuhr so spräche: ich begreife jene geheime Kraft nicht, welche die Stunden eines Uhrblattes haben, den Zeiger an sich zu ziehen: folglich ist diese Kraft eine Gabe, die Gott den Stunden dieses Uhrblattes mitgetheilet hat.

Aufmerksame und vernünftige Philosophen haben durch die Erfahrung gelernet: daß jedes Samenkörnchen einen Keim habe, der das Gewächs, so daraus kommen soll, einschliest. Dieser Keim liegt zwischen zweenen Lappen verschlossen, die dem Schoose einer Mutter ähnlich sind; welche denselben mit ihrer eigenen Wesenheit so lange nähret, bis er Kräfte genug hat, stärkere Nahrungsmittel zu sich zu nehmen.

Wann

Wann die Lappen entschöpfet sind: so ist der Keim schon mit Haarwurzeln versehen, welche, als eben so viele Händchen, nach ihrer Nahrung um sich greifen. Sie finden dieselbe in der Feuchtigkeit, in dem Salze und Oele, so sich durch die Erde verbreitet. Wenn dieses Salz durch die Wärme in Bewegung gesetzet, und durch die Kraft der Luft getrieben wird: dringt es durch die Dunstlöcher des Gewächses, und giebt ihm allmählig sein Wachsthum.

Dieser Trieb, diese Bewegung, dieses Eindringen des Salzes ist durch seine Wirkungen bewiesen: wiewohl man die Verhältniß der Wirkung nicht kennet. Die Bildung dieser Keime ist das Werk der Macht des Schöpfers. Die Ernährung ist die Wirkung der mechanischen Bewegung, von welcher wir reden. Aber die Gabe, die Säfte an sich zu ziehen, die der Materie mitgetheilet seyn soll, ist ein bloses Traumwerk dieser wilden Philosophen; denn, wenn die Keime von dem Samenkörnchen abgesöndert wären: so würde man eine Materie haben, die, dieser Gabe Gottes ungeachtet, nichts mehr an sich ziehen könnte.

Unsere Philosophen gehen mit ihren Nachforschungen weiter, und werden genöthiget: solche Dinge zu erkennen, die mit der Materie einige Aehnlichkeit haben, ohne daß sie alle andere Eigenschaften haben, mit denen die Materie begabet ist, so wie das Feuer und das Licht. Sie halten es für sehr wahrscheinlich: daß es eine Kette von Dingen gebe, die sich bis ins Unendliche erstrecket, ohne daß sie aufhöre, mit der Materie eine Aehnlichkeit zu haben.

Usque adeo quod tangit, idem est: tamen ultima distant. *Lucret.*

Nichts

Nichts scheint ihnen der Gröse Gottes anständiger zu seyn: welcher wohl eins aus diesen Dingen hat wählen können, um es in unsern Leibern wohnen zu lassen. Sehet, was die tiefen Betrachtungen unsern wilden Philosophen endlich entdecket haben!

Allein einem wahren Philosophen würde es nicht viel Mühe kosten, sie, falls sie es redlich meynten, zur Verlassung ihrer Träumereyen zu bewegen. Er könnte die Sache folgendergestalt angreifen.

Ich gestehe, würde er ihnen sagen, daß wir nicht alle Eigenschaften der Materie kennen. Aber ihr müsset auch gestehen: daß man keine Materie ohne Theile begreifen kann. Das Gold, die Luft, das Quecksilber, das Feuer, das Wasser, das Licht, sind untereinander sehr unterschieden: dennoch begreifet ihr sie allemal als Sammlungen der Theile. Zertheilet, verdünnet, zergliedert diese Materie: ihr werdet immer kleinere und feinere Theile begreifen; es werden aber immer Theile seyn. Hiermit haben wir das Erste, das uns die Vernunft in der Materie zeiget.

Da dieser erste Punkt einmal erörtert ist: so laßt uns die Wirkung der Materie erforschen. Weil ihr keine Materie ohne Theile begreifen könnet: so könnet ihr auch keine Wirkung der Materie ohne Wirkung der Theile begreifen. Wann ihr eine Blume in den Händen habet, so werdet ihr durch ihre Schönheit, durch den Glanz ihrer Farben, durch die Feinigkeit ihrer Schattirungen gerühret: weil die Lichtstralen, die von der Blume auf eure Augen zurückschlagen, ihre Bildniß mit ihren Annehmlichkeiten in dem innersten eures Netzhäutchens entwerfen. Ihr werdet von ihrem Geruche gereizet: weil sich unvermerkliche Theile von ihr absöndern, und in den Fäserchen eures Geruches angeneh-

genehme Bewegungen erregen. Der köstliche Geschmack, den ihr an einer Frucht findet, ist nichts anders, als eine Wirkung der Salze, von denen diese Frucht durchdrungen ist, und die sich auf die Warzen oder Ende der Fäserchen, mit welchen der Gaumen besetzet ist, ausbreiten.

Die Töne werden euch nur empfindlich vermittels der Bewegungen, die in der Luft entstehen, und die, da sie sich ausbreiten, durch eure Ohren bis zu den Nerven des Gehöres hineindringen. Ich könnte unendliche dergleichen Wirkungen der Materie daher zählen: die nichts anders sind, als die Wirkung der Theile der Materie.

Also, wenn man glaubet, daß die Materie denken kann, so muß man gestehen: daß der Gedanke eine Wirkung der Handlung der Theile der Materie seyn könne.

Nun begreifen wir nicht, daß die Materie anders handeln könne, als durch die Bewegung, die Figur, die Trennung ihrer Theile: so muß denn der Gedanke die Wirkung dieser Bewegung, dieser Figur, dieser Trennung seyn können. Alle diese Grundsätze scheinen sehr einfach, sehr klar, sehr ordentlich verbunden zu seyn. Wir haben nur nöthig zu sehen, ob man die Anwendung davon auf den Gedanken machen könne.

Jede Handlung der Materie ist theilbar, wie die Materie. Die Bewegung eines jeden Ganzen ist die Bewegung aller Theile dieses Ganzen. Selbst diese Bewegung kann, in Absehen auf die verschiedenen Theile, die beweget werden, als theilbar betrachtet werden. Ist nun der Gedanke die Wirkung der Materie: so kann er in mehrere Theile zertheilet werden.

Ist dem allso, so nehme ich die Freyheit, euch etliche kleine Fragen vorzustellen. Sehet zu, was ihr vernünftig darauf antworten könnet.

Glaubet ihr, daß jene Empfindung, die in eurer Seele ist, wann ihr eine Wahrheit begreifet, wann ihr die Auflösung einer abgesönderten Aufgabe zu Stande bringet; glaubet ihr, daß diese Empfindung in zween, drey, vier Theile, und jeder Theil ferner in andere zertheilet werden könne? Dies muß nothwendiger Weise seyn, wenn der Gedanke die Wirkung der Materie ist.

Wann man euch etwas fraget, und ihr antwortet ja, oder nein: ist diese Empfindung der Seele, da sie bejahet oder verneinet, theilbar? Könnet ihr begreifen, was da eine Hälfte, ein Viertel der Bejahung oder der Verneinung seyn würde? Begreifet ihr nicht im Gegentheile: daß die Bejahung oder Verneinung eine unendlich einfache Sache sey, die keiner Theilung fähig ist?

Glaubet ihr, daß die Vergleichung, die ihr unter mehreren Wahrheiten anstellet, und die Schlüsse, so ihr daraus ziehet, eine Wirkung der Bewegung, der Figur, oder des Stoses einiger kleinen Theile seyn können, die sich erheben, erniedrigen, ihren Lauf beschleunigen oder einhalten; und daß dies der Grund aller eurer Erkänntnisse, eurer Gedanken und Empfindungen sey? Kann eine dergleichen Philosophie der Vernunft eine Genüge leisten?

Allein eine andere Sache ist noch viel unbegreiflicher. Wie sollen wir die Gedächtniß, und die Wiedererinnerung erklären? Erlaubet mir diesen Ausdruck. Wenn unsre Gedanken eine blose Wirkung der

Hand-

Handlung der Materie sind: so währen sie folglich nicht länger, als diese Handlung währet. Wie behalten wir denn unsre Erkänntnisse? wie bereichert sich denn das, was wir den Verstand nennen, mit so vielen Wahrheiten? Wie behaltet ihr den Begriff von so vielen Sachen, die ihr wisset? Was ist jene Vernunft, die in euch der Richter der Wahrheiten ist; die da annimmt, verwirft, gutheist, verdammet? Gestehet nur, daß es zwar leicht sey zu sagen: die Materie kann denken; aber daß es sehr schwer sey zu begreifen, wie sie zu denken fähig seyn könne.

Wenn man mit den christlichen Philosophen ein verständiges Wesen in dem Menschen annimmt: so verschwindt das Erschrecklichste, so man in diesen Schwierigkeiten vor sich sieht.

Es ist eine mitleidenswerthe Ausflucht, wenn man saget: der Gedanke könnte wohl ein Geschenk seyn, das der Schöpfer der Materie mitgetheilet hätte. Der Gedanke ist eine Beschaffenheit oder Weise zu handeln; so setzet er denn ein beschaffenes Wesen voraus. Er ist eine Handlung; und mithin setzet er ein handelndes Wesen voraus. So kann er sich denn nicht einer vorhin dagewesenen Materie zugesellen, so wie sich der Ferniß einem Tafelwerke zugesellet, oder wie sich der Glanz einem Diamante mittheilet.

Ein vernünftiger Mann befriediget sich nicht, wann man saget: es ist nicht erwiesen, daß die Materie keine Fähigkeit zu denken habe. Es ist erwiesen, daß man keine Materie begreifen könne, ohne Theile zu begreifen. Es ist erwiesen, daß man keine Handlung der Materie begreifen könne, ohne eine Handluug der Theile zu begreifen. Es ist erwiesen, daß der Gedanke, wenn er eine Handlung der Materie ist, nach

Art

Art der Materie theilbar seyn werde. Man hat nur ein wenig gesundes Witzes vonnöthen, um die Ungereimtheit einer solchen Meynung zu merken; und zu erkennen, daß dabey alles auf Widersprüche hinauslaufe.

VI. Hauptstück.

Von der Natur der Seele.

Die Inselphilosophen waren dem vernünftigen Philosophen mit noch mehrern Fragen beschwerlich (n). Dieser antwortete ihnen folgendergestalt.

Wir denken. Die innerliche Empfindung lehret uns das. Unser Gedanke kann nicht die Handlung der Materie seyn. Das erweist die Vernunft. So muß also ein Wesen in uns seyn, so von der Materie ganz unterschieden ist. Und das ist es, was wir die geistliche Seele benamsen. Von ihrer Natur haben wir keine vollkommene Erkänntniß. Wir sagen nur, sie sey ein verständiges und unmaterialisches Wesen: weil es nur ein dergleichen Wesen giebt, das in uns zu denken vermöge. Denket dieses Wesen immerfort? das können wir nicht entscheiden.

Ihr stellet uns viele Fragen mit so trotzigen Gebärden vor, als hättet ihr geometrische Beweisthümer zu geben. Wir gestehen euch, daß wir nicht scharfsichtig genug sind, um nur irgend einen Schein der Wahrheit in diesem ganzen materialistischen Lehrgebäude zu entdecken.

(n) Mêlang. C. 27.

Ihr saget uns: ihr habet nur deßwegen Begriffe, weil Gott euch dieselben hat geben wollen; warum wollet ihr denn hindern, daß er dieselben andern Gattungen nicht mittheile? Wir antworten euch mit Bescheidenheit, daß wir Begriffe haben, weil wir eine verständige Seele haben; daß Gott dieselben jenem allein geben werde, welches des Verstandes fähig ist; und daß wir nicht begreifen, daß ein Stück Holz oder ein Stein eben so erhabene Begriffe, als Voltaire und Neuton, haben könne.

Ihr fraget uns: ob wir das Herz haben können, zu glauben, daß unsre Seelen gerade von derselbigen Art seyn, von welcher diejenigen Wesen sind, die der Gottheit am nächsten kommen. Wir antworten, daß wir von diesen Wesen keine genugsame Erkänntniß haben, um erörtern zu können, was sie seyn. Wir halten uns an dem, was uns die heiligen Bücher von ihnen sagen, ohne daß wir uns mit ihnen vergleichen.

Ihr saget uns: die Seele sey eine Uhr, die Gott uns zu regieren gegeben. Und wir sagen euch, euer Satz sey blos ein Haufen unverständlicher Worte: weil der Mensch nur aus zweyen Dingen, dem Leibe und der Seele, besteht. Da nun die Seele eine Uhr, und der Leib ein Haufen Materie ist; so können wir nicht errathen, was das dritte Ding, nämlich das uns sey, welches ihr diese Uhr zu regieren darstellet. Eine Uhr kann sich nicht selbst aufziehen und richten. Die Materie ist nicht fähig, es zu thun. Was ist denn dieses dritte Ding, welches sie richtet und regieret?

Ihr schlieset eure Abhandlung mit solchen Gedanken, die eben so gottselig, als bescheiden zu seyn scheinen.

nen. Ihr, saget ihr uns, setzet der Macht des Schöpfers Schranken; und wir dehnen sie eben so weit aus, als sich seine Wirklichkeit erstrecket. Wir bitten um Vergebung, daß wir an seine Allmacht glauben; so wie wir es euch vergeben, daß ihr seine Macht einschränket. Ihr wisset zweifelsfrey alles, was er thun kann; und wir wissen nichts davon. Laßt uns als Brüder leben. Laßt uns unsern gemeinschaftlichen Vater friedlich anbethen: ihr, mit euern gelehrten und kühnen; wir, mit unsern unwissenden und zaghaften Seelen.

Ich will zwar glauben, daß diese schöne Gedanken aufrichtig gemeynt seyn. Allein wäre es nicht zu fürchten, daß ein Verstand, der mehr die Wahrheit als betrügerische Achtungen liebet, euch sagete: daß eure gottselige Gedanken nichts als eine wahrhafte Gottlosigkeit seyn; weil ihr anders nichts suchet, als das Materialistenthum einzuführen, welches die Vernichtung der Gottseligkeit ist: daß die zärtliche Liebe nur ein Deckmantel schimpflicher Scherzreden sey: endlich daß an eurer Bescheidenheit blos die Aufrichtigkeit fehle; und daß man grose Ursache habe, bescheiden zu seyn, wann man auf solche Art, wie ihr, geplaudert hat?

VII. Hauptstück.

Von Locken.

Der Herr von Voltaire entlehnet noch Waffen von Locken, dem Materialistenthume Vortheile zu schaffen, oder zum Wenigsten die Frage von der

Geistlichkeit der Seele zweifelhaft zu machen. Dieser ängelische Philosoph hat ein sehr weitläuftiges und sehr verdrüßliches Werk von dem menschlichen Verstande gemachet. Man findt auch sehr wenige, die das Herz haben, es zu lesen. Der Herr von Voltaire bezeiget die gröste Hochachtung gegen das Werk und den Verfasser. Er drücket sich folgendergestalt darüber aus (o):

„ Vielleicht ist kein Geist jemals weiser und lehr-
„ reicher, kein Vernunftlehrer genauer, als Locke,
„ gewesen. Vor ihm hatten grose Philosophen wirk-
„ lich entschieden, was die Seele des Menschen sey.
„ Allein da sie gar nichts davon wußten: so ist es
„ wohl nothwendig, daß sie alle verschiedener Mey-
„ nungen gewesen seyn. Nachdem diese Plauderer
„ eine Fabel von der Seele gemacht hatten; ist der
„ weise Locke gekommen, der mit Bescheidenheit die
„ Geschichte davon verfasset hat.

„ In diesem Werke unternimmt ers, diese Worte
„ gelassen vorzubringen: Vielleicht werden wir nie-
„ mals fähig seyn zu erkennen, ob ein materia-
„ lisches Wesen denke oder nicht. Diese Rede schien
„ eine ärgerliche Erklärung zu seyn. Man schrie,
„ Herr Locke wolle die Religion umwerfen. Den-
„ noch war es in dieser Sache nicht um die Religion
„ zu thun: denn es war blos eine philosophische Fra-
„ ge die von dem Glauben und der Offenbarung sehr
„ unabhängig war. Man hatte nur ohne Verbitte-
„ rung zu durchsuchen, ob in diesem Satze ein Wi-
„ derspruch sey: **Die Materie kann denken; und**
„ **Gott kann der Materie den Gedanken mitthei-**
„ **len.**

Nach

(o) Mêlang. Ch. 26.

Nach diesem hält Voltaire diejenigen für abergläubisch, die sich unterfangen haben, Lockes Meynung zu bestreiten; und giebt diese Meynung als eine Wahrheit an, die immer vergeblich angefochten worden sey.

Es ist wahr, daß Locke diese merkwürdige Worte vorgebracht habe, die der Herr von Voltaire mit einer gezwungenen Nachahmung erzählet. Allein man muß sie nicht anders, als einen groben Widerspruch an Locken, oder vielmehr als unbedachtsam entflogene Worte betrachten: weil er in unzähligen Stellen seines Versuches solche Grundsätze feststellet, durch welche er erweist, daß die Materie nicht denken könne. Wir wollen getreue Auszüge daraus machen, die uns in den Stand setzen werden, urtheilen zu können, ob der Herr von Voltaire recht aufrichtig, oder gut unterwiesen sey.

Herr Locke stellet als Grundsätze fest, 1. Daß uns die Materie den Begriff des Gedankens nicht würde geben können. Da wir nun den Begriff des Gedankens haben: so muß denn in uns etwas anders, als die Materie, seyn. 2. Daß die Bewegung und die Materie eben so unmöglich den Gedanken hervorbringen können: wie unmöglich das Nichts die Materie hervorbringen kann. So ist es denn eine Ungereimtheit, wenn man saget: daß die Materie denke, oder daß sie denken könne. 3. Daß der Gedanke eine Beschaffenheit des Verstandes sey; und daß die Materie keine andere Beschaffenheit habe als die Bewegung. So kann allso der Gedanke keine Beschaffenheit der Materie seyn. Man höre, wie sich dieser Aengelländer ausdrücket.

1. Es erhellet mit der äusersten Augenscheinlichkeit (p), daß, weil wir keinen andern Begriff von der Materie haben, als von einer Sache, in welcher viele empfindliche Eigenschaften bestehen, die unsre Sinne rühren: sobald wir ein Subjekt voraussetzen, in welchem sich das Denken, die Erkenntniß, der Zweifel, u. d. gl. befinden; wir einen so klaren Begriff von dem Wesen des Geistes, als von dem Wesen des Körpers haben.

So kann uns denn, nach dem Herrn Locke, der Begriff, den wir von der Materie haben, nicht zu dem Begriffe des Gedankens führen; und der Begriff des Gedankens kann mit dem Begriffe der Materie nicht bestehen. Also kann man denn in keinem Falle voraussetzen, daß die Materie denke.

2. Es ist unmöglich zu fassen, daß die Materie das Empfinden, das Begreifen, das Erkennen aus ihrem Bezirke nehmen könne. Denn, zertheilet sie in so viele kleine Theile, als ihr wollet; (Diese Zertheilung wäre das einzige Mittel, so wir als tauglich ansehen könnten, sie geistlich zu machen, und aus ihr eine denkende Materie zu bilden) Zertheilet sie so lang, als ihr wollet; gebet ihr alle Bewegungen und Figuren nach Belieben: diese unendlich kleine Theile werden in Körper, von einer ihnen gleichförmigen Gröse, nicht anders wirken, als in Körper, die einen Zoll, oder Fus im Durchschnitte haben. Die Theile von einem Zolle, oder von einem Fuse im Durchschnitte, stosen einander fort. Das ist alles, was sie thun können. Die kleinen Theile haben keine grösere Kraft (q). Kön-

(p) Lib. 2. C. 23

(q) L. 4. C. 10. §. 10.

Können nun die grosen Theile keinen Gedanken verursachen; so werden es die kleinen eben so wenig können. So ist denn die Materie nicht nur kein denkendes Wesen; sondern sie ist auch unfähig zu denken.

3. Die Bewegung kann niemals machen, daß der Gedanke entstehe; was sie immer für Veränderungen in der Figur und Gröse der Theile der Materie hervorbringen kann. Und es wird allezeit eben so weit über die Kräfte der Bewegung und der Materie seyn, die Erkänntniß hervorzubringen: als es über die Kräfte des nichts ist, die Materie hervorzubringen (r). So ist es denn schlechterdings unmöglich, daß jemals das Denken von der Materie herkomme.

4. Der Gedanke ist eine Beschaffenheit oder eine Handlung der Seele, das ist, des Geistes (s). Nun kann aber die Materie diese Beschaffenheit oder diese Handlung nicht hervorbringen; weil selbige nur der Bewegung fähig ist: so kann sie denn den Gedanken nicht hervorbringen. Folglich leiden diese Worte: denkende Materie, einen Widerspruch.

5. aus allen diesen, aus Locken treulich angezogenen Vernunftschlüssen folget: daß die Materie nicht nur nicht denke; sondern daß sie nicht fähig sey zu denken. Denn sie kann nur Bewegungen hervorbringen: und die Bewegung ist eben so unfähig den Gedanken; als das Nichts unfähig ist, die Materie hervorzubringen. Folglich stellen die Worte: denkende Materie, zu denken fähige Materie, nichts anders dar, als eine Ungereimtheit. Da haben wir die natürliche Folge

(r) Lib. 4. C. 10. §. 10.
(s) L. 2. C. 19.

ge der lockischen Grundsätze, mit denen sich Voltaire, den Materialisten zu Liebe, so kraus machet.

Wenn Voltaire die Lehre des Locke nicht gelesen hat: so erstaune ich, daß er so kühn davon redet. Hat er sie gelesen, und nicht begriffen: so muß ich noch mehr erstaunen. Hat er sie gelesen, und begriffen: wie misträulich muß man sich denn nicht gegen sein Wort und Ansehen betragen!

Er verdenket es den Gottesgelehrten stark, daß sie sich wider diesen Satz des Locke aufgebäumet haben; welcher, wie er saget, in einer blos philosophischen Frage besteht, die von dem Glauben und der Offenbarung sehr unabhängig ist. Allein die Gottesgelehrten hatten in unsern göttlichen Büchern gelesen: daß der Leib in die Erde wiederkehren müsse, von welcher er genommen worden; und daß der Geist zu Gott zurückkehren müsse, der ihn erschaffen hat (t). Sie hatten von den allgemeinen Kirchenversammlungen gelernet: des Menschen Seele wäre ein geistliches Wesen. Sie hatten allso vielmehr Grund, die Geistlichkeit der Seele als einen geoffenbarten Artickel anzusehen: als Voltaire hat, dieses als eine blos philosophische Frage anzugeben.

Er erzählet demnächst, der Bischof von Worcester, Herr Stillingfleet, sey wider Locken auf den Kampfplatz getreten, aber überwunden worden: weil dieser Bischof, sagt er, als ein Lehrer, und Locke als ein unterwiesener Philosoph vernünftelte.

So verkündigen unsre Feinde ihre Vortheile, wann wir sie geschlagen haben. Stillingfleet, als ein aufge-

(t) Eccles. 22.

geklärter, und sicher gehender Philosoph, zwang Locken, aus dem Felde zu weichen. Locke vertheidigte sich als ein Philosoph, der ein Mitleiden verdienet. Denn was ist wohl mitleidenswerther, als sagen: man wisse nicht, ob nicht ein Kieselstein eben so erhabene Gedanken haben könne, als Voltaire; und ein eben so schönes Gedicht, als die Aeneis, oder das verlorene Paradies, oder eben so schöne Verse machen könne, als man in der Henriade findet?

VIII. Hauptstück.

Von den Meynungen der alten Philosophen von der Seele.

Wir wollen über diesen Punkt der philosophischen Meynungen nur wenige Worte reden. Der Herr von Voltaire setzet den grösten Haufen der berühmten Weltweisen des Alterthumes in die Reihe der Materialisten. Die Unwissenden können ihm auf sein Wort glauben, und die Freydenker Beyfall geben. Wir wollen den Leser in den Stand setzen, die Wahrheit zu erkennen.

„Der göttliche Plato, des göttlichen Aristotels „Lehrmeister, und der göttliche Sokrat, des göttli„chen Plato Lehrmeister, nannten die Seele körper„lich und ewig. Der geheime Geist Sokrats hat„te ihn ohne Zweifel belehret, wie es damit wäre.„

Ich weis nicht, was der geheime Geist Sokraten von dieser Sache gelehret habe: aber ich weis, daß die blose Vernunft diesen grosen Männern richtigere und edle-

edlere Begriffe von der Seele gegeben habe; als uns gewisse Plauderer zu unsrer Zeit davon beygebracht haben. Unter den Irrthümern dieser grosen Männer sieht man noch helle Stralen, und sehr glänzende Wahrheiten hervorleuchten.

Es war nicht die Offenbarung, sondern die blose Vernunft, die Platonen gelehret: daß die Seele des Menschen ein einfaches, unverwesliches, unzusammengesetztes, und ohne Theile bestehendes Ding sey; welches mehr Gleichheit und Aehnlichkeit mit dem ewigen Geiste, als mit den körperlichen und sichtbaren Dingen habe. Höret, wie er sich in dem Gespräche von der Seele ausdrücket.

„ Man muß sich nicht wundern, daß alles, was „ körperlich und sichtbar ist, der Verwesung und dem „ Untergange unterworfen sey; und daß es immer in „ einerley Stande verbleibe. Die Theile, aus de„ nen es zusammengefüget ist, verdämpfen, lösen sich „ auf, zerstreuen sich immerfort. Aber die Seele ist „ ein einfaches, untheilbares, unverwesliches Ding. „ Die Sinne können ihr zwar zuweilen eine Aus„ schweifung verursachen, und ihr eine Gelegenheit „ des Irrthums seyn: allein sie kann wieder in sich „ selbsten gehen, und sich auf die Erkänntniß dessen, „ was rein, ewig und unsterblich ist, verwenden. Ein „ nachdenkender Mensch begreift leicht, daß sie mehr „ Aehnlichkeit mit der verständigen, unbeweglichen, „ und ewigen Schönheit habe, als mit allen andern „ Sachen, die in unsere Sinne wirken können (u).

Sein Lehrling Aristotel saget seine Meynung eben so kräftig. „ Das Denken, sagt er uns, das Be„ grei-

(u) Phædon, sive de Anima P. 2.

„ greifen, das Verstehen, das Vernünfteln, das „ Empfinden kann von keinem der Bestandtheile ent„ stehen, aus welchen alle körperliche und sichtbare „ Sachen gemachet sind. Man muß ein Wesen einer „ fünften Gattung annehmen, die von den andern „ ganz unterschieden ist; ein Wesen, das in und durch „ sich selbst seine Stärke, seine Wirkungskraft habe; „ und das jene Handlung hervorbringen könne, deren „ die materialischen Grundstücke unfähig sind (x)„. Und dies Wesen, welches Aristotel bestimmet, ist gerade das, was wir die Seele oder den Geist nennen.

So sind die Meynungen dieser Philosophen beschaffen, die Voltaire in die Reihe der wahren Materialisten setzet. Er hat dafür gehalten, er würde den Handel siegprangender machen: wenn er die Zahl derer vergröserte, die das geistliche Wesen der Seele nicht erkennet haben. Er hat dabey weiter nichts ausgerichtet, als daß er noch etwas mehr von seinem Ansehen verloren.

IX. Hauptstück.

Von der Unsterblichkeit der Seele.

Was die Hauptsache betrifft, so denkt der Herr von Voltaire, wie die Christen. Er glaubet, so wie diese, die Unsterblichkeit der Seele (y). Aber um die Materialisten zu trösten, die diese Lehre bestreiten, machet er aus ihrem Stifter Epikuren den grö-

(x) Apud Cic. Quæst. tusc. L. 1.
(y) De l'Anti-Lucrece.

grössten Heiligen des Heydenthums; und aus seinen Lehrlingen vollkommene Muster in allen Arten der Tugend. Er gesteht zwar, daß Epikur in dem Irrthume gewesen: allein er beklaget ihn, er entschuldiget ihn, und zeiget endlich, daß seine Unwissenheit schier unüberwindlich gewesen. „Habet ein Mitleiden mit mir, läßt er ihn sprechen, daß ich wider „eine Wahrheit gekämpfet: die Gott fünfhundert „Jahre nach meiner Geburt geoffenbaret hat. Ich „habe gedacht, wie alle erste heydnische Gesätzgeber der Welt: die alle von dieser Wahrheit nichts „wußten.

Es ist sehr seltsam, daß der Herr von Voltaire, der die Geschichte, die Schrift, die Zeitrechnung, die Weltweisheit so gut inne hat, diesen Helden der Materialisten so sprechen lasse. In dem, was er ihn sagen läßt, finden sich beynahe so viele Fehler, als Worte.

1. Epikur war nur dreyhundert Jahre vor der Geburt unsers Heilandes im Leben, und nicht fünfhundert Jahre, wie Voltaire saget.

2. Unter den heydnischen Gesätzgebern, dergleichen Lykurg, Solon, und diejenigen waren, die Aegyptens, Roms, und Italiens Staatsverfassungen gemacht haben, findt man keinen einzigen, der die Lehre der Materialisten zum Grundsatze angenommen habe; und auser denen, die zu Epikurs Rotte gehöreten, waren wenige Philosophen, die die Unsterblichkeit der Seele geläugnet haben.

3. Der Hr. von Voltaire widerspricht sich hier wieder selbsten, so wie an vielen andern Stellen. Er giebt durch die Worte, die er Epikuren in den Mund le-

get,

get, zu verstehen: daß diese Lehre von der Unsterblichkeit der Seele allen ersten Gesätzgebern unbekannt gewesen sey; und im vierten Hauptstücke der allgemeinen Geschichte saget er: diese Lehre sey aus dem höchsten Alterthume her. Er behauptet, den alten Morgenländern sey sie gar nicht unbekannt gewesen. Ein zweyter Zoroaster, sagt er, unterm Darius dem Sohne des Histaspes, hat blos die alte Religion der Perser verbessert. In diesen Lehren findt man die ersten Begriffe von der Unsterblichkeit der Seele, und von einem andern, glücklichen oder unglücklichen Leben. Hierinnen findt man ausdrücklich eine Hölle. Zoroaster dichtet in seinen von Saddern aufbewahrten Schriften: Gott habe ihm diese Hölle, und die Strafen, die den Gottlosen vorbehalten werden, sehen lassen. ... Diese Stelle zeiget eine Gattung der Philosophie, die in diesen entferntesten Zeiten herrschete; eine immer verblümte, und zuweilen sehr tiefsinnige Philosophie.

So haben sich denn die Materialisten über den Herrn von Voltaire zu beklagen, daß er sie betrüge, und einen bösen Sachwalter für sie abgebe.

4. Epikuren sagen lassen, die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele sey allererst fünfhundert Jahre nach seiner Geburt geoffenbaret worden, das heist nicht, seine Sache mit gutem Erfolge vertheidigen; sondern es heist, eine grose Unwissenheit, oder eine unvergebliche Unverschämtheit an den Tag legen. Als dieser Philosoph alle seine Seltsamkeiten verbreitete, an welchen gewisse Leute heut zu Tage mehr als zu viel Geschmack finden: so waren schon über zwölf oder fünfzehn Jahrhunderte verflossen, daß diese wichtige Lehre auf das Kläreste geoffenbaret war. Mehr als

zehn bis zwölf Jahrhunderte zuvor, hatte Job auf die beweglichste Art davon geredet. Die Psalme Davids, und die Bücher der Weisheit, König Salomons, in welchen eben diese Lehre so oft und so klar verkündiget wird, waren bereits über neunhundert Jahre geschrieben. Die Propheten, die alle viele Jahrhunderte vor Epikuren gelebet, hatten gleichfalls diese Wahrheit vorgetragen.

Was für eine Absicht hatte denn Voltaire, da er zu verstehen gab, im alten Testamente werde nichts von der Unsterblichkeit der Seele gesaget? Vermuthlich war das ein kleiner Trost, den er den Materialisten schenken wollte. Man urtheile, ob dieser Trost auf einem festen Grunde beruhe. Die antichristlichen Philosophen sind halt dem Fehlen; und ihre Zuhörer dem Irren unterworfen.

Ehe wir dies Hauptstück beschliesen; wollen wir eine kleine Anmerkung über die Schilderungen machen, die uns der Herr von Voltaire von den Epikuräern oder Materialisten entwirft.

„ Ein wahrer Epikuräer, saget er uns, war ein „ sanftmüthiger, sittsamer, gerechter, lieblicher Mensch, „ und hatte keine Henker in Besoldung, um die, so „ nicht dachten wie er, öffentlich ermorden zu las„ sen „.

Ich glaube, die Epikuräer, die Deisten, die Freydenker oder Philosophen werden befinden: daß das Gemälde, so man von ihnen entwirft, zu schmäuchelhaft gerathen sey. Sie kennen sich besser untereinander, daß sie es für ächt halten sollten. Man hat deren in diesem Jahrhunderte gesehen, die ihre Mitwerber in dem Felde der Gelehrsamkeit mit Tollheit

und Raserey zerfetzten. Eine Probe ihres sanften und lieblichen Wesens! Sie lassen nicht nach, mit übertriebenem Zorne Lärmen zu blasen, und wider jene Mächte, die sich des Zwanges der Gesetze bedienen, und das Herz haben, wider die Gottlosen nach der der Strenge zu verfahren, und ihnen die freye Ausbreitung ihrer Gottlosigkeiten zu nehmen, die grausamsten Schmäheschriften ausfliegen zu lassen. Welch eine Sanftmüthigkeit, welch eine Mäßigung!

X. Hauptstück.

Von der Sittenlehre der Philosophen.

Durch dies Wort, Sittenlehre, werden jene Grundsätze verstanden: die die blose Vernunft dem Menschen anbiethet, um ihm seine Pflichten kennbar zu machen, und seinem Betragen zur Regel zu dienen. Die heydnischen Philosophen haben uns über diese Sache wunderschöne Werke hinterlassen. Insonderheit findt sich in den dreyen Büchern Cicerons von den Pflichten eine Weisheit, eine Billigkeit, eine Anständigkeit: die den Christen zum Unterrichte dienen kann, und unsern itzigen Philosophen die Schamröthe austreiben muß. Blos von dem Lichte der Vernunft bestralet, haben diese Heyden das, was die Vernunft uns vorstellet, in grösserm Werthe gehalten, als gewisse Leute thun, die in einer göttlichen Religion erzogen sind. Jene haben niemals ein Gesätzbuch der Ueppigkeit als eine Sittenregel angewiesen: sie haben die Lustbarkeiten nicht als die einzige Triebfeder des tugendhaften Herzens angegeben: sie haben die Tugend, die Ehrbarkeit, die Menschlichkeit so weit nicht entehret.

ret. Dies war den Philosophen unsrer Tage vorbehalten. Voltaire hat dieses auch als eine ihm anständige Materie betrachtet. Nachdem er auf die Lehren der Religion Angriffe gewaget: hat er auch die Reinigkeit und Heiligkeit der Sittenlehre bestürmen wollen.

Sein Gespräch von der Natur des Vergnügens ist nichts anders, als eine eigentliche epikuräische Lehre, die man durch Grundsätze einzuführen Willens ist; die man mit Vernunftschlüssen zu unterstützen sich Mühe giebt; die man als ein von der Gottheit gutgeheissenes und angerathenes Ding zu Markte bringt. Man beobachtet in dem Ausdrucke einen gewissen Wohlstand, und giebt der Aufführung eine völlige Freyheit. Man will in dem Menschen Tugend haben; und behauptet, die Lust sey die einzige Triebfeder des tugendsamen Herzens. Ein Mensch, der sich zu bemeistern weis, der sich über die lebhaftesten und zärtlichsten Empfindungen hinauf schwingt, der die Tugend um der Tugend willen liebet, und der die grosmüthigsten Bemühungen unternimmt, dazu zu gelangen; einen solchen sieht der römische Redner als die lebhafteste Bildniß der Gottheit an. Und unser Philosoph bläst ihn als einen unsinnigen Träumer aus, als einen Feind der Welt, als einen Zerstörer der Menschlichkeit. Endlich ist die Lust der einzige Trieb der Menschen; Gott will, man solle sich derselben ergeben; und es ist eine Thorheit, eine Unsinnigkeit, sich ihren Reizungen zu widersetzen. So sieht es mit der Sittenlehre aus, die Voltaire vorträgt.

Es ist in der That sehr leicht, zu zeigen, wie sehr diese Lehre dem Geiste des Christenthumes, und der Vernunft zuwiderlaufe. Es heist beyde bestürmen, wenn man saget:

Die

Die Stillung deiner Lust beschäftigt die Natur:
Sie rufet dich zu Gott durch des Vergnügens Spur.
Noch keines Menschen Mund hat dessen ganze Liebe
Von Grunde aus gelobt. Nur durch Bewegungstriebe
Führt er den Körperstoff; und Menschen durch die Lust......
Kurz: dieses ganz allein bewegt der Menschen Sinn.

Die Weisen sageten vormals: widerstehet der Reizung der Lust; haltet die Quaal und den Schmerzen herzhaft aus: *Abstine, & sustine.* Der unerschrockene Scävola sagte: an der Standhaftigkeit in den Mühseligkeiten und im Leiden kenne man die Gemürhsart eines wahren Römers. *Pati, & facere fortia, romanum est.* Cicero wendet ein ganzes Buch in seinen tusculanischen Fragen an, zu beweisen: daß in dieser Herzhaftigkeit, die uns über den Schmerzen erhebt, und in der Verachtung der Lust, die wahre Grosmuth bestehe. Nichts scheint unsre Bewunderung bässer zu verdienen, als jene Leute: die von der Liebe der Pflicht bewogen werden, das Geschrey und die dringendsten Nothwendigkeiten der Natur mit Verachtung anzusehen. Diese Stärke machet die grosen Leute in allen Ständen, die Leute, zu denen die Gesellschaft ihre Zuflucht nimmt. Aus dieser Stärke urtheilen wir von der Tugend, und entscheiden die Belohnungen, welche die Tugend verdienet. Allein unser Sittenlehrer prediget und räthet nichts anders, als die Sinnlichkeit und die Lust.

Er stellet sich auch als den ersten Menschen dar, der in den Rath Gottes eingelassen, und von dessen Rathschlüssen benachrichtiget worden sey, der dessen ganze Liebe von Grunde aus gelobt.

Man hat bisher geglaubet, Gott leite die Menschen durch das Licht der Vernunft. Voltaire saget uns: man habe sich hierin betrogen; er führe sie durch die Lust; und diese sey die göttliche Triebfeder, die den Menschen zu wirken antreibe, so wie die Bewegung die Triebfeder ist, die die Materie zur Wirkung bringt. Kurz: dieses ganz allein bewegt der Menschen Sinn. Man muß gestehen, daß dies ein wunderbares Mittel sey, grose, wahrhaftig tugendhafte, ehrwürdige, und unsre Hochachtung verdienende Seelen zu bilden.

Allein wiederum, was ist das für eine Lust, die die grose Triebfeder ist, welcher sich der Schöpfer, die Menschen zu leiten, bedienet? es ist die Liebe, das ist, die Leidenschaft, deren Bändigung uns in der hitzigen Jugend vorzüglich zu schaffen machet; die in den Familien die grösesten Verwirrungen stiftet; die sehr kräftig ist, die Lust zur Erfüllung der Religionspflichten zu verderben; die in den Sitten die meisten Unordnungen verursachet; die den Frieden der Gesellschaft am Meisten störet. Der gröste Theil des Gespräches geht dahin, die Süsigkeiten der Liebe zu erheben, oder mit denen, die sich wider dieselbe vertheidigen, zu scherzen.

Die Eigenliebe, die von dem göttlichen Gesätzgeber so nachdrücklich verworfen wird, ist noch eine himlische Gabe, wie Voltaire uns saget. Weil diese Liebe von dem Evangelium, und von der Vernunft verbannet wird: so konnte es wohl nicht anders seyn

sie

sie mußte von diesem Philosophen angenommen und gerühmet werden.

Bey düstrer Frömmigkeit zerfällt die Eigenliebe:
Sie heist der Menschen Feind, und höllisch ihre Triebe.
Undankbar Menschenherz, wie weit verirrst du dich!
Die Liebe kömmt von Gott. Er liebet uns, und sich.

Es ist noch keinem Menschen in den Sinn gekommen zu sagen, daß Gott eine Eigenliebe habe. Das ist eine Entdeckung Voltaires; man könnte wohl sagen, eine Gottlosigkeit, eine Thorheit. Beydes würde er gemieden haben, wenn er die Eigenliebe von der Liebe seiner selbst zu unterscheiden gewußt hätte.

Die Eigenliebe ist diejenige Liebe: durch welche wir alles auf uns selbsten beziehen, uns selbsten suchen, auch in den Pflichten, die wir erfüllen. Diese Liebe ist, ohne allemal lasterhaft zu seyn, dennoch allemal mangelhaft. Die wahre Tugend haftet niemals an irgend einem erschaffenen Dinge; sie hat ein edleres Ziel; sie erhebet sich bis zu Gott, der das Ende von allem seyn muß, so wie er von allem der Anfang ist. Hieraus sieht man, warum die Eigenliebe allezeit mangelhaft ist.

Die Liebe seiner selbsten ist natürlich, und dem Menschen wesentlich. Man kann sich kein Geschöpf einbilden, das sich selbst nicht lieben sollte. Der Ausdruck: daß dieselbe eine Gabe Gottes sey, hat seine Richtigkeit nicht. Sie kann keine andre Gabe seyn, als die Wirklichkeit selbst eine ist. Diese Liebe kann

aufgekläret oder blind, verständig oder thöricht, tugendsam oder lasterhaft seyn. Daher sagte der Sohn Gottes den Menschen, da er ihnen seine Lehre verkündigte: **Wer seine Seele in dieser Welt liebet, der verliert sie für die Ewigkeit: und wer seine Seele in dieser Welt hasset, der erhält sie für die Ewigkeit.** Es giebt also verschiedene Lieben; und man irret deßwegen, wann man behauptet, daß jede Liebe von Gott komme. Welch eine schöne Gabe des Himmels, eine freydenkerische Wohllust, die sich an alle Gegenstände henket, die sie verführen kann, um sich ein Vergnügen zu machen!

Man konnte wohl Rechnung darauf machen, daß unser Sittenlehrer noch ein Schutzredner der Leidenschaften seyn würde. Er nimmt anfänglich die Sprache der Vernunft an; gleich danach wird er wiederum ein Vorsprecher der Ueppigkeit. Endlich machet er den Schluß, daß die Mühe, die man anwendet, um die Leidenschaften zu hemmen, und um sich zu den Heldenmäsigen Tugenden zu schwingen, die uns die evangelischen Räthe vorstellen, nichts anders sey, als den Menschen vernichten, nicht aber vollkommen machen wollen.

Ja, ja, die Leidenschaft hat uns der Herr geschenkt,
Wodurch er unser Herz zu grosen Thaten lenkt.
Die Leidenschaften sind des Himmels wahre Gaben,
Und wenn wir noch so viel durch sie zu fürchten haben.
Kann ja ihr Misbrauch uns zum grösten Schaden seyn:

So

So bringt uns ihr Gebrauch den schönsten
Nutzen ein. . . .
Ihr, deren Eigensinn die Menschlichkeit
zerstört,
Habt ihr denn das Gedicht der Alten nie ge-
hört?
Kennt ihr des P e l i a s bethörte Töchter
nicht?
An ihrer Blindheit seht, wie euch der Witz
gebricht.
Sie wollten die Natur bey ihrem Vater
zwingen,
Und ihm den muntern Flor der Jahre
wiederbringen.
Aus Liebe kamen sie; und mit vereinter
Wuth
Verspritzte ihre Hand des Vaters altes
Blut.
Was war wohl der Gewinn von ihrem blin-
den Rasen?
Daß sie das Lebenslicht dem Vater aus-
geblasen.
So gehts euch, Stoiker! die ihr zu ändern
glaubt,
Was nicht zu ändern ist; und uns die
Menschheit raubt.

Alle neue Philosophen haben Schutzschriften für die Leidenschaften gemachet; und unter Begünstigung etlicher Zweydeutigkeiten, alles an denselben genehm gehalten. Es ist rathsam, diese Zweydeutigkeiten auseinander zu setzen, und die reine Wahrheit sichtbar zu machen.

Die Römer hatten kein einziges Wort, das, was wir durch die Leidenschaft verstehen, auszudrücken.

Sie nannten es Verwirrungen der Seele, *Animi Perturbationes.* In der That sind die Leidenschaften eine Aufwallung und Hitze im Geblüte, welche in der Seele sehr lebhafte Begierden erregen, und machen, daß sie sich aufs äuserste bemühet, zu dem Zwecke, wonach sie zielet, zu gelangen. Dies ist bey den Leidenschaften des Zornes, der Liebe, der Ehre, der Rache, des Ehrzeiges besonders zu sehen. Diejenigen, welche solche brennende Begierden nicht spüren, werden apathisch oder unempfindlich genannt.

Indessen wenn man nach einer Sache inbrünstig verlanget: wird man versuchet, zu allen Mitteln zu greifen, die uns verhülflich seyn können, dieselbe zu erlangen. Darum kann die Ungerechtigkeit nicht nur in dem, was den Gegenstand der Begierden ausmachet, statt finden; sondern auch in den Mitteln, deren man sich bedienet, seinen Begierden eine Genüge zu leisten. Die Aufwallung und Hitze des Geblütes stärket die Seele. Diese Stärke ist ein Geschenk Gottes; und sie ist allein das, was man an den Leidenschaften als Lobwürdig erkennen kann. Was die Gegenstände, auf welche sie sich beziehen, und die Mittel, welche sie anwenden, anbelanget: so findt man darinnen öfters das Laster und die Ungerechtigkeit, als die Gerechtigkeit und Vernunft. Die Jahrbücher des Erdekreises zeigen nur gar zu viele Beyspiele davon an.

Alle Gesäzgeber, alle Weise, alle die, welche Sittenlehren vorgeschrieben, empfehlen deßwegen dem Menschen, der tugendsam, gerecht, unsträflich seyn will, seine Leidenschaften zu bemeistern, und zu bändigen. Die Weisheit dieser Vorschriften und Rathschläge bestätiget sich durch die Erfahrung. Die evangelische Lehre verkündiget uns eben das; aber sie giebt

grö-

grösere Erläuterungen, und zeiget weit höhere Bewegründe. Daher verführen die Philosophen das menschliche Geschlecht, und fechten sowohl wider die Vernunft als wider das Christenthum, wann sie sich als Lobredner der Leidenschaften darstellen.

Man läßt nicht nach, uns mit diesen grosen Worten in den Ohren zu liegen: daß die Leidenschaften die Seele zu grosen Thaten erheben. Allein wie sehr bewundern wir nicht wahrhaftig heldenmäsige Thaten, die nur der Herzhaftigkeit zuzuschreiben sind, welche der Mensch in dem bewiesen, daß er die gewaltsamen Anfälle seiner Leidenschaften eingehalten? Man sieht nichts gröser und heldenmäsiger, als wenn Jemand einem Feinde, an welchem er Rache nehmen könnte, Vergebung widerfahren läßt. Unterdessen thut man das nur dadurch, daß man die Leidenschaft der Rache bemeistert. Man könnte unzählbare dergleichen Beyspiele anführen, die augenscheinlich beweisen: daß diese grose Worte, statt der Wahrheit, nichts als Betrug vorstellen.

Und wenn auch gleich die Leidenschaften die Ursache wären, daß etliche löbliche Thaten entstünden: machen sie nicht auch, daß eine unvergleichlich grösere Menge von Unordnungen und verhaßten Lastern zur Welt komme?

Das natürliche Licht erleuchtet alle Menschen in Betreffe der wahren Grundsätze der Sitten. Das Evangelium hat diesen Erleuchtungen unzählich viel zugesetzet. Eine Menge weiser, aufgeklärter, tugendsamer Männer hat alle diese Grundsätze entwickelt. Die heutigen Philosophen bestreben sich, dieselben zu verdunkeln, und zu bestürmen. Sie verkleiden das Laster in die Tugend, und die Tugend ins Laster. Se-

het, was sie der Religion, den Sitten, der Gesellschaft für Dienste leisten! Sehet, wie weit die Welt ihnen verbunden sey!

XI. Hauptstück.

Von der Freyheit.

Man würde die Freyheit niemals in Zweifel gezogen haben, wenn es niemals Philosophen, diese Gattung widersprechender Leute, gegeben hätte: die die kläresten Begriffe mit dunkeln Wolken verhüllen; und die, weit gefehlt, daß sie sich andern verständlich und begreiflich machen sollten, mehrentheils sich selbsten nicht verstehen, noch begreifen.

Man frage einen Menschen, der eine gesunde Vernunft hat, ob er eine Freyheit habe. Er wird antworten, er sey erstaunet, daß man ihm solche Frage thun dörfe. Ich empfinde, wird er sagen, daß ich mich nach den Sachen lenke, die mir gefallen; daß es in meiner Willkuhr stehe, mich auf diese, oder eine andere Sache zu legen; mein Vermögen, meine Mittel an dem, was ich will, und weil ich es will, anzuwenden. Ich empfinde, daß ich wegen des Vermögens wolle, welches mein Wille hat, sich zu entschliesen, und zu wählen. Zuweilen wird mir das, was ich gewählet habe, eine Ursache der Freude, und zuweilen der Reue. Dieses Vergnügen, und diese Reue wären unvernünftig, wenn ich keine Freyheit hätte. Dieses sind für mich innerliche und augenscheinliche Beweise meiner Freyheit.

Neben dem ist dieses Vermögen, sich zu entschliesen und zu wählen, der alleinige Grund der bürgerlichen Gesätze, und aller Verordnungen, welche dienen, die Gesellschaft zu stiften und zu verbinden. Man kann vernünftiger Weise weder Versprechen noch Drohung anbringen: man kann vernünftiger Weise weder Belohnungen noch Strafen bestimmen, als für die allein, von deren Willen es abhängt, jene zu verdienen und diese zu meiden. Hängt das aber von dem Willen ab, so hat man ja eine Freyheit: weil man durch das Wort Freyheit nichts anders versteht, als das Vermögen sich zu entschliesen, und nach seinem Belieben zu wählen.

Also würde ein Mensch, der eine gesunde Vernunft hat, vernünfteln. Der Herr von Voltaire redet anders. Er saget: der weise Locke habe sich nicht getraut, den Namen der Freyheit auszusprechen; und ein freyer Wille habe ihm ein bloses Hirngespinst zu seyn geschienen.

Wer sollte auf dieses Zeugniß nicht glauben, Locke habe keine Freyheit in dem Menschen erkannt? Man lese unterdessen Locken selbst: so wird man mit Vergnügen sehen, auf was Art er die Freyheit auflöse, festsetze, und beweise. Die Freyheit, sagt er, besteht in dem Vermögen, so wir haben, in Gefolge unsrer Wahl zu wirken. Allein was ist dasjenige, so uns schlüssig machet, und zu wählen bewegt? Es ist blos das gegenwärtige Vergnügen, so wir an der Sache finden, die wir wählen. Also ist der Mensch frey, so viel es der Freyheit, wenn ich mich so ausdrücken darf, möglich ist, ihn frey zu machen (z). So redet dieser Philosoph, den uns der Herr von Voltaire als einen Zernichter der Freyheit vormalen will.

(z) Lib. 2. C. 21.

Es ist wahr, daß Locke sage, es sey eine ungereimte Frage, ob der Wille eine Freyheit habe. Das machet, weil er den Willen als ein Vermögen ansieht, das einem wirkenden Wesen eigen ist. Nun ist aber dies wirkende Wesen der Mensch: so muß denn die Frage nicht seyn, ob der Wille eine Freyheit habe, welches sehr uneigentlich geredet ist; sondern man muß fragen, ob der Mensch eine Freyheit habe.

Der Herr von Voltaire stellet uns hernach seine Zweifel wegen der Freyheit in Ernste dar. Und das ist das Bäste, was er thut: denn seine Zweifel sind kräftiger, den vernünftigen und christlichen Glauben zu befestigen, als wankend zu machen. Eine kleine Untersuchung wird zulänglich seyn, uns davon zu überführen.

„ 1. Wenn man eine Freyheit hätte: wo wäre denn „ wohl ein Mensch, der seine Beschaffenheit nicht „ änderte? Allein hat man jemals einen Menschen in „ der Welt gesehen, der sich nur einen Geschmack „ verschaffet hätte? „

Allein sollte man wohl sagen, ein Buckelichter habe keine Freyheit, weil er seinen Buckel nicht vertreiben kann; oder ein Einäugiger, weil er nicht mit zweyen Augen sehen kann; oder ein Aesop, weil er sich nicht so schön machen kann; als ein Narciß? So vernünftelt aber der Herr von Voltaire. Die Freyheit ist das Vermögen, das wir haben, uns unsrer Fertigkeiten, unsrer Güter, unsrer Kräfte, und alles dessen, so von uns abhängt, zu bedienen. Nun hängt es aber von uns nicht ab, unsren Geschmack, unsre Gestalt, u. d. gl. zu ändern.

„ 2. Ist nicht dieses Weltgebäude in allen seinen „ Theilen, unveränderlichen Gesätzen unterworfen? „ Wenn ein Mensch seinen Willen nach seinem Wohl„ gefallen lenken könnte: so ist es ja klar, daß er als„ dann diese unveränderliche Gesätze verwirren könnte.„

Das ist keinesweges klar. Es ist unbegreiflich, wie das folgen sollte: daß, wenn der Mensch eine Freyheit hätte, sein Wille über die unveränderlichen Gesätze, die der Wille Gottes angeordnet, herrschen könnte. Eines ist von dem andern zu weit entfernt.

Diese unveränderliche Gesätze sind keine Gegenstände der menschlichen Freyheit; und Gott hat den Menschen keinen unveränderlichen Gesätzen, als den Gegenständen seiner Freyheit, unterwürfig gemachet.

„ 3. Aus was für einem Vorzuge sollte der „ Mensch nicht eben sowohl der Nothwendigkeit un„ terworfen seyn, als die übrigen Thiere, die Ge„ wächse, und alle in der Natur befindliche Dinge?„

Weil Gott ihn frey erschaffen hat.

„ 3. Kann man mit Grunde sagen, daß die Stra„ fen und Belohnungen in dem Lehrgebäude dieser „ allgemeinen Nothwendigkeit ungereimt seyn würden? „ Sind sie es nicht vielmehr in dem Lehrgebäude der „ Freyheit? In der That, wenn ein Strassenräu„ ber einen freyen Willen besitzt, so daß er sich blos „ nach demselben entschliest so kann es gar füglich „ geschehen, daß die Furcht der Strafe ihn nicht be„ wege, seine Räubereyen zu verlassen. Allein wenn „ blos die natürlichen Ursachen wirken; wenn der An„ blick des Galgens und des Rades einen nothwen„ digen und gewaltsamen Eindruck machet: so bringt

„ er

„ er alsdann den lasterhaften Zeugen der Strafe eines an„ dern Lasterhaften nothwendiger Weise zur Bässerung.„

Die ganze Welt kömmt in dem Grundsatze überein: daß Noth kein Gesätz habe. Wenn der Mensch von der Nothwendigkeit dahin gerissen wird: so ist es sehr unnöthig, Gesätze zu machen, die ihn durch Hoffnung der Belohnungen aufmuntern, oder durch Furcht der Strafen erschrecken. Wie wird der Anblick des Galgens einen Lasterhaften zur Bässerung bringen, falls er von einer unermeidlichen Nothwendigkeit gebunden ist? Wird er nicht, der Räder und Galgen ungeachtet, allemal so seyn, wie er nothwendiger Weise seyn muß?

Muß man nicht dahin übereinkommen: daß es ihm nicht möglicher seyn wird, kein Strasenräuber zu seyn, als es einem hinausgeworfenen Steine möglich ist, nicht wieder herunter zu fallen? Es erhellet, daß das Vernünfteln des Herrn von Voltaire einen Abgang der Logik an sich habe. Er verfällt mehrmals auf diese Gattung der Fehler.

„ 5. Müßte man nicht, um zu wissen, ob die „ Seele eine Freyheit habe, zuvor wissen, was die „ Seele sey? Ist wohl ein Mensch, der sich rühmen „ kann, daß ihm seine Vernunft allein die Geistlich„ keit und Unsterblichkeit dieser Seele beweise? „

Um von der Natur der Seele zu sprechen, müßte man wissen, was die Seele sey; Um zu wissen, ob man eine Freyheit habe, ist die Erfahrung genug. Um gewiß zu seyn, daß man sehe, daß man den Sinn des Gesichtes habe; ist es nicht nöthig, die Sehnerven oder die Weise zu kennen, wie die Lichtstralen sich in den verschiedenen Feuchtigkeiten des Auges brechen.

Man

Man hat die Empfindung der Gegenstände: mehr braucht es nicht, um nicht den geringsten Zweifel zu hegen. Eben so empfindt man, daß man thue, was man will, und weil man es will. Man empfindt, daß man wähle, daß man sich entschliese, daß man sich seiner Fertigkeiten, seiner Kräfte, und alles dessen, was von uns abhängt, bediene. Mehr braucht es nicht, um sich zu versichern, daß man eine Freyheit habe. Alle widrige Vernunftschlüsse eines Philosophen sind vergeblich.

Kurzer Abtritt über die Vorsehung Gottes.

Der Herr von Voltaire empfindt zuweilen die Wahrheit. Er gesteht in einem Briefe an den König in Preusen: daß der Mensch eine Freyheit habe. Allein er geräthet auf einen neuen Abweg, da er die Weise auslegen will, wie Gott jene Sachen erkenne, die von der Freyheit des Menschen abhangen werden. Er ist stark der Meynung, daß Gott nur eine muthmasliche Wissenschaft habe. Es ist wahr, er machet aus ihm einen schärfer sehenden Muthmaser, als die Menschen sind. Ein philosophischer Gottesgelehrter würde ihn haben unterrichten können. Ein kleiner Logiker wäre genug gewesen, ihn über diesen Punkt auf den rechten Weg zu bringen.

Gott ist ein unendliches Wesen. Seine Einsicht ist allso unendlich vollkommen, und kann mithin keinem Fehler unterworfen seyn. Sie ist unendlich einfach, und kann darum nichts verlieren, noch gewinnen; sie muß allso alle Erkänntnisse auf einmal haben, die sie jemals in der ganzen Ewigkeit haben kann; sie muß folglich alle freye Entschliesungen der Geschöpfe, die gegenwärtigen, die wirklich sind; die vergangenen, die da gewesen sind; die künftigen, die seyn werden,

auf einmal einsehen. Alle diese Entschliesungen stellen sich in seinem Verstande dar, so wie die Gegenstände sich in einem Spiegelglase zeigen. Das Spiegelglas setzet das Daseyn der Gegenstände voraus; die göttliche Erkänntniß setzet die freye Entschliesung eines Geschöpfes voraus: solchemnach ist die Freyheit nicht mehr in Gefahr.

Das ist es, was die richtigste Untersuchung darstellen kann. An der Unendlichkeit Gottes, und folglich an der Unfehlbarkeit in seinen Erkänntnissen läßt meine Vernunft mich nicht zweifeln. Meine Erfahrung läßt mir keinen Zweifel an meiner Freyheit im Wirken übrig. Allein wie stimmet diese Unfehlbarkeit der Erkänntniß mit unsrer Freyheit überein? Gott ist zu gros, und der Mensch zu klein, dieses Entscheiden zu können *.

XII. Hauptstück.

Von den geoffenbarten Wahrheiten, und den göttlichen Büchern.

Bisher haben wir blos von den allgemeinen Grundsätzen der Religion geredet, in welchen die Vernunft uns schon mit den schönsten Stralen erleuchtet; die aber der Herr von Voltaire zu verdunkeln suchet. Nun wollen wir von etlichen besondern Lehrstücken handeln;

* Diese Entscheidung ist so schwer nicht, wenn man betrachtet, daß die göttliche Vorsehung unsern freyen Entschliesungen nur der Zeit nach, nicht aber der Natur nach vorgehe.

deln; die wir allein durch die Offenbarung gelernet haben, und von denen er so frey und verwägen redet: als wenn sie blos in philosophischen Meynungen bestünden, die man nach belieben verwerfen und bestreiten könnte.

Es ist wahr, daß er das Ansehen der göttlichen Bücher nimmer öffentlich angreife. Ja er bezeigt zuweilen sogar eine Art von Ehrfurcht gegen dieselben: allein dies hindert ihn nicht, daß er nicht hernach die ganze Stärke seiner Philosophie wider die Wahrheiten anwende, die in denselben auf das klåreste und deutlichste verkündiget werden. So machen es zuweilen aufrührische Unterthanen mit ihren Fürsten: die zu eben der Zeit, da sie die Waffen wider sie ergreifen, Unterwerfung, Gehorsam, und Treue bezeugen.

Die Schrift konnte sich über die Erbsünde, über Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes, das ganz von einem einzigen Menschen herkömmt, wiewohl es in viele Völker zertheilet ist, über den Zustand der alten Juden, über das Ansehen und die Macht der Kirche, u. s. w., auf keine deutlichere Art ausdrücken, als sie thut. Der Herr von Voltaire findt in allem dem viele Vorurtheile, Irrthümer, Ungewißheiten. Die allgemeinen Versammlungen, die, um die Lehren der Religion zu entscheiden, gehalten worden, sind nach seiner Meynung die Quelle aller Verwirrungen der christlichen Kirche gewesen. Seine Philosophie verachtet und verdammet viele Gebräuche, die wir in Ehren halten: weil sie sich auf die Lehre des Herrn Jesus gründen, und durch das Evangelium bestätiget sind. Selbst das Evangelium sieht er als ein von den Menschen gemachtes Werk an, das diejenige Klarheit und Richtigkeit nicht hat: die zu einem so wichtigen Ende, als jenes ist, zu dem es geschrieben worden,

den, erfordert wird. Die Einfältigkeit der ersten Zeiten, sagt er, verschwand unter der grosen Menge der Fragen, die der menschliche Vorwitz anstellete. Denn da der Stifter der Religion nichts geschrieben hatte, und die Menschen alles wissen wollten: so entstunden über jedes Geheimniß Meynungen; und jede Meynung kostete Blut (a).

Das Evangelium als ein Werk der Menschen ansehen, ist eine Gottlosigkeit. Unterdessen darf es der Herr von Voltaire doch in die Welt hinein schreiben. Dies Buch, und die übrigen göttliche Bücher sind von Gott eingegeben worden. Die Evangelisten, und die übrigen heilige Verfasser waren nur Geheimschreiber unter der Anführung, und Einflösung des heiligen Geistes. Folglich muß man diese Bücher in eben solchem Werthe halten: als wenn der Stifter der Religion sie selbst schriftlich hinterlassen hätte. Daher ist man allezeit schuldig gewesen, alles das, so darinnen enthalten ist, mit einem göttlichen Glauben zu glauben. Man hat sich nimmer darin betrügen können: daß man dasselbe als eine Richtschnur seines Glaubens angenommen. Findt man dunkele und schwere Stellen darin; so muß man anfänglich mit Ehrfurcht dasjenige anbethen, in welches uns die Schwäche unsrer Einsicht nicht zuläßt einzudringen: denn die Gedanken Gottes sind so weit von den Gedanken der Menschen entfernet, als die Himmel von der Erde entfernet sind (b). Hernach muß man die Kirche mit Demuth anhören: welcher der heilige Geist, der alle Wahrheit lehret, den unfehlbaren Verstand aller dieser göttlichen Bücher gegeben. Alle andere

Wege

(a) Hist. gen. C. 7.
(b) Isai. 55.

Wege sind Wege des Stolzes, des Irrthumes, und der Gottlosigkeit.

Noch ein Stolz, Irrthum, und eine Gottlosigkeit ist es, da man vorgiebt: die physikalischen Erkänntnisse seyn die unfehlbare Regel: die wahrhaftig göttlichen Bücher von jenen, die es nicht sind, zu unterscheiden; oder vielmehr ist es eine Thorheit, und Ungereimtheit. Dennoch ist das die Regel, die der Herr von Voltaire giebt. Da er von dem Alkorane spricht, saget er: **Es wimmelt dieses Buch von Widersprüchen, Ungereimtheiten, und Zeitfehlern. Vor allem sieht man darin eine grobe Unwissenheit der einfachesten und bekanntesten Naturkunde. Dieses ist der Probierstein der Bücher, welche die falschen Religionen vorgeben: von der Gottheit geschrieben zu seyn: denn Gott ist weder ungereimt, noch unwissend. Der Pöbel aber, der diese Fehler nicht einsieht, bethet sie an.**

Nach diesem schönen Grundsatze, den er uns vorhält, durchsuche man, was er uns selbst von den Büchern der heiligen Schrift saget. Man schlage die Augen auf das sechszigste Hauptstück der vermischten Schriften, das von dem jüdischen Volke handelt; man durchlaufe das sieben und sechszigste, wo von der Bevölkerung von Amerika die Rede ist; man bemerke verschiedene Stellen seiner Philosophie des Neuton; man lese das zweyte Hauptstück der allgemeinen Geschichte, wo er sich zu erweisen bemühet, daß das chinesische Reich weit älter sey, als die Sündfluth: so wird man sehen, daß, nach Voltaires Meynung, die Unwissenheit der Naturkunde, die Widersprüche, die Ungereimtheiten, die Zeitfehler nicht weniger in den Büchern, die die Christen für göttlich halten, als in dem Alkorane herrschen. Indessen ist es

eben dieses, worin die Merkmaale der Bücher der falschen Religionen bestehen.

Diese thörichte Ungereimtheit ist bereits von dem bekannten Abte von Prades vorgetragen worden. Er verwarf die Bücher des Moses wegen der Zeitrechnung, der Naturkunde, und der Historie: weil dieses, wie er sagte, mit den Lehrgebäuden der Philosophen nicht übereinstimmete. Etliche Lehrsprüche, etliche Grundsätze, etliche Staats- und Zuchtverordnungen, etliche Sittenregeln, das ist schier alles, was er noch von dem göttlichen Geiste eingeflößet zu seyn glauben wollte.

Die Ehrfurcht der Christen gegen die göttliche Schrift fuset sich nicht auf so wankelbare Grundsätze, als die Meynungen der Menschen sind; noch auf so baufällige Gründe, als die Lehrgebäude der Naturkunde sind. Sie erkennen die göttliche Eingebung in den Büchern des alten Testaments an dem Merkmaale der Weissagung, die darinnen durchgehends herrschet; und an der wunderbaren Uebereinstimmung dieses alten, und des neuen Testaments, wozu jenes erste die Vorbereitung war: indem das Leben der Erzväter, die Orakel der Propheten, die Gebräuche, die Opfer des alten Gesätzes, nur Abbildungen, Verkündigungen, Vorsagen waren, die in dem neuen Gesätze, und in der Person des Herrn Jesus zu ihrer vollständigen Erfüllung gelanget sind: wie Euseb, Bossuet, und viele andere grose Gottesgelehrte so klar und so beredsam erwiesen haben. So verwies auch dieser göttliche Gesätzgeber die Juden immer zu dem Moses, und den Propheten, durch welche er war verkündiget worden, um ihnen seine Sendung, sein Recht der Gesätzgebung, seine Gottheit zu erweisen. Denn, wenn ihr dem Moses glaubtet, so würdet ihr vielleicht

auch mir glauben: denn der hat von mir geschrieben (c)

Allein dieser Geist der Weissagung, dieser Zusammenhang der Prophezeihungen, die drey bis vier tausend Jahre lang nicht unterbrochen worden, die alle untereinander verbunden sind, alle zu einerley Ende zielen, und alle zur bestimmten Zeit eingetroffen sind, ist dasjenige nicht, woraus wir nach Voltaires Meynung urtheilen sollen, ob ein Buch göttlich sey oder nicht; sondern es ist die Erkänntniß der physikalischen Lehrgebäude.

Man ist von der Pflicht befreyet, über solch eine Ungereimtheit und Thorheit eine Anmerkung zu machen.

Ich kann mich nicht enthalten, über die letzten Worte der Stelle Voltaires noch etwas weniges zu sagen. Der Pöbel, sagt er, der diese Fehler nicht einsieht, bethet sie an. Alles, was nicht ein Philosoph ist, wird mit dem Pöbel vermenget. Alle diejenigen, so die Orakel der göttlichen Bücher anbethen, und sich dem Ansehen des Glaubens unterwerfen, sind keine Philosophen. Die ganze Versammlung der lehrenden Kirche, die Bischöfe, die Doktore, die Päpste, alle Christen, von welchem Stande und von welcher Würde sie immer seyn, die ganze christliche Kirche von allen Jahrhunderten, von Jesus Christus an bis auf uns, hat allso in einem verwerflichen Pöbel bestanden, und besteht noch wirklich darin. Das verkündiget uns der philosophische Stolz des Herrn von Voltaire.

(c) Joan. 5.

XIII. Hauptstück.

Von der Erbsünde.

Es ist gewiß, daß die heutige Philosophie aus der Lehre von der Erbsünde, und ihren Folgen, nicht viel Wesens mache. Sie scheint deutlich genug, dieselbe als ein Gedicht anzusehen: Sie darf es mit lauter Stimme nicht sagen; und begnüget sich darum, es zu denken, und geschicklich einfliesen zu lassen.

Wenn Jemand zu unsern Philosophen käme, und ihnen sagete, was uns die Bibel lehret (d): daß die Erde, da sie aus den Händen ihres Schöpfers kam, anders nichts als ein angenehmer Garten gewesen, welcher der Aufenthalt und die Ergätzung des Menschen in seiner Unschuld seyn sollte; und daß eben diese Erde nach der Sünde den Fluch bekommen, daß sie nichts als Disteln und Dörner hervorbringen sollte; daß der sündhafte Mensch nichts von ihr empfangen sollte, als vermittels des Schweises seines Angesichts, und der Arbeit seiner Hände: so würden diese kluge Philosophen mit den guten Leuten, die den alten Erzählungen der Bibel hierin glauben, den Spott treiben. Vielleicht, würden sie mit einem scherzenden Tone sagen:

Vielleicht hat man zuvor die Honigströme sehn,
So wie das Wasser itzt, durch unsre Wälder gehn.
Der Mond war nicht so klein: die Nacht gab wenig Schatten;
Man

(d) Gen. 3.

Man sah den Winter sich mit frischen Blumen gatten.
Der König dieser Welt, vor dem sich alles neigt,
Dem jegliches Geschöpf sich unterthänig zeigt,
Der Mensch erwählte sich die Ruhe guter Tage,
Bewunderte sein Nichts, uud kannte keine Plage (e).

Nachdem sie die Leute durch ihr Scherzen geschrecket hätten: würden sie danach zu einer meisterlichen Sprache schreiten. Sie würden ihre Sprüche, ihre Lehren, und ihre Orakel mit Ernsthaftigkeit ausposaunen. Sie würden mit einem gesetzten und entscheidenden Tone sagen:

Ein jedes Ding ist so, wie es bestimmet ist.
Ihr, des vollkommnen Bilds nur unvollkommne Züge
Macht, daß euch euer Stand, worin ihr seyd, vergnüge (f).

Indessen braucht es nur ein wenig guter Vernunft, um die Ungereimtheit dieses ernsthaften Spruches zu entdecken, und zu erkennen, daß nicht ein jedes Ding in dieser Welt so sey, wie es zu seyn bestimmet ist.

Man erforsche den Menschen. Man gebe Acht auf den Zustand, worinnen er sich befindt. Man wird an ihm sogleich Unordnungen und Widersprüche sehen: die

(e) Six. Disc. philos.
(f) Volt, Disc. philos.

die mit unserm Begriffe von der Weisheit und Heiligkeit des Schöpfers nicht übereinstimmen können. Hernach wird man bey ihm eine Allgemeinheit und ein Uebermaas der Armseligkeiten erblicken: die sich mit unserm Begriffe von seiner Güte nicht reimen.

In der That, wenn der Mensch in seinen Begierden, seinen Lüsten, seinen Leidenschaften unordentlich ist; so muß man von diesen zwoen Sachen eine gestehen: entweder daß das Werk des Schöpfers geschwächet und verdorben sey; oder daß der Schöpfer kein unendlich heiliges und unendlich weises Wesen sey: weil er in sein Werk Unordnungen mischet, die seiner Heiligkeit und Weisheit so stark zuwiderlaufen.

Wenn der Mensch so unglückselig ist, so muß ja ein Fehler, ein Verbrechen da seyn: das ihn von seiner Geburt an schuldig mache, das seinen Ursprung verderbet habe: und wegen dessen er zu allen den verschiedenen Arten der Trübsalen, und zu der Allgemeinheit und dem Uebermaase der Armseligkeiten, denen er itzt unterworfen ist, verdammet sey. Ohne dieses wird man die Güte des Schöpfers nicht mehr finden, noch erkennen.

Hierin besteht die Schwierigkeit, deren völlige Stärke der h. Augustin wohl einsah, da er sagete: unter der Regierung eines gerechten und gütigen Gottes könne niemand unglückselig seyn, er wäre denn schuldig.

Die Lehre von der Erbsünde giebt uns allein Mittel an die Hand, diese Schwierigkeit zu heben. Die Vernunft zeiget uns diese Lehre schon im dunkeln: und die Offenbarung hat sie uns klärlich entwickelt.

Aus

Aus Gelegenheit dieser Lehre unterscheiden die Gottesgelehrten drey verschiedene Stände der menschlichen Natur: den Stand der durch die Gnade erhabenen Natur; den Stand der puren Natur; den Stand der durch die Sünde gefallenen Natur. In dem ersten Stande würde der, durch die Gnade von Gott an Kindesstatt angenommene Mensch, die Unschuld und die Unsterblichkeit zum Erbtheile gehabt haben; und würde nimmer etwas von Trübsalen und Schmerzen gewußt haben. Der Stand der puren Natur würde derjenige gewesen seyn: in welchem die Natur weder durch die Gnade erhaben, noch durch die Sünde verderbet worden wäre. In demselben würde die Freyheit des Menschen stärker, die Vernunft reiner, die Erkänntnisse vollkommener gewesen seyn, als sie in dem gegenwärtigen Stande sind. Der Mensch würde des Guten und des Bösen fähig gewesen seyn; aber ohne Abscheu vor dem einen, und ohne Neigung zu dem andern, so wie wir es itzt empfinden. In dem Stande der verderbten Natur sind die Finsternisse einer gröbern Unwissenheit, die Schwächung der Freyheit, die Uebermacht der Neigungen zum Laster, die Folgen der Sünde gewesen.

Der erste Stand ist derjenige, den Gott dem Menschen zubereitete; der zweyte ist der, in welchen uns Gott setzen konnte; der dritte ist jener, worin die Laster gemeiner und ungeheurer sind. So müssen allso auch die Ahndungen und Strafen gröser und schärfer seyn.

Es brauchet mehr nichts, als den Menschen zu kennen, um dahin übereinzukommen: daß er gleichsam natürlicher Weise unordentlich, und beynahe nothwendiger Weise unglückselig sey. Die heutige schöne Philosophie kann ihn weder erleuchten, noch verbässern,

noch trösten. Es ist nichts, auser der Religion, das ihm diese Erleuchtungen, diese Mittel, diese Hülfe verschaffen könne.

So ist denn Voltaires Spruch: **Ein jedes Ding ist so, wie es bestimmet ist: alles ist vollkommen**, eine blose Ungereimtheit, die wider die Vernunft streitet; und eine Gottlosigkeit, die die Religion lästert. Das hat er hernach selbst empfunden: weil die Gottlosigkeit keinen Stich halten kann, wie es denn der heilige Geist erkläret: Mentita est Iniquitas sibi (g). Er gesteht es in seinen Versen über das Schicksal der Stadt Lissabon, wo es heist:

> **Ihr nennet alles gut, und klaget doch dabey.**
> **Das Weltgebäude zeigt den Fehler, den ihr heget,**
> **Den selber euer Herz zur Gnüge widerleget.**

Die Offenbarung lehret uns folgende Wahrheiten. Gott hat den Menschen gerecht und glückselig erschaffen; er hat ihn in einen Ort der Freuden gesetzet; er hat ihm erlaubet, sich von den Früchten der Bäume zu nähren, die er mit seinen göttlichen Händen gepflanzet hatte. Um ihm seine Oberherrschaft zu erkennen zu geben, und eine kleine Huldigung seines Gehorsams zu fodern, verboth er ihm den Genuß eines einzigen Baumes; und drohete ihm, ihn von dem Tage an, da er sich denselben zu berühren erfrechen würde, dem Tode unterwürfig zu machen. Adam nahm den Befehl des Herrn nicht in Acht. Er ward ungehorsam; und sehet! das göttliche Urtheil brich- fol-

(g) Psalm. 26.

folgendergestalt aus: Weil du von dem Baume gegessen hast, von welchem ich dir zu essen verbothen hatte; so soll dir die, wegen deiner Sünde verfluchte Erde nichts hervorbringen, als nach vielem Arbeiten. Dein Brod sollst du im Schweiße deines Angesichtes gewinnen, bis du zur Erde, wovon du genommen bist, zurückkehrest (h). Das ist die Ursache des gegenwärtigen Zustandes des Menschen.

Hätte der Herr von Voltaire, anstatt die Träumereyen so vieler eiteln Philosophen anzunehmen, aus der Quelle wahrer Erleuchtungen, welche die Offenbarung sind, geschöpfet: so wäre er vielen Gottlosigkeiten, Ungereimtheiten, und Widersprüchen entgangen.

XIV. Hauptstück.

Von der Bevölkerung des Erdekreises.

Wenn man dem Begriffe, welchen die meisten Völker von ihrem ersten Ursprunge haben, ämsig nachdenket: so erkennet man leichtlich, daß das menschliche Geschlecht von einem einzigen Urheber abstammen müsse; dessen Abkömmlinge sich in mehrere Häuser, und hernach in mehrere Völker abgetheilet, sich nahe beysammen ausgebreitet, und allmählich einen grosen Strich der Erde bewohnet haben. Als sich das menschliche Geschlecht immer vermehrete, fuhr man auch fort, immer mehrere Pflanzstädte anzulegen.

(h) Gen. 3.

gen. Dieser so ungekünstelte und natürliche Begriff von der Weise, wie die Erde bevölkert worden, hat seine vollkommen richtige Einstimmigkeit mit den historischen Denkmälern, und mit dem, was uns die Offenbarung davon lehret.

Die heilige Schrift zeiget uns in Asien eine Familie, die von der Sündfluth errettet, und zur Wiederbevölkerung des Erdekreises bestimmet worden. Die Personen, aus denen diese Familie bestand, trennen sich. Etliche ziehen gegen Mittag, etliche gegen Westen; etliche endlich bleiben in den Ländern, worin sie waren, als sie aus der Arche, oder dem grosen Schiffe ausgiengen, welches diese einzige Sprößlinge des menschlichen Geschlechtes erhalten hatte.

Man weis, das Aegypten durch Colonien, die aus Chaldäa dahin gekommen, bevölkert worden sey. Die Völker in Syrien und Phönicien legeten sich eben diesen Ursprung zu. Aegypten schickte hernach Colonien nach Griechenlande: dieses schickte von den seinigen nach Italien, und andern Theilen von Europa. Die Colonien, aus welchen die uns bekanntesten Völker entstanden, sind allezeit aus Morgenlande gekommen.

Diese Weise die Bevölkerung des Erdekreises auszulegen, die sich auf das Ansehen der göttlichen Schrift gründet, die mit der Vernunft so einstimmig, durch die Zeugnisse der Geschichte so schön festgesetzet, und mit den Lehren der Religion so nothwendig verbunden ist, diese Weise ist gar nicht nach dem Geschmacke des Herrn von Voltaire. Er läßt die Leute lieber so in jedes Land kommen, wie das Moos auf die Felsen kömmt, oder wie die Bäume in die Wälder kommen. Er giebt vor, es gäbe verschiedene Gattungen der Menschen, so wie es verschiedene Gattungen der Pflan-

zen

zen und der Thiere giebt, die sich nach den Himmelsgegenden änderten. In den folgenden zweyen Hauptstücken wollen wir die starken Gründe prüfen, die ihn zu diesen Gedanken bewogen haben.

XV. Hauptstück.

Von der Bevölkerung von Amerika.

„Eine erstaunliche Menge Schriftsteller, sagt der „Herr von Voltaire, hat sich zu erweisen bemü„het: daß die Amerikaner eine Colonie der alten „Welt wären. Etliche sittsame Metaphysiker haben „gesaget, dieselbige Macht, welche das Gras in den „Feldern von Amerika hat wachsen lassen, habe auch „Menschen dahin setzen können. Aber dieses blose „und einfache Lehrgebäude hat kein Gehör gefun„den (i).„

Nach diesem erzählet er die Thorheiten, die er von diesen ersten Schriftstellern gesaget worden zu seyn glaubet; und schliest mit der Versicherung, daß sie nichts als Mitleiden und Verachtung verdienen. Laßt uns sehen, ob sein neues Lehrgebäude viel Hochachtung und Ehre verdiene. Das erste, so ich an diesen sittsamen Metaphysikern bemerke, ist die Kühnheit, womit sie die Offenbarung der Lügen bestrafen. Diese lehret uns, alle Völker, die den Erdekreis bewohnen und bevölkern, seyn von den Söhnen des Noe hergekommen (k). Dieser Stammbaum der Völker wird von

(i) Mêlang. Population de l'Amerique, Ch. 67.
(k) Gen. 9. V. 19.

von einer Menge gelehrter Schriftsteller, die nichts vorbringen, ohne es mit unstreitigen Proben zu erweisen, auf die klärste Art ausgeleget. Der annehmliche Verfasser des Schauplatzes der Natur, Herr Abt Pluche, führet etliche mit jener Klarheit, Sittsamkeit, und Artigkeit an, die ihm so natürlich ist. und die sittsamen Metaphysiker finden, daß es bässer sey, die Leute nach Amerika so, wie die Pflanzen in die Felder, kommen zu lassen. Sie versichern: dieselbige Macht, die darinnen das Gras wachsen läßt, könne daselbst auch Menschen wachsen lassen. Man muß gestehen, dieser Begriff zeiget viel Vorzuges in diesen erhabenen Männern; und sie haben die Vollmacht, jenen, die ihr Lehrgebäude nicht billigen, ein Mitleiden entgegen zu setzen.

Hernach bemerke ich, daß diese sittsame Metaphysiker in eine grose Verwirrung gerathen müssen, wenn man ihnen gewisse Fragen von der Religion vorhält; z. E. sind die Amerikaner mit der Erbsünde beflecket? Wenn sie keine Colonie von der alten Welt sind, so wird man wohl mit Nein antworten müssen: weil Niemand, auser der Nachkommenschaft Adams, einen Antheil an derselben genommen.

Kann man mit gutem Gewissen die Amerikaner zur Annehmung des Christenthums bringen? Unsre göttliche Bücher scheinen es zu verbiethen: weil sie erklären, daß blos diejenigen, so in dem Adam gestorben sind, in Jesus Christus werden lebendig gemachet werden. Nun sind aber die Amerikaner, nach der Lehre unsrer Metaphysiker, keine Abkömmlinge Adams: weil sie keine Colonie von der alten Welt sind. Sie sind in dem Adam nicht gestorben: sie können in Jesus Christus nicht lebendig gemachet werden.

den. Folglich würde man nur die Zeit verderben, wenn man Christen aus ihnen machen wollte.

Wie soll man bey so verschiedenen Gattungen der Menschen, die unsre sittsame Philosophen annehmen, jene Gattung unterscheiden, die von Adamen herkömmt, für welche allein die Religion des Herrn Jesus seyn soll? könnte es nicht seyn, daß wir umsonst Christen wären? Die Antwort muß man von diesen sittsamen Philosophen erwarten.

Nach Meynung des Herrn von Voltaire, ist die Bevölkerung von Amerika, vermittels der Colonien der alten Welt, eine unbegreifliche Sache; sie ist eine seltsame, ungereimte, und lächerliche Meynung.

Unterdessen wenn man der Sache mit einiger Aufmerksamkeit nachdenken will: so wird sie nicht unbegreiflicher scheinen, als die anfängliche Bevölkerung der Inseln Europens und Asiens. Die Insel Cypern, und die balearischen Inseln sind wahrscheinlicher Weise theils durch ägyptische oder asiatische, theils durch spanische oder afrikanische Colonien bevölkert worden. Man darf nicht viel zweifeln, daß Japonien durch tartarische Colonien sey bevölkert worden. Amerika kann auf eben diese Weise bevölkert worden seyn. Die östlichen Seeküsten der Tartarey und Japoniens können wohl Colonien geliefert haben: die von Insel zu Insel fortgerücket sind, und endlich das feste Land in Amerika erreichet haben.

Der Herr von Voltaire begegnet dieser Einrichtung der Colonien mit einer verzweifelten Einwendung: und er ist in seinem Vorwurfe so gegründet, daß er ihn blos in einem scherzenden Tone erschallen läßt.

„ Was

„ Was die Japoneser anbelanget, sagt er, so sind „ sie, als die nächsten Nachbarn von Amerika, wo„ von sie nicht viel über zwölfhundert Meilen entle„ gen sind, zweifelsfrey vormals darinnen gewesen: „ nachmals aber haben sie diese Reise fahren lassen „.

Der Herr von Voltaire muß sich bey seiner Arbeit sehr untreuer Nachrichten bedienet haben: indem er Sachen, deren Falschheit bewiesen ist, mit einem so kühnen Tone verbreitet. Unsre bäste Erdebeschreiber bezeugen, daß von Japonien bis in Amerika ungefähr, neunhundert, nicht aber zwölfhundert, und von den Seeküsten der östlichen Tartarey achthundert Meilen seyn können. Allein man muß sich nicht einbilden, daß dieser grose Raum blos in einem unermeßlichen Meere bestehe: denn er ist mit Ländern, oder mit Inseln von einem grosen Bezirke besetzet.

Das Land Jesso, welches Drack vor mehr als einem Jahrhunderte entdecket, und das neue Albion genannt hat, nimmt einen grosen Theil davon ein. Die Karte, welche uns der Herr de l'Isle nach seiner über diese Meere gethanen Reise geliefert, zeiget uns daselbst, von der Morgenländischen Küste der Tartarey bis an die abendländische Küste von Amerika, eine grose Menge Inseln, die nahe beysammen liegen. die russischen Erdebeschreiber und Kriegsbaumeister haben in eben diesen Meeren im Jahre 1764 wiederum neue Entdeckungen groser Länder und Inseln gemachet. Diese Entdeckungen gehen täglich weiter. So ist denn die Gemeinschaft nicht so beschwerlich, als man auf das Wort des Herrn von Voltaire glauben möchte. Was soll man von demjenigen denken, der sich schimpfender Töne gebrauchet; und zu eben der Zeit, da er die bästen Gründe zu geben vermeinet, die gröbsten Fehler begeht?

als

Als Kopernick sagete, man würde einstens an der Venus eben die Erscheinungen bemerken, wie man sie wirklich an dem Monde sieht: wurden alle seine Begriffe für Träumereyen gehalten. Dasselbige wird man einstens von den Lehrgebäuden unsrer sittsamen Metaphysiker sagen: wann man die Länder, welche zwischen Japonien oder der östlichen Tartarey, und dem festen Lande von Amerika liegen, vollkommener kennen wird.

Es ist sehr glaublich, daß der Begriff von grosen Schiffen, um über die Wässer zu setzen, unter den Abkömmlingen des Noe, die die Arche gesehen hatten, eine ziemlich lange Zeit beybehalten worden sey. Sie konnten wohl einige ungefähr ähnliche Schiffe bauen, über etliche kleine Meerengen zu setzen; und irgend ein Mittel, sie zu regieren, ausfindig machen. Es ist ebenfalls sehr glaublich, daß etliche von diesen Schifffahrern durch die Winde an Länder werden getrieben worden seyn, die sie nicht sucheten; welche sie alsdann werden bewohnet und bevölkert haben. So gieng es vor ungefähr einem Jahrhunderte etlichen Aengländern (l). Da ein Schiff von diesem Volke gescheitert: ländete ein Mann mit etlichen Weibern an einer unbewohnten Insel an. Sie liesen sich allda nieder. Sie sahen sich nach dem Schiffbruche eben so an, wie sich die Kinder des Noe nach überstandener Sündfluth betrachteten. Sie nahmen auch den Befehl für sich, den der Herr an die Kinder dieses Erzvaters ergehen lies: **Wachset, und mehret euch, und erfüllet die Erde** (m); und kamen ihm so vollkommen nach: daß die Insel in kurzer Zeit sehr bevölkert war. Gewißlich hat man nach der Sündfluth von einem

(l) Pufendorf Introduct.

(m) Gen. 8.

nem Lande ins andere, und von einer Insel in die andere schiffen, und allso füglich bis an das feste Land von Amerika gelangen können.

Wenn dieses Lehrgebäude nicht so sinnreich ist, als gewisser Philosophen ihres: so enthält es zum Wenigsten nichts, das der Offenbarung widerspreche; und es hält doch demjenigen das Gleichgewicht, welches die Menschen in jedes Land so kommen läßt, wie das Moos auf die Felsen, und das Gras in die Felder kömmt.

Ehe ich dieses Hauptstück schliese, muß ich diejenigen, so den Herrn von Voltaire lesen werden, wegen eines ziemlich groben geographischen Fehlers warnen. Er setzet einen Theil der Tartarey, den man das Land Kamtschatka benamset, in den nördlichen Theil Siberiens. Das ist eben so viel, als wenn man die Provence in den nördlichen Theil von Bretagne versetzte.

XVI. Hauptstück.

Von der Bevölkerung der Nordlande.

Die Lappländer sind, nach dem Berichte des Herrn von Voltaire (n), eben so wenig Abkömmlinge Adams, als die Amerikaner. „Noch eine neue „Gattung von Menschen hat sich uns gezeiget, in„dessen daß Amerika und Asia uns deren viele an„dere haben sehen lassen. Die Lappländer scheinen „nichts

(n) Hist. Gen. Ch. 98.

„ nichts von ihren Nachbarn zu haben. Die Natur, „ die allein in deren Gegenden Rennthiere gesetzet, „ scheint daselbst auch Lappländer hervorgebracht zu „ haben. Und da ihre Rennthiere nirgendwo an„ ders hergekommen sind: so sind eben so wenig die „ Lappländer aus einem andern Lande dahingekom„ men„.

Die Gründe, die der Herr von Voltaire anführet, sein Lehrgebäude zu unterstützen, sind eben so seltsam, als das Lehrgebäude selbst. Sie bestehen darin: daß die Lappländer keine fünf Schuhe hoch sind; daß sie andere Augen und Nasen haben, als ihre Nachbarn; daß sie die Himmelsgegend, wo sie wohnen, lieben; daß es nicht glaublich ist, daß Leute von einem andern Lande dahin gereiset seyn, und ihre Wohnung daselbst aufgeschlagen haben sollten. Man muß gestehen, daß nichts bässer schliesen könne, als diese Beweise.

Indessen könnte ein Scherzer so sagen: Das laß mir einen lustigen Begriff seyn, die verschiedenen Gattungen der Menschen nach dem Unterschiede ihrer Leibesbildung zu bestimmen. Diesem Grundsatze nach, würde es sich oftermals zutragen, daß der Vater und der Sohn nicht zu einerley Gattung gehörten; daß bey einerley Volke so viel verschiedene Gattungen wären, als verschiedene Leibesbildungen sind. So müßten ebenfalls die Araber und Spanier, die überhaupt klein sind, nicht als Menschen von einerley Gattung mit den Schweden, die überhaupt gros sind, angesehen werden.

Der zweyte Grund hat eben so viel Stärke, als der erste. Die Lappländer, saget dieser Kunstrichter, haben andre Augen und Nasen, als ihre Nachbarn: sie sind allso nicht von einerley Gattung. Wenn die-

ser Unterschied der Augen und Nasen zulänglich ist, verschiedene Gattungen zu machen: so werden die Chineser, die statt der Nase, blos den Platz dazu, und nur halb offene Augen haben; die Griechen, die viel grösere und deutlichere Züge haben, als die abendländischen Völker; die Amerikaner, die weder diesen, noch jenen gleichen; alle miteinander Leute von verschiedenen Gattungen seyn. Ist hierzu der Unterschied der Nasen- und Augengestalt hinlänglich: wird wohl auch der Unterschied der Farbe hinlänglich seyn? Wird dann der Aengelländer mit seinen frischen und lebhaften Farben zu einerley Gattung mit dem schwärzlichen Spanier, oder dem ölfärbigen Indianer gehören? Wird nicht alsdann die Verschiedenheit der menschlichen Gattungen gröser seyn, als die Verschiedenheit der Gewächse und Arzneykräuter, die man in den Wiesen, und auf den Gebirgen antrifft? Verdienet nicht diese seltsame Philosophie ausgelachet zu werden?

„ Es ist nicht wahrscheinlich, saget der Herr von „ Voltaire ferner, daß die Einwöhner eines nicht „ so wilden Landes, durch das Eis und durch die „ Wüsteneyen durchgebrochen seyn sollten, um sich in „ so unfruchtbare Länder zu versetzen. Man verläßt „ keine Wohnungen, die mit Nahrungsmitteln ver- „ sehen sind, um sich auf Steinklippen, die mit Moose „ bedecket sind, Hütten zu bauen. „

Man weis wohl, daß ein Afrikaner Deutschland nicht für ein angenehmes Land ansehen; noch ein Franzos dem Aufenthalte in Lapplande vor dem seinigen in Paris den Vorzug geben werde. Die Himmelsgegend ändert sich stuffenweise, auf eine schier unmerkliche Art. Man merket die Aenderung allererst nach einer gewissen Anzahl der Stuffen.

Usque

Usque adeo quod tangit, idem est, tamen ultima distant.

Gewisse Gegenden in Schweden oder Rußlande, und gewisse Gegenden in Lapplande, sind nicht mehr voneinander unterschieden, als Burgund und Champagne. Man wird aber deßwegen nicht sagen, daß die Einwohner von Burgunde und Champagne verschiedene menschliche Gattungen seyn. Es ist eben so natürlich zu glauben, daß die Lappländer entweder russische oder schwedische Colonien sind: als daß Karthago eine tyrische, oder Marsilien eine griechische Colonie gewesen sey. Den Unterschied der Russen und Lappländer, in Betreffe ihrer Gebräuche, Gestalten, und Beschaffenheiten der Leiber, wird man blos eine nothwendige Folge der Erziehung, der Nahrungsmittel, und der Himmelsgegend, die man nimmer verläßt, heisen müssen.

Ein wenig mehr Ehrfurcht gegen die göttlichen Bücher, und Hochschätzung der beständigen und allgemeinen Traditionen aller Völker, würde den Herrn von Voltaire vieler Irrthümer, und vieler Gedanken enthoben haben, die nicht allerdings nach der guten Philosophie schmecken. Es wäre viel gescheider gewesen, wenn er das, was ihn die Religion vor diesem gelehret, nicht aus den Augen gesetzet hätte.

XVII. Hauptstück.

Von dem jüdischen Volke.

Die Juden sind dasjenige Volk, welches Gott vor diesem zum Bewahrer seiner Orakel, zum Erhalter seines Di nstes, zum Zeugen und Gegenstande seiner Wunderwerke, und, wann die Zeit, den neuen Gottesdienst einzusetzen, und der ganzen Welt zu verkündigen, herangekommen seyn würde, zum vornehmsten Meister und Lehrer der übrigen Völker auserfehen hat.

Alles war bey diesem Volke sonderbar, die Regierung, die Gesätze, die Sitten, die Unordnungen, die Strafen. Seine Regierung war vierhundert Jahre lang theokratisch. Das Volk war niemanden, auser Gott, unterworfen: Gott war sein König. Jedermann konnte seinen Weingarten und sein Feld in Frieden bauen, und die Früchte davon sammeln: deren völligen Genuß er für sich hatte, so daß er nur einen geringen Theil davon zum Unterhalte der Religionsdiener, die an der Austheilung der Länder keinen Antheil genommen, zu verwenden hatte. Die Häupter und Richter des Volkes hatten die Ehre nnd die Unruhe der Regierung, und nichts weiter.

Ein einziges Beyspiel ist es, daß dieses Volk von seinem Ursprunge her ein so vollständiges Gesätzbuch gehabt habe, daß mehr als vierzehnhundert Jahre durch, da das Volk in einer Gemeinde bestand, nichts darin zugesetzet, nichts verändert zu werden nöthig gewesen. Man hatte, weder in Betreffe der Religion, noch des bürgerlichen Wesens, eine einzige Verord-

nung ergehen lassen: weil alles zum voraus eingesehen und eingerichtet war. Moses war blos der Verkündiger dieser Gesätze: die Gesätze selbst kamen von einer höhern Macht.

Gott wollte, daß dies Volk von allen andern Völkern unterschieden seyn sollte, nicht nur durch die Heiligkeit seines Gottesdienstes (denn dieses Volk erkannte allein den wahren Gott); sondern auch durch die Vortrefflichkeit gewisser gottseligen Gebräuche, und durch eine gänzliche Absönderung von den Ausländern. Dieses war zur Erfüllung der Weissagungen nothwendig. Es mußte so seyn, um die Erkänntniß der Merkmaale und der Zeichen zu erhalten, an denen man den göttlichen Gesandten, welchen die Orakel versprochen hatten, erkennen und unterscheiden sollte.

Kein Volk ist jemals glücklicher gewesen, als das jüdische, so lange es seine Treue gegen die Religion erhalten. Niemals ist auch ein Volk härter gezüchtiget worden, als dieses, sobald es hierin meyneidig wurde. Allein keines von beyden, d. i. weder das Glück, noch die Strafen mußten es befremden: weil alles in dem Gesätze klärlich vorausgesaget war.

Sein gegenwärtiger Zustand bey allen christlichen, mahometanischen, und abgöttischen Völkern, hat in den Augen der Weisen etwas sehr wunderliches an sich. Von den vormals so mächtigen Völkern, den Assyriern, den Persianern, den Römern, ist heut zu Tage nicht das mindeste Merkmaal mehr vorhanden. Das kleine jüdische Volk hergegen hält sich von siebenzehn Jahrhunderten her, da es in Zerstreuung, Sklaverey, und Trübsalen ist, noch im Stande. Es könnte sich dieser Widerwärtigkeiten entschlagen, falls

es sich mit den andern Völkern, unter welchen es lebet, vereinbarete. Allein es wird weder durch Verachtung, noch durch Nutzen gerühret. Die Ursache ist in einer höhern Macht zu finden: die diese ewigen Zeugen der Wahrheit der göttlichen Orakel, und unsrer geheiligten Bücher, auf eine wunderbare Weise erhält; und hierdurch die Göttlichkeit der Religion immer begreiflicher machet.

Dies sind die Gedanken, die man sich von dem jüdischen Volke zu machen hat. Aus dem Gemälde, so uns der Herr von Voltaire davon sehen läßt, können dergleichen Gedanken schwerlich entstehen. Er scheint blos die Absicht zu haben, durch Vorstellung und Unterschiebung der Unmöglichkeiten und Ungereimtheiten jener Dinge, die in der h. Schrift erzählet werden, durch Verfälschung der Begebenheiten, der Glaubenslehren, der Gesätze, und der wahren Erkänntniß der Gebräuche und Sitten, das Ansehen der göttlichen Bücher zu schwächen. Wir wollen durch einige kurze Anmerkungen die Probe davon machen.

„Die Gelehrten, sagt er, haben die Frage untersuchet: ob die Juden der Gottheit Menschen geopfert haben; und sie bemerketen, daß das Buch Leviticus diejenigen, die man verlobet hätte, einzulösen verböthe, und daß Jephte kraft dieses Gesätzes seine Tochter geschlachtet, und Samuel den König Agag in Stücke zerhauen habe„.

Diese Gelehrten haben sich in eine sehr ungereimte Frage eingelassen: indem der Todtschlag in dem Buche der jüdischen Gesätze so scharf verbothen ist. Die gottlosen Einwohner von Chanaan wurden von dem Herrn, der ihre Laster mit dem Schwerte der Hebräer züchtigen wollte, zum Tode verdammet. So ist denn

allda die Frage nicht von den der Gottheit zu schlachtenden Menschen, wie Voltaire verwägener Weise behauptet.

Die zwey anderen Beyspiele, so er anführet, zeigen mehr Bosheit, als Verstand. Es ist falsch, daß Jephte seine Tochter geschlachtet habe. Das Opfer, so er mit ihr vornahm, hatte blos ihren jungfräulichen Stand, (und das war ein groses Opfer) nicht aber ihren Tod zum Gegenstande. Die Schrift zeiget es deutlich an: Sie beweinete ihre Jungfrauschaft mit ihren Gespielen zween Monate lang. Nach Verlaufe dieser zween Monate kehrete sie in das Haus ihres Vaters zurück, welcher das Opfer, so er durch sein Gelübd versprochen hatte, verrichtete; und seine Tochter wußte von keinem Manne (o).

Der Beweggrund der Verurtheilung Agags war dessen wilde Grausamkeit. Gleichwie dein Schwert die Weiber ihrer Kinder beraubet hat, sagte ihm der Prophet; allso soll auch deine Mutter ohne Kinder seyn (p). Demnach ist Samuels Betragen nicht so verfluchenswürdig, als uns es Voltaire gerne vormalen wollte.

„ Salomon erbete von Daviden fünf und zwan-
„ zig tausend, sechshundert, acht und vierzig Millio-
„ nen an baarem Gelde. Seine Flotten brachten ihm
„ jährlich acht und sechszig Millionen an purem Gol-
„ de, ohne das Silber und die Edelgesteine zu rech-
„ nen. Dennoch hatte er weder Holz, noch Werks-
„ leute, seinen Tempel zu bauen. Er lehnete sogar

(o) Iudic. C. 11.
(p) I Reg. C. 15.

„ Gold von dem Könige zu Tyrus. Die Ausleger „ vermuthen einen Zifferverstos „.

In dem, was die Schrift saget, ist kein Zifferverstos. Der Verstos ist blos in dem Hirne, oder in der Erzählung Voltaires.

Nachdem David vierzig Jahre lang regieret, und immer gesieget hatte: hinterlies er seinem Sohne hunderttausend Talente in Golde, und eine Million Talente in Silber, zur Erbauung des berühmten Tempels. Diese Summen nach dem grosen Goldtalente der Hebräer anzuschlagen, würde die Aufmutzung schon um mehr als zwey Drittel hinauf steigen. Sollte man sie aber nach dem kleinen Goldtalente anschlagen, welches die gemeinere Weise zu rechnen war: so würde die Aufmutzung unendlich mehr übertrieben seyn. Auf eben diese Weise muß man die sechshundert sechs und sechszig Talente anschlagen, welche von der Flotte jährlich eingebracht wurden. Geschieht das, so verschwindt die Ungereimtheit, so Voltaire in der Schrift zu zeigen vermeynet; und bleibt ihm nichts anders übrig, als die Schande seiner übeln Rechnung und eiteln Bosheit.

Es ist falsch, daß Salomon weder Holz, noch Werksleute, seinen Tempel zu bauen, gehabt habe. Er hatte ungefähr hundert drey und fünfzigtausend Werksleute, die seine eigene Unterthanen waren (q). Von dem Könige zu Tyrus begehrete er nur gewisse Hölzer von gröserer Kostbarkeit, die blos in Phönicien zu finden waren; etliche Arbeitsleute, die dieses Holz bässer zu hauen verstunden, als die Hebräer; und

(q) 2. Par. C. 2.

und einen gewissen berühmten Künstler, die israelitischen Werksleute anzuführen.

Der Herr von Voltaire giebt sich allso vergebliche Mühe, Widersprüche, Unglaublichkeiten, Unmöglichkeiten in der heiligen Schrift zu entdecken. Allso liegt der Fehler nicht in der Schrift, sondern in seiner Rechnung, und in seinen Beobachtungen.

„ Man hat in Sichem zwey Kälber geheiliget, „ und in Jerusalem zween Cherubinen: welches zwey „ geflügelte Thiere mit zweenen Köpfen waren, die „ in dem Heiligthume aufgestellet wurden. „

Die Vergleichung der zweyen göldenen Kälber, die bey den abtrinnigen Zünften angebethet wurden, und der zweenen Cherubinen, welches Zierrathe waren, die Arche des Bundes zu schmücken, ist trefflich wohl gerathen. Hieraus kann man von der Billigkeit, dem Geschmacke und der vernünftigen Beurtheilungskunst des Herrn von Voltaire ein Urtheil fällen.

„ Als die Juden zu Babylon in der Sklaverey „ waren, sammelten sie Reichthümer. Ihre Habschaften setzten sie in den Stand, unterm Cyrus „ die Freyheit zur Wiedererbauung Jerusalems zu „ erhalten. Nur der verächtlichste Theil des Volkes kam mit Zorobabeln zurück. Es konnten nicht „ über siebenzigtausend Thaler zur Erbauung des „ Tempels zusammengebracht werden, welcher doch „ der Tempel der Welt seyn sollte. „

Der Herr von Voltaire giebt zu verstehen, die Juden hätten die Erlaubniß, Jerusalem und den Tempel wieder zu bauen, erkaufet: und die Schrift saget, Cyrus habe den Bau auf Befehl Gottes be-

werkstelligen lassen. Voltaire saget, nur der verächtlichste Theil des Volkes sey nach dem jüdischen Lande zurückgekommen: und die Schrift benachrichtiget uns, die Priester, und alle Befehlshaber der Zünfte haben Zorobabeln begleitet. Sie setzet hinzu, daß den zwey und vierzigtausend Personen, die zu dem ersten Zuge gehörten, siebentausend Dienstbothen, und acht bis neuntausend Lastthiere gefolget seyn. Bedeutet dies blos einen verächtlichen Pöbel? Voltaire saget, es seyn nur siebenzigtausend Thaler zur Wiedererbauung des Tempels zusammengebracht worden: und die Schrift saget, es seyn fünftausend Minen * Silbers vorräthig gewesen, welches mehr als viermal hunderttausend Pfunde ausmachte; und ein und sechszigtausend Solen ** Goldes, die eine noch beträchtlichere Summe ausmachten; ohne dasjenige zu rechnen, was die persischen Könige zu dieser grosen Unternehmung hergeben liesen.

Sollen wir hierin der göttlichen Schrift, oder dem Herrn von Voltaire glauben? Wir haben oben gesehen, wie er die Berechnung der Reichthümer Salomons vergröserte, um sie unglaublich zu machen. Nun vergeringert er die Berechnung der zur Wiederherstellung des Tempels geschehenen Beyträge, um sie verächtlich zu machen. Allso zeiget er seine Neigung zur Wahrheit und historischen Treue!

„ Ihr fraget, wie die Philosophie der Hebräer beschaffen gewesen sey. Dieser Artickel wird sehr kurz seyn. Sie hatten gar keine. „

Die

* Minæ argent.

** Solidi aur. 1. Esd. C. 2.

Die Antwort ist in der That sehr kurz, zugleich aber sehr falsch. Voltaire trage das merkwürdigste und schönste, so die Philosophen und Poeten gesaget oder geschrieben haben, alles auf einen Haufen zusammen: er wird nichts finden, so der Schönheit der Bücher der Weisheit, des Predigers, der Sprüchwörter, des weisen Mannes, um die Religion, die Sitten, und die ganze Gesellschaft einzurichten, das Gleichgewicht halte. Alle jene göttliche Philosophen, die er bewundert, waren gegen die hebräischen Lehrer, die er verachtet, nur sehr schwache Helden. Wenn es darauf ankam, prächtige und wahre Begriffe von der Gottheit zu geben: überstiegen sie alle andere himmelhoch. Es waren keine systematische Männer unter ihnen: das machet, sie waren gescheider. Ist die Welt heut zu Tage darum bässer, weil sie alle Thorheiten weis, die durch das Gehirn der griechischen Philosophen gegangen?

Die heilige Schrift stellet uns das Land der Hebräer allemal als eines von den bästen Ländern der Welt vor, in welchem allenthalben Bäche von Milch und Honig flossen, und eine wundersame Fruchtbarkeit herrschete.

Der Herr von Voltaire versichert uns, es sey ein trockenes, elendes Land gewesen, welches nicht einmal der Schweiz an Güte beygekommen. Er nennet Josephen einen Windmacher, weil er gesaget hat: in der letzten Belagerung der Stadt Jerusalem sey eine Million Seelen umgekommen; und in Judenlande habe es Dörfer von fünfzehntausend Seelen gegeben.

Allein da er so kühn und unbesonnen redet, muß er nicht gewußt haben, daß schier kein Land in der Welt so viele Einwöhner jemals ernähret habe, als das Ju-

denland: nun machet aber die Vielheit der Einwohner den bästen Beweis von der Güte und Fruchtbarkeit eines Landes. Er muß nicht gewußt haben, daß man zu Davids Zeiten daselbst mehr als zwo Millionen Menschen gezählet, die im Stande waren, die Waffen zu tragen (r). Die Schrift bemerket dieses ausdrücklich. Es mußten allso in allem über acht Millionen Einwohner darin seyn. Indessen ist das gelobte Land nicht gröser, als die Provinz Languedok. Er muß nicht gewußt haben, was Dio Cassius unter der Regierung Kaiser Adrians berichtet. Dieser heydnische Geschichtschreiber sagt, es seyn, der gräulichen Verwüstung unter dem Titus und Vespasianus ungeachtet, zur Zeit Kaiser Adrians in dieser Provinz noch über vierzig Schlösser, Städte oder Festungen, und über neunhundert sehr beträchtliche, und stark bevölkerte Flecken gezählet worden.

Sind nicht alle diese Zeugnisse noch ein wenig mehr werth, als das Ansehen des Herrn von Voltaire?

„Aus diesem kurzgefaßten Gemälde, setzet er hin„zu, erhellet, daß die Hebräer schier allezeit entwe„der Freybeuter, oder Sklaven, oder Aufrührer ge„wesen: und daß die Gemüthsart dieses Volkes ge„wesen sey, grausam seyn; und das Schicksal, Stra„fen empfinden.„

Ihre Monarchie hat mehr als vierhundert Jahre lang auf einem ansehnlichen Fuse gestanden. Ihre Republick währete nach der Wiederkunft aus Babylon fünfhundert Jahre lang; und während dieser Zeit standen sie vielmehr unter dem Schutze, als der Bothmäsigkeit ihrer Fürsten. Sie genossen über zwey Jahrhun-

(r) 2. Reg. C. 24.

hunderte unter ihren Richtern einer beständigen Wohlfahrt. Allso liegt es am Tage, daß ihr Staat länger, als viele andere, geblühet habe.

Was die Empörung betrifft, die er ihnen unterm Antiochus ephiphanes zur Last leget; so heist das die Geschichte auf eine sehr unanständige Art verkleiden, da man die erschrecklichen Grausamkeiten, und gräulichen Unmenschlichkeiten, die jemals der wildeste Wütherich wider gehorsame und treue Unterthanen ausgeübet hat, den Juden aufbürdet.

Alle Unglücksfälle, die seit fünfzehn Jahrhunderten über das jüdische Volk gekommen sind, zieht Voltaire unter einem einzigen Gesichtspunkte zusammen; und nennet dieses die Abschilderung des jüdischen Volkes. Das ist eben so viel, als wenn man die Räubereyen des Romulus, den Sturz der Tarquinier, die Schwärmereyen des Grachus, die Rasereyen des Sylla, die Verbannungen der Dreyherren, die immerwährenden Ermordungen schier aller Kaiser, von Cäsarn bis auf Constantinen, die drey oder vier Plünderungen der Stadt Rom bis zum gänzlichen Untergange des Reiches, unter einem einzigen Gesichtspunkte zusammenzöge, und sagete: das sey die Abschilderung des Geistes und der Gemüthsart des römischen Volkes. Wäre das wohl eine treue Abschilderung?

XVIII. Hauptstück.

Von den Kirchenversammlungen.

Wir haben die Versuche des Herrn von Voltaire gesehen, die göttliche Schrift zu bekriegen, ihr zu widersprechen, und ihr Ansehen zu mindern. Nun wollen wir sehen, was er unternehme, die Kirche, und ihr Ansehen, ihre Diener, ihre Regierung, und ihre ehrwürdigste Gebräuche herunter zu setzen.

Anfänglich trifft er nichts so übel ersonnen an, als die Kirchenversammlungen. Er erstaunet darüber, daß man so unverständig gewesen sey, dieselben zusammen zu rufen, um die wichtigsten Lehren des Christenthumes zu entscheiden. Er sieht die Kirchenversammlungen als die Quelle aller Trennungen und aller Unruhen an, von denen die Christen geplaget worden. Er versichert, daß die Kirche in einem unzerstörlichen Frieden geblieben seyn würde, wenn man diese Lehren den Wortgrüblern überlassen hätte (s).

Also würde denn die Kirche, seinen Gedanken zufolge, in einem unzerstörlichen Frieden geblieben seyn: wenn man dem Arius die Freyheit gelassen hätte, die Lehre von der Gottheit des Herrn Jesus übern Haufen zu werfen; dem Nestorius, mit dem Geheimnisse der Menschwerdung als mit einer Ungereimtheit umzugehen; dem Pelagius, die Gnade, und die Lehre von der Erbsünde zu vernichten; den Manichäern, ihre Vielgötterey oder ihre zween Ursprünge zu lehren, und den freyen Willen zu läugnen, u. d. gl. m.

Der

(s) Hist. gener. C. 7.

Der Herr von Voltaire findet, daß dieses viel bässer gewesen seyn würde, als die Mühe; welche die Kirchenversammlungen angewandt haben, die Irrthümer zu verbannen, und das hinterlegte Gut des Glaubens in seiner gänzlichen Reinigkeit zu erhalten. Die Schrift saget uns zwar, es müsse nur ein Gott, ein Glaube, eine Taufe, eine Heerde, und ein Hirt seyn (t): allein der Herr von Voltaire ist einer andern Meynung. Er hält dafür, es würde gescheider seyn, einem Jeden freyzustellen, alles zu sagen, zu glauben, und zu lehren, was ihm gefält. Das würde, sagt er, das Mittel seyn, einen unzerstörlichen Frieden zu haben. Man muß gestehen, daß, falls diesem schönen Begriffe gefolget würde, wir bald ein Christenthum von einer ganz neuen Gattung haben würden.

Er giebt uns deutlich zu verstehen, daß die Heyden in Betreffe der Religionssachen viel glücklicher, als die Christen, gewesen seyn. „Dergleichen Unruhen, „heist es, waren in dem Heydenthume ganz unbe„kannte Sachen. Das machet, die Heyden hatten „keine Glaubenslehren; und niemals kamen die „Götzenpriester, viel weniger die weltlichen, gerichtlich zusammen, einen Wortstreit zu halten (u)„.

Eine sehr richtige, sehr gebührliche, und Voltairen anständige Vergleichung des Christenthumes mit dem Heydenthume! Diejenigen, so die Ehebrüche Jupiters, die Unzüchtigkeiten der Venus, die Rasereyen des Mars, die Diebstähle Merkurs, das störrische Wesen der Juno heiligsprachen, hatten von ihrer Religion keine andre Gedanken, als sie verdienete. Sie brau-

(t) Ephes. 4. Joann. 10.
(u) Hist. gen. C. 7.

braucheten sich nicht viel um Fabeln, die wider die Vernunft stritten, noch um Gottheiten zu bekümmern: welchen ähnlich zu seyn, die ehrbaren Leute unter ihnen erröthet seyn würden. Will Voltaire, die Christen sollen ihre Religion so, wie die Heyden die ihrige, betrachten? Will er sich mit dieser glücklichen Vergleichung noch gros machen?

Endlich betrachtet er alle Parteyen aus einem und demselbigen Gesichtspunkte, und verfluchet sie alle miteinander, als eben verderblich; die Katholischen, so die Reinigkeit ihres Glaubens vertheidigten; und die Ketzer, die sich bemüheten, denselben zu verfälschen.

„ Alle diese Streitigkeiten, sagt er, erregeten Empörungen. Eine Partey verfluchte die andere. Die herrschende Rotte verdammete die andere zum Elende, zum Kerker, zum Tode, und nach dem Tode zu ewigen Peinen; und diese rächete sich ihrerseits an jener, vermittels eben dieser Waffen. „ Man sieht, daß der Herr von Voltaire von der Religion als ein völlig unparteyischer Mann redet.

Es ist nicht genug, viel Verstand zu haben, um die Religionssachen wohl abzuhandeln; man muß sich nebendem mit vieler Aemsigkeit auf sie gelegt haben; man muß eine tiefe Erkänntniß der göttlichen Schrift haben; von der Ehrfurcht, die sie verdienet, recht überführet, und von der Weise der Kirche, in den Glaubensentscheidungen zu Werke zu gehen, wohl unterrichtet seyn. Ohne dieses läuft man Gefahr, statt richtiger und vernünftiger Gedanken, in grobe Fehler zu fallen. Wenn der Herr von Voltaire seine Religion kennete, würde er wohl so verwägen seyn, und vorgeben, wie er wirklich thut: die Lehren von der Naturgleichheit des Wortes, von der Einzelnheit der

Person

Person in Jesus Christus, u. d. gl. seyn Wortstreitigkeiten, sophistische Zänkereyen, Fragen, die der menschliche Vorwitz erfunden? Würde er nicht begriffen haben, daß das ganze Gebäude der christlichen Religion sich auf diese wesentliche Lehren nothwendig fuse; und daß es auf eines hinaus laufe, selbige als nichtswerthe oder gleichgültige Punkte ansehen, und die Religion selbst übern Haufen werfen?

Er untersteht sich, die Gewohnheit, Kirchenversammlungen zu halten, zu tadeln. Aber aus was für einer Macht, oder mit was für einem Grunde darf er das thun? Muß er nicht wissen, daß diese Gewohnheit von den Stiftern der Religion, von den Aposteln selbst, welche von dem Herrn Jesus unterrichtet waren, eingeführet worden sey? Ein Mensch, der einen richtigen und gründlichen Verstand hat, der dieser Richtigkeit und Gründlichkeit die Wissenschaft der göttlichen Schrift an die Seite setzet, und die Weise, in den Kirchenversammlungen zu Werke zu gehen, kennet, wird in der Religion nichts als göttliches finden; er wird in dem Betragen der Kirche, Religionspunkte zu entscheiden, nichts als eine ausbündige Weisheit erblicken. Die unverschämte Verwägenheit der Philosophen hergegen wird allemal Abscheu und Unwillen in ihm erregen.

Die christliche Religion hat die ewige Weisheit, das Wort Gottes, den ewigen Sohn Gottes zum Urheber: der durch eine, viertausend Jahre lang ununterbrochene Folge von Weissagungen, der Welt verkündiget und versprochen worden; und zu der in dem göttlichen Rathschlusse bestimmten Zeit Mensch geworden ist. So ist denn nothwendiger Weise in dieser Religion alles göttlich; ihre Lehren ihre Grundsätze, ihre Regierung, ihre Macht, selbst ihre Sprache,

ihre Urtheile, ihre Entscheidungen. So ist denn in ihr nothwendiger Weise alles göttlich, es mag von dem göttlichen Ansehen herfliesen, oder sich auf dasselbe gründen. So kann denn darin nichts willkührliches seyn; nichts ist darin, das dem Gutdünken, den Meynungen, den Urtheilen einzelner Personen überlassen sey. Es muß allso in dem Glauben, und in der Sprache, in den Gegenständen des Glaubens, und in den dabey anzuwendenden Ausdrücken, eine vollkommene, beständige, und allgemeine Unterwerfung und Gleichförmigkeit herrschen.

Diese Gleichförmigkeit und Unterwerfung zu erhalten, sind die Kirchenversammlungen, das ist, die allgemeinen Zusammenkünfte der Kirchenhirten, der Bischöfe, der Seelsorger, der Religionsdiener, gehalten worden: wann einzelne Personen in den Glaubenspunkten, in der Sprache, in den Ausdrücken Neuigkeiten haben einführen, oder etwas ändern und verfälschen wollen. Nichts verdienet grösere Ehrfurcht, als die Urtheile, welche von diesen heiligen Versammlungen gefället werden. Denn

1tens. Diese Urtheile sind mit dem grösesten Ansehen bekleidet, so der Mensch auf Erden erkennen kann: weil diese Verweser von dem heiligen Geiste gesetzet sind, die Kirche zu regieren (x); weil der göttliche Gesätzgeber befiehlt, diejenigen, welche die Kirche nicht hören, und sich ihren Urtheilen nicht unterwerfen würden, als Heyden, das ist, als von der christlichen Gesellschaft getrennete Menschen anzusehen (y); weil er erkläret, daß man gegen ihr Wort dieselbe Ehrfurcht bezeigen soll, die man dem seinigen be-

(x) Act. 20.
(y) Matth. 18.

bezeigen würde; und daß es ein und dasselbige Verbrechen seyn würde, diese verachten, oder ihn selbst und seinen Vater verachten.

2tens. Diese Urtheile werden mit einem, in allen menschlichen Gerichtsstuben unerhörten, majestätischen Tone gefället. Die Bischöfe reden in den Kirchenversammlungen im Namen Gottes. Sie thun den Ausspruch als Amtsgenossene und Zugesellete des heiligen Geistes. **Es hat dem h. Geiste und uns gefallen, zu verordnen, u. s. w.** (z). So reden die Apostel in der ersten Kirchenversammlung: so reden noch wirklich ihre Nachfolger. Hat man dergleichen Erhabenheit bey den menschlichen Richterstühlen jemals gesehen?

3tens. Diese Urtheile werden durch unfehlbare Richter gefället, die in diesen allgemeinen Versammlungen weder jemals einen Irrthum lehren, noch zur Begünstigung des Irrthumes den Ausspruch thun können: weil der Heiland versprochen, daß er bis ans **Ende der Welt bey seiner Kirche verbleiben werde** (a); weil er erkläret hat, daß die **Hölle sie niemals überwältigen werde** (b); weil diese Richter den h. Geist zum Vorsitzer, zum Leiter, und zum Einflößer haben: Sacrosancta Synodus Spiritu sancto congregata.

4tens. Und wenn man auch diese Kirchenversammlungen als blos durch menschlichen Witz und menschliche Klugheit angestellete und ungeleitete Zusammenkünfte betrachten sollte: müßte man dennoch nicht ihre Urtheile und Entscheidungen mit der grösten Ehrfurcht an-

(z) Act. 15.
(a) Matth. 28.
(b) Matth. 16.

ansehen? Laßt uns die Weise, wie man in diesen Versammlungen zu Werke geht, betrachten.

Männer, welche die Erkänntniß der göttlichen Schrift, der Kirchengeschichte, und der Religion vollkommen inne haben; welche wegen ihrer Natursgaben, ihrer Einsicht, ihrer Sitten und Tugenden, die grösseste Hochachtung und Ehrfurcht verdienen; solche sind diejenigen, weche gebrauchet werden, die Stücke und Sachen, die in den besondern Zusammenkünften abgehandelt werden sollen, ehe man sie in die allgemeine Versammlung bringt, wo man den Ausspruch thun soll, vorzubereiten, ins Helle zu bringen, zu durchgründen. Die Weise, in den Kirchenversammlungen zu Werke zu gehen, besteht in den genauesten, tiefsinnigsten, bedachtsamsten Untersuchungen, selbst derjenigen Sachen, die anfänglich die kläresten und einfachesten zu seyn scheinen, um die Ausdrücke, deren man sich in den Entscheidungen gebrauchen will, abzuwägen und zu wählen; um alles vorzusehen, allem vorzukommen, alles in Sicherheit zu setzen: in zahlreichen, und öftern Zusammenkünften, wo von allem, was vorbereitet und untersuchet worden, Nachricht abgestattet wird: in einer vollkommenen Freyheit zu antworten, zu streiten, und Einwürfe zu machen: in den gelehrtesten, auserlesensten, aufgeklärtesten Reden: in der Leichtigkeit, einen Anstand, Aufschub, Verzug einzuwilligen, oder zu erhalten, bis die, welche den Ausspruch thun sollen, vollkommen versichert, überzeuget, und innerlich überführet sind.

Nach diesen tiefsinnigen Untersuchungen, diesen Vorbereitungen, und Vorsichtigkeiten versammeln sich allererst die Bischöfe, und nach wiederholter Bitte um den göttlichen Beystand, fällen sie ihre Urtheile, und thun ihre Aussprüche.

Man

Man betrachte demnach anfänglich die Kirchenversammlungen blos nach den Einsichten und Regeln der menschlichen Klugheit, und man sage mir: ob es sicherere und ehrwürdigere Urtheile gebe, als die, welche von so heiligen, so weisen, und so aufgeklärten Versammlungen herfliesen. Allein geht man weiter, und betrachtet sie nach den Einsichten der Religion, als Versammlungen, die den Vorsitz, die Anleitung und Eingebung des h. Geistes haben: mit welch einer ehrfurchtsvollen Hochachtung wird man alsdann nicht ihre Urtheile Aussprüche und Entscheidungen annehmen! Wie schön steht es dem Herrn von Voltaire an, jenes, so der Gegenstand der Beschäftigungen dieser heiligen Versammlungen gewesen, für Wortstreite, und sophistische Zänkereyen zu halten; die Vortheile der heydnischen und christlichen Religion miteinander zu vergleichen; und die Weisheit der Götzenpriester der Weisheit der christlichen Bischöfe vorzuziehen!

XIX. Hauptstück.

Von der, einigen Päpsten beygelegten Staatsklugheit in Glaubenssachen.

Es sind gewisse Päpste, die der Herr von Voltaire mit den prächtigsten Lobtiteln erhebet. Das kömmt einem anfänglich ziemlich wunderbar vor. Allein die Verwunderung nimmt ein Ende, sobald man den Beweggrund sieht, der ihn zu ihrem Lobe verleitet. Diese Päpste, die er hochschätzet, die er bewundert, gegen die er sich im Loben verschwenderisch bezeiget, sind gerade diejenigen: welche von unwissenden oder

eingenommenen Leuten beschuldiget worden, daß sie entweder etliche Irrthümer geheget, oder die zur Verbannung derselben nothwendige Leb- und Standhaftigkeit nicht völlig gewiesen haben.

„ Wenn man sich die Mühe giebt, den bekannten „ Hirtenbrief zu lesen, worin Honorius dem Herrn „ Jesus nur einen Willen zueignet: so wird man ei„ nen sehr weisen Mann sehen (c). Wir bekennen, „ sagt er, in dem Herrn Jesus einen einzelnen „ Willen. Wir sehen nicht, daß die Kirchenver„ sammlungen, oder die Schrift, uns bevoll„ mächtigen, anders zu denken. Aber zu wissen, „ ob man wegen den Werken der Gottheit und „ der Menschheit, die in ihm sind, eine oder zwo „ Wirkungen verstehen solle, das überlasse ich „ den Wortgrüblern; und es ist nicht viel daran „ gelegen. „ Der Herr von Voltaire nennet diesen Papst, da er ihn zu einem monothelitischen Ketzer machet, einen sehr vernünftigen Papst.

Adrian der I ist einer der grösesten Männer, die auf dem päpstlichen Stuhle gesessen. Voltaire rühmet ihn stark um des Betragens willen, so er ihm in Betreffe der Verehrung der Bilder, und des Zusatzes Filioque in der nicänischen Glaubensbekänntniß, zuleget.

„ Dieser Papst, saget er, bedienete sich eines po„ litischen Mittelweges, welcher in allen solchen un„ glücklichen Streitigkeiten zum Beyspiele dienen soll„ te. Er überläßt es der Zeit, eine noch zweifelhaf„ tige Verehrung abzuschaffen, oder zu bestätigen. „ Er leget die Streitigkeit bey, da er keinen Aus„ spruch

(c) Hist. gener. C. 7.

„ spruch thut. Kurz, er handelt die geistlichen Sa„ chen als ein Fürst ab: und zu viele Fürsten haben „ dieselben als Bischöfe abgehandelt. „

Er saget, Johann der VIII habe nicht geglaubet, daß der heilige Geist vom Vater und Sohne ausgienge; und nach diesem wird er dessen Lobredner. Er versichert, daß dieser Papst in der Nachsicht, die er gegen den abtrinnigen Photius bezeiget hat, sich sehr verständig und klug verhalten habe.

Man sieht aus diesem, daß die Lobtitel, welche Voltaire diesen Päpsten giebt, sehr verdächtig sind. Ich will jetzt darthun, wie falsch die Beschuldigungen seyn, die er wider sie anführet.

Es ist Niemand heut zu Tage, der nicht vom Papste Honorius, und von seinem bekannten Briefe an den monothelitischen Patriarchen zu Constantinopel, gehöret habe. Dieser Papst saget, er bekenne einen einzelnen Willen in dem Herrn Jesus, das ist, einen einzelnen menschlichen Willen, und nicht zween menschliche Willen, welche die Adamskinder so manchmal empfinden. Jesus Christus hat nicht einen menschlichen Willen gehabt, der zum Guten, und einen menschlichen Willen, der zum Bösen leitet. Sehet, das ist alles, was dieser Papst hat sagen wollen, und was er wirklich saget.

Dieses zeiget sich aus den Worten seines Briefes selbsten (d) Das Wort, sagt er, hat sich mit der menschlichen Natur vereinbaret, so wie sie vor der Sünde war, und nicht so, wie sie war, nachdem sie durch die Sünde verderbet worden. Der

(d) Vid. Bar.

Heiland hat kein Gesätz, das ist, keinen dem Gesätze, d. i. dem Willen des Geistes widerstrebenden Willen in seinen Gliedern empfunden, so wie wir selbsten empfunden.

Kann der Herr von Voltaire den Papst Honorius, nach einer so klaren und so unverwerflichen Auslegung beschuldigen, daß er ein Monothelit gewesen sey? und kann er ihm so hohe Lobtitel beylegen?

Was Papst Adrianen anbelanget, das ist noch leichter auszulegen. Er entscheidet den streitigen Punkt klar genug, da er alle Gründe, die in den karolinischen Büchern wider die Verehrung der Bilder angeführet wurden, mit vieler Stärke widerleget. Wiewohl diese Bücher unter dem Namen des Kaisers selbst geschrieben waren, der sich den Papst so hoch verbunden gemachet hatte: so bezeigte er doch deßwegen nicht weniger Standhaftigkeit in Vertheidigung dieser Lehre.

Den Zusatz Filioque betreffend, so nahm ihn Leo der III in der römischen Kirche nicht an: wiewohl ihn alle Abendländer schon angenommen hatten. Dieses muß Niemanden befremden. Die römische Kirche ist unter allen Kirchen diejenige: welche die alten Bräuche mit der grösten Treue bewahret; und bey welcher es am Schwerersten fällt, neue, wie löblich sie immer seyn, anzunehmen. Es wird hier rathsam seyn, einen neuen Irrthum Voltaires anzumerken. Die Antwort des Papstes an den Kaiser ist vom Jahre 809; und Voltaire leget sie Papst Adrianen bey, der schon 15 Jahre davor gestorben war. Papst Leo war es, der sie gab. Man bedenke, ob man von einem so richtigen Geschichtschreiber wohl benachrichtiget werden könne. Man sehe über denselbigen Punkt das

das Hauptst. v. d. Trennung der Griechen im I Bande nach.

Johann der VIII, dessen Witz und Klugheit Voltaire so hoch rühmet, ist von allen andern Schriftstellern beschuldiget worden: daß er den Patriarchen Photius zu leicht von den geistlichen Banden entlediget hat. Dieser ist es, wie man dafür hält, der wegen seiner geringen Standhaftigkeit die Päpstinn Johanna benamset worden. Man hat seine Schwäche getadelt, nie aber seinen Glauben verdammet. Selbst aus den Urkunden der unächten Kirchenversammlung, die Photius zu Constantinopel hielt, erhellet, daß dieser Patriarch die Briefe Papst Johann des VIII verfälschet habe. Auf einen dieser Briefe gründet sich die Beschuldigung dieses Papstes: daß er die Lehre von dem Ausgange des heiligen Geistes für eine Gotteslästerung gehalten habe. Ist allso die Beschuldigung wohl gegründet? Ist Voltaire ein Schriftsteller, der die Wahrheit spricht?

XX. Hauptstück.

Von den verfolgenden Secten.

Es ist sonder Zweifel erschrecklich, daß um der Religionsstreitigkeiten willen so viel Christenblut vergossen worden. Aber das ist eine lästerliche Ungerechtigkeit, daß Voltaire das verhaßte davon, allemal auf die katholische Kirche zurückfallen läßt. Er hat die vernünftige Mildigkeit der Duldung, und die ungerechte Schärfe der Verfolgungen unaufhörlich im Munde. Allein er redet blos zum Vortheile der Ketzer

und Freydenker. In einer Versammlung von Gottlosen, die mehr die Religion zu vernichten, als die Wahrheit aufzusuchen beschäftiget sind, kann er Beyfall finden. Vernünftige Leser werden in seinen Schriften nichts auser unsinnigen Zetertönen, verhaßten Fangschlüssen, und verfälschten Geschichten erblicken.

Es ist wahr, die christlichen Staate haben oftermals Blutbäche daher strömen sehen. Das machet, es hat oft entweder rasende Sectirer gegeben, die die Völker zum Aufstande wider die rechtmäsige Macht anreizeten; oder aufrührische Waghälse, die sich unterstanden, mit bewaffneten Händen die alten Gesätze umzustosen, und mit ihren Landesfürsten, als wie mit Ihresgleichen umzugehen. So haben es die Hugonotten in Frankreiche, die Wiedertäufer und Lutheraner in Deutschlande, die Puritaner in Schottlande, die Calvinisten in den Niederlanden gemachet. Es hat bisweilen blütige Auftritte abgesetzet: das machet, es hat von Zeit zu Zeit grose Laster, und grose Lasterthäter gegeben. Endlich kann man nicht ohne Grausen ansehen, was sich in gewissen Jahrhunderten zugetragen hat: wo in den Gerichtsstuben, bey den Kriegesheeren, an den Höfen eine mehr als gothische Barbarey allgemein war, die sich bis auf die Diener der Religion erstreckte. Was sich dazumal strafbares und verdammliches eräuget hat, muß nicht der Religion, sondern der Barbarey, die in den Sitten selbiger Zeit herrschete, zur Last geleget werden.

Wir wollen hier die eigenen Worte Voltaires nicht zu Markte bringen. Dieses Gift, wovon seine Seele wider die katholische Kirche voll ist, ergiest sich in alle seine Werke. Man trifft es allenthalben an. Drey oder vier Anmerkungen werden zulänglich seyn, die verderblichen Eindrücke desselben zu hindern.

1. Die Fürsten sind die Vertheidiger und Beschirmer der Kirche. Sie müssen alle diejenigen, so den Frieden des Staates stören, durch den Zaum der Gesätze einhalten: und sie sind genau verbunden, die Laster des Aufstandes, die allemal so viel andere nach sich ziehen; und die Läster der Gottlosigkeit, welche die Religion schmähen und übern Haufen werfen, zu strafen.

2. Frankreich, Deutschland, und die Niederlande, sind die grösesten Schaubühnen der Religionskriege gewesen. Ziska, Poggebrack, Coligny, Nassau, waren die vornehmsten Personen, die sich auf diesen Schaubühnen sehen liesen. Allein sie konnten nie, weder aus dem natürlichen Gesätze, noch aus der Religion ein Recht herleiten, zur Bekriegung ihrer rechtmäsigen Landesherren, und zur Vertheidigung ihrer Secten, Kriegesheere auf die Beine zu stellen.

3. Man hat vormals in Frankreiche Kriegeszüge wider die Albigenser gesehen: bey denen die Gerechtigkeit mit so viel Grausamkeit vergesellschaftet war. Diese Albigenser waren Aufrührer, Lasterhafte, Gottlose, es ist wahr: aber ihre Richter und Obsieger waren ofttermals Barbarn. Die Religion flöset nur Sanftmuth ein, und hat einen Abscheu vor den Gewaltsamkeiten. Allein sie verbindet die Landesherren und Oberkeiten, kräftige Maasregeln zu nehmen, damit die Gottlosigkeit gehemmet, und die Verführung gehindert werde. Zwischen diesen zweenen Grundsätzen des Betragens muß man allemal wandern.

Ultra, citraque nequit consistere Rectum.

4. Eine kleine Anzahl Ketzer ward unter der Regierung Franz des I, und Heinrich des II zum Feuer

er verdammet. Eine noch kleinere Anzahl derselben ist in Spanien und Italien eben so hingerichtet worden. Die Regierungen Franz des I, und Heinrich des II wurden durch keine bürgerliche Kriege verwirret. Die Ketzerey dorfte ihr Haupt, weder in Spanien, noch in Italien, noch in der Grafschaft Burgund, öffentlich empor heben. Das war die Wirkung dessen, was der Herr von Voltaire mit dem Namen barbarischer Verfolgungen beleget; die er nicht nachläßt mit seinem unsinnigen Geschreye und Lärmen anzufeinden. Aber die Religionskriege haben in Deutschlande über drey Millionen Menschen ums Leben gebracht; und schier ein ganzes Jahrhundert durch, alle seine Provinzen verwüstet. Frankreich hat mehr als zwo Millionen durch dieselben verloren; und ist eben dieser Ursache halber, über dreyßig Jahre lang verheeret worden. Eben deßwegen sind die Niederlande fünfzig bis sechszig Jahre lang mit Blute überschwemmet worden. Das sind die Folgen der Schwachheit, der Nachsicht, und besonders der Duldung, auf die man andringt. Stellet den Vergleich an, und urtheilet.

5. Die Katholischen haben zuweilen gräuliche Grausamkeiten wider die Ketzer verübet. Allein man hat zu merken: erstens, daß dieselben den Grausamkeiten des Zisca in Böhmen, des Baronen von Adrets in Frankreiche, der Wiedertäufer in Westphalen, und vieler anderer barbarischer Rädelsführer in Deutschlande, Frankreiche, und den Niederlanden, niemals gleich gewesen. Zweytens, daß die Katholischen nimmer zu Grausamkeiten geschritten, auser wann sie ihre Pfarrer und Priester ermordet, oder ihre Kirchen, Altäre, und Tabernakel geplündert, verbrannt, und entweihet gesehen. Drittens, daß ihre Grausamkeiten nimmer mit dem Verbrechen der Empörung wider

der die rechtmäsigen Landesherren vergesellschaftet gewesen, so wie es bey den Ketzern schier allezeit geschehen. Ich will hier nichts von der Ligue sagen, welche die Religion zum Vorwande, und den Ehrgeiz zur wahrhaften Ursache hatte. Hiervon werde ich hernach reden.

6. Das Protestantenthum, wiewohl es die Aufruhr und Macht der Waffen eingeführet hat, ist in Frankreiche nimmer mit so viel Gewaltsamkeit verfolget worden: als in Deutschlande, Aengellande, Dännemarke und Schweden angewandt worden, um die katholische Religion daraus zu verbannen. Indessen leget Voltaire blos der katholischen Religion den verhaßten Namen einer Verfolgerinn bey.

Diese Grundsätze müssen uns erörtern lehren, was den Namen der Verfolgung und Gewaltsamkeit verdiene, und was blos für eine That der Gerechtigkeit, oder eine rechtmäsige Ahndung angesehen werden müsse. Voltaire hat diese Grundsätze aus den Augen verloren. Bey ihm werden alle Meutereyen der Ketzer gerechtfertiget, ihre Gewaltthätigkeiten entschuldiget, ihre Grausamkeiten bemäntelt oder vertuschet; alles, wobey die Katholischen sich des Gegenrechtes bedienet, oder was sie einer billigen Vertheidigung halber gethan haben, wird übertrieben und vergiftet genannt; alle Schritte der rechtmäsigen Landesherren und Oberkeiten werden misbilliget, verworfen, verfluchet.

Ein nachdenkender Mensch wird die Unglücksfälle der Religion, und des menschlichen Geschlechtes bejammern. Er wird die Mittel, deren sich die Sectirer, um sich festzusetzen, bedienet haben; und jene, zu denen die Fürsten, um sie zu hemmen, gezwungen wor-

den,

den, verabscheuen. Aber in der Redensart, deren sich Voltaire in dieser Materie bedienet, wird er nichts als Treulosigkeit, Unbilligkeit, Verläumdung, und Parteylichkeit finden.

XXI. Hauptstück.

Von den Opfern, die um der Religion willen entrichtet werden.

Der Herr von Voltaire wollte die Christen gerne des Aberglaubens der Opfer, die man der Gottheit entrichtet, und gewisser, von der Religion vorgeschriebenen oder bestätigten Andachtsübungen entheben. Dieses zu bewerkstelligen, nimmt er eine leichtfertige verblümte Rede zu Hülfe, und verstellet sich unter dem Namen des weisen Sokrats, seine gräuliche Gedanken zu entdecken (e).

„ Ist das Muster derer, fraget er, welche die Tugend um ihrer selbst willen liebeten, wie ein Confucius, ein Pythagoras, ein Sokrat, aufgehoben und abgeschaffet? Zu ihrer Zeit fanden sich häufige Schaaren gegen ihre Pagoden * andächtiger Leute, die den Wallfahrten, und den Geheimnissen nachliefen, und sich mit ihren Opfern zu Grunde richteten. Die Abtödtungen waren gebräuchlich. Die Priester der Cybele liesen sich um

„ der

(e) Mêlang. C. 78. Socrate.

* Der Name, den die Indianer und Chineser ihren Tempeln und Götzen geben.

„ der Enthaltung willen entmannen. Wie kömmts,
„ daß das Alterthum unter allen diesen Märtyrern
„ des Aberglaubens keinen einzigen grosen Mann,
„ keinen Weisen zählet? „

Nach diesem läßt er zween fromme Athenienser auftreten, denen der Weise und andächtige Sokrat darthut: daß man wohl die gewünschtesten Aernten haben könne, ohne den Priestern der Ceres Geld zu geben; und das schönste Obst, ohne der Pomona ein Opfer zu machen; und daß es genug sey, wenn man dem allerhöchsten Wesen, von dem alles herkömmt, Dank abstattet.

Um sie völlig zu überführen, zeiget er ihnen, daß die blose Eigennützigkeit den Gebrauch der Opfer eingeführet habe; daß der gemeine Mann dieses nicht merke, aber kein Philosoph sey, der es nicht leichtlich wahrnehme. Sind es die Heyden, oder die Christen, denen der Herr von Voltaire den Unterricht zur Weisheit hat geben wollen, um sie wider den Aberglauben zu schützen?

Ein weiser Philosoph wird den Religions- und Andachtsgeist, aus welchem die Opfer und Altarsgaben entstanden, unschwer erkennen, und allemal billigen. Er wird sie immer als eine billige Huldigung ansehen, die das Geschöpf seinem Schöpfer entrichtet. Diese Opfer und Gaben müssen, ihrer Einsetzung zufolge, zur Auszierung und zum Glanze des Gottesdienstes angewandt werden, und alsdann ist es ein Religionswerk; oder zum Unterhalte der Priester, und so ist es ein Werk der Gerechtigkeit; oder zum Troste der Armen, und dann ist es ein Werk der Liebe.

Die Opfer und Altarsgaben sind bey allen Religionen gebräuchlich gewesen. Dieser Brauch ist von den Weisen allemal genehm gehalten, und von den Freygeistern immer verworfen worden.

Es hat zu allen Zeiten Misbräuche gegeben, und es wird derer immer geben: die sich auch bis auf die heiligsten Sachen verbreiten. Allein man muß den Misbrauch, nicht aber die Sachen selbst tadeln. Man wird vielleicht einwenden: Voltaire tadle hier blos den heydnischen Aberglauben. Allein Voltaire würde denjenigen heftig verachten, der bey den Worten der verblümten Rede stille stehen, und ihren Sinn nicht begreifen würde. Ihre Anwendung läßt sich auf die heiligsten Gebräuche der Christen ohne Mühe machen. Und fürwahr ist mehr Gottlosigkeit, als Unbesonnenheit in dieser verblümten Rede befindlich.

XXII. Hauptstück.

Von dem ledigen Klosterstande.

Schier alle unsere heutige Philosophen leben in dem ledigen Stande; und schier alle stimmen dahin überein: daß sie den ledigen Stand, welchen die Religion heiliget und bestätiget, verwerfen. Sie finden nichts unbilliger, als diesen Stand, nichts einem Staate nachtheiliger, nichts, das die Aufmerksamkeit der Philosophen und der Landesherren mehr verdiene. Also sagen sie uns ohne Scheu von einem ledigen Menschen, der es wegen der Religion ist:

Was

Was nutzet er der Erde,
Und sollte gleich seyn Amt auch noch so heilig seyn?
Die Welt nimmt ja von dem gar keinen Vortheil ein,
Der so, als sey er nur für sich allein gemachet,
In allem seinem Thun zu seinem Nutzen wachet.

Aber haben diese Weisen nicht Ursache zu fürchten, daß man sie auch frage, was sie der Erde nutzen? Könnte man nicht von ihnen eben das sagen, was sie von den ledigen Klosterleuten sagen:

Die Welt nimmt ja von dem gar keinen Vortheil ein,
Der so, als sey er nur für sich allein gemachet,
In allem seinem Thun zu seinem Nutzen wachet?

Es ist wahr, viele könnten antworten, sie wüßten sich schon wider diesen Einwurf in Sicherheit zu setzen. Man weis zur Gnüge, daß ihre Tugend mit keiner grosen Strenge verbunden ist. Allein würde nicht die Eintretung in einen von den Gesätzen bestätigten Stand, der Philosophie anständiger und dem Staate viel vortheilhafter seyn? Flüchtige und ungewisse Liebeshändel, sind diese dem Staate nicht nachtheiliger, als der ledige Klosterstand? Ist wohl etwas, so der Bevölkerung mehr im Wege stehe?

Die römischen Kaiser waren gezwungen, Gesätze wider diejenigen ergehen zu lassen, die nur darum auser dem Ehestande lebten, weil sie an einer freyen,

ungebundenen Wohllust mehr Vergnügen fanden. Welch ein Vortheil für den Staat, wenn wider die itzigen Philosophen, und wider jene, die sich nach ihren Grundsätzen und Beyspielen richten, ähnliche Gesätze bekannt gemachet würden! Keine grose Stadt ist, die nicht in Kurzer Zeit neue Familien tausendweise entstehen sehen würde.

Laßt uns aber unsre Augen höher erheben. Laßt uns die Sachen auf einer ehrwürdigern und heiligern Seite betrachten. Wie ist es möglich, daß die Erinnerung der Taufe, die Voltaire empfangen hat, und die Ehrfurcht; die er dem göttlichen Urheber des christlichen Gesätzes schuldig ist, seine Feder nicht eingehalten hat, da er sich unterfieng, eine so gottlose Beschimpfung des evangelischen ledigen Standes auszubreiten? Der Abweg, den er nimmt, beweist, daß er selbst den völligen Gräuel dieses Gedanken empfinde. Er suchet ihn einzuwickeln, und zu bedecken. Doch vermindert diese leichtsinnige Decke dasjenige so viel als nichts, was ihm die Gottlosigkeit einflöset.

Jesus Christus saget uns in seinem Evangelium (f): Es giebt Leute, die durch eine unmenschliche Handlung anderer zu einem grausamen ledigen Stande gezwungen werden. Es giebt andere, welche sich dem ledigen Stande freywillig, aus einem Triebe der Andacht, um des Himmelreiches willen widmen. Der einer so grosmüthigen Unternehmung fähig ist, soll sie wagen. Weit davon, diesen göttlichen Rath in Ehren zu halten, stellet Voltaire denjenigen als einen Menschenfeind vor, der andere einladen wollte, dem Rathe des Herrn Jesus zu folgen. Er wollte die Bewerkstelligung desselben gerne als unvernünftig,

un-

(f) Matth. C. 19.

ungerecht, und unmöglich angesehen wissen. Man höre, wie er in seinem philosophischen Gespräche davon redet:

Gott machte uns ein Herz: das fodert seine
Lust.
Ein neuer Stoiker (wer soll nicht drüber
lachen?)
Steht auf, und will aus mir ein wahres
Unding machen.
Er meynt, Gott wähle sich nur solche Diener aus,
Wie dort der Muselmann für seiner Weiber
Haus;
Wohin sonst Niemand darf, als jener Hausen, kommen,
Dem der geschärfte Stahl das Lebensglied
benommen.

Welch eine gräuliche Auslegung eines göttlichen Spruches, eines evangelischen Rathes! Sehet hieraus, wie weit die Freydenker die sich Philosophen nennen, sich zu verirren vermögen! Ihrer Behutsamkeit, sich zu verdecken, sich verborgen zu halten, ungeachtet, muß dennoch der Gräuel ihrer Grundsätze, die Schwärze ihrer Seelen, die Abgeschmacktheit ihrer Gottlosigkeit, allemal durch irgendwo einen Weg entwischen. Nichts ist ihnen verhaßter, als die evangelischen Tugenden; und je reiner, tapferer, und erhabener diese Tugenden sind, desto mehr werden sie von ihnen verabscheuet.

Der neue Stoiker, der lächerliche Lehrer, von dem Voltaire hier redet, ist Herr Pascal; und Herr Pascal thut doch anders nichts, als daß er die Worte des Herrn Jesus wiederhole. Doch, das ist der

Ton der itzigen Philosophie, daß man dasjenige für lächerlich halte, was Jesus Christus räthet; was die Apostel, und so viele grose Männer und Heilige herzhaft bewerkstelliget haben; was Männer, die von dem evangelischen Geiste beseelet sind, etlichen erhabenen Seelen rathen würden. Denn der ledige Stand ist kein Geboth des Evangeliums, sondern ein Rath; der nur eine geringe Anzahl herzhafter und vollkommener Christen angeht.

Endlich nimmt Voltaire es sehr übel auf, daß die, welche dem Dienste und den Verwaltungen der Religion gewidmet sind, in dem evangelischen ledigen Stande leben.

Allein warum will er das zum Bästen der Religion nicht leiden, was doch die Fürsten zum Bästen ihrer Kriegsheere erfodern? Ein Fürst der keine tausend unverehlichte Geistliche in seinen Staaten hat, unterhält über hunderttausend Menschen, die der Kriegsdienste halber, auser der Ehe zu leben genöthiget werden. Es geziemet sich nicht, das, was die Fürsten anordnen, zu misbilligen; aber noch weniger geziemet es sich, das zu misbilligen, was Jesus Christus räthet, und die Kirche verordnet. Im ersten Falle würde man in eine sträfliche Verwägenheit verfallen: im andern Falle aber würde man sich eines Verbrechens schuldig machen, das einen Grausen erreget.

Die Anmerkungen, welche Voltaire über diese Sache in verschiedenen Stellen seiner Geschichte machet, sind von eben dem Geiste beseelet, den die Räthe beweisen, die er als ein philosophischer Dichter mittheilet. In jenen ist nicht mehr Weisheit, als in diesen Anständigkeit anzutreffen.

" Es

„ Es ist kein Königreich, sagt er, worin man „ nicht oftermals den Vortrag gethan, dem Staate „ einen Theil der Bürger, die ihm durch die Klöster „ geraubet werden, wiederzugeben. Allein die, wel„ che am Ruder sitzen, werden selten durch einen ent„ fernten Nutzen gerühret, wann die wirklich vorhan„ denen Schwierigkeiten demselben das Gleichgewicht „ halten (g)„.

Diesem Satze könnte man einen andern entgegen setzen, der noch viel vortheilhafter seyn würde. Ich habe ihn schon zu verstehen gegeben. Er besteht in Errichtung eines Gesätzes, kraft welches alle freye, und mannbare Personen angehalten würden, sich dem Staate nützlich zu machen. Es würde alsdann kein Jahr vorbeygehen, wo nicht zum Wenigsten zwanzigtausend Heurathen mehr, als wirklich geschieht, in Frankreiche vollzogen würden. Paris allein würde in Kurzem einen Theil der öden französischen Colonien mit Leuten besetzen; und weil die Anzahl der lüderlichen Personen beyderley Geschlechtes sich immer vermindern würde, zu welch einem Grade würde nicht die Bevölkerung hinaufsteigen! **Allein die, welche am Ruder sitzen,** sagt der Herr von Voltaire, **werden selten durch einen entferneten Nutzen gerühret, wann die wirklich vorhandenen Schwierigkeiten demselben das Gleichgewicht halten.** Ich sehe nicht, was das für Schwierigkeiten sind. Nur das sehe ich, daß es alsdann weniger Ueppigkeit, und mehr gute Sitten geben würde.

Die Philosophen, welche die Welt verbässern wollen, richten ihr erstes Augenmerk allemal auf die Religion. Warum richten sie es nicht auch auf die Pracht?

(g) Hist. gen. C. 117.

Pracht? In Paris finden sich hunderttausend Bedienten lauter junge und starke Leute welche, weil sie auser der Ehe leben, in Absehen auf den Staat soviel als verloren sind Welch ein Stoff zur Verbässerung! welch ein Wachsthüm könnten diese dem Staate verschaffen! Will man einwenden, die Beschaffenheit ihres Standes erfodere, daß sie ledig bleiben; so werde ich antworten, der Dienst der Religion erfodere mit noch grösserm Rechte, daß ihre Diener auch so bleiben.

„ Eine Frau, saget unser nachdenkender Schrift„ steller ferner, eine Frau, die zwey Kinder ernäh„ ret, und dabey spinnt, thut dem Vaterlande mehr „ Dienste, als alle Klöster jemals thun können. „

Man muß auch bekennen, daß ein Künstler, der ein Handwerk treibt, ein Kaufmann, der ein groses Gewerbe führt, ein Beamter, der eine Stelle wohl bekleidet, dem Vaterlande mehr Dienste thun, als alle verbässerende Philosophen, deren die Welt itzo voll ist. Der freche und entscheidende Ausspruch ist nicht zureichend, einen Staat einzurichten: weit aussehende Erkänntnisse, und eine durchdringende Weisheit werden mit dazu erfodert. Unsre Philosophen zeigen zwar, daß es ihnen an Frechheit nicht fehle: allein haben sie auch das Uebrige, d. i., die Erkänntnisse und die Weisheit?

„ Die Staatsklugheit scheint zu erfodern, daß für „ den Dienst der Altäre, und für die übrigen Be„ dürfnisse nur die nothwendige Anzahl da sey. Aen„ gelland, Schottland, und Irrland haben deren „ keine zwanzigtausend. Holland, welches zwo Mil„ lionen Einwöhner begreift, hat keine tausend Geist„ liche. „

Es folgte von selbsten, daß die Aengelländer und Holländer, da sie die Religion geändert, auch die Diener der Religion ändern mußten. Wir hergegen, welche die evangelischen Räthe noch in Ehren halten, welche sieben Sacramente annehmen, welche ein vom Herrn Jesus festgesetztes Kirchenregiment erkennen, wir sind genöthiget, eine etwas grösere Anzahl von Geistlichen zu haben. Ich gestehe zwar, daß es unter ihnen einige gebe, die nichts nutzen: allein ist wohl irgend eine menschliche Gesellschaft, worin kein einziges unnützes Glied sey? Wann man von Verbässerung spricht; muß man nimmer die Religion vom Staate trennen. So dachte Heinrich der IV. So denken alle Weisen. Aber so denken die itzigen Philosophen nicht.

Zwischen der ängelischen und katholischen Denkungsart ist ein Unterschied. Der Herr von Voltaire hat grose Lust, nach Art der Aengelländer zu denken, und das zuweilen über sehr wichtige Gegenstände. Das folgende Hauptstück wird uns die Beweise davon vor Augen legen.

XXIII. Hauptstück.

Von der Untergebung.

Was wird der brafe Bürger, der treue Unterthan, der weise Staatsmann von demjenigen denken, was der Herr von Voltaire von dem Ausschlage der bürgerlichen Kriege in Aengellande nachdrücklich erzählet; von dem Lobe, so er gewissen Empörungen, und gewissen sehr bekannten Rebellen zuleget; von den Grundsätzen über die Gleichheit aller Menschen, die

er vorträgt und genehm hält; von dem, was er von der Schreckbarkeit der despotischen Regierung, und von der Anmuth der Freyheit saget? Ist wohl alles dieses bequem, die Gesinnungen des Gehorsams bey den Unterthanen, und den Frieden in den Staaten zu unterhalten?

Das christliche Gesätz verbindet uns, die Landesherren in Ehren zu halten; die Auflagen treulich zu entrichten; uns den Gesätzen zu unterwerfen; alle diese Pflichten nicht aus einem Triebe der Furcht, sondern auf Anrathen des Gewissens zu erfüllen, und das auch in Absehen auf die allerverdrüßlichsten Herren. So weise, und zur Erhaltung der Ordnung, der Einträchtigkeit, der Ruhe, und des Friedens in der Gesellschaft so dienliche Regeln wird man bey unsern verbässernden Philosophen nicht finden. Man höre, auf was Art der Herr von Voltaire von den bürgerlichen Kriegen in Aengellande redet.

I §.

„ Der Nutzen der bürgerlichen Kriege zu Rom war
„ die Sklaverey; der ängelischen Unruhen aber, die
„ Freyheit. Die ängelische Nation ist die einzige in
„ der Welt, welche es so weit gebracht hat, daß sie,
„ indem sie sich ihren Königen widersetzet, derselben
„ Macht eingeschränket hat. Sie hat den Abgott
„ der despotischen Gewalt in Blutmeere versenket.
„ Andere Völker haben nicht weniger Blut vergossen:
„ aber das Blut, welches sie um ihrer Freyheit wil-
„ len verspritzet haben hat nur dieses ausgerichtet,
„ daß es ihre Dienstbarkeit destomehr befestiget hat „.

Was sollen die Völker aus diesen rührenden Entgegensetzungen, diesen grosen Schildereyen, diesen so

starken Ausdrücken des Herrn von Voltaire lernen? Was sollen sie für einen Schluß daraus ziehen? Diesen: daß man sich wider die Könige aufbäumen müsse, um endlich den Zweck zu erreichen, daß man ihre Macht mäsige: daß man kein Bedenken tragen müsse, Blutströme fliesen zu lassen, wenn man nur ihre despotische Gewalt darin versenken kann: daß allein aus diesen erschrecklichen Blutbädern die Freyheit entstehen könne. Schicken sich alle diese schöne Grundsätze wohl für einen Philosophen, und einen Christen?

Aber laßt uns alles das, so der Herr von Voltaire hier vorbringet, etwas umständlicher erforschen. Was sind denn das für Kriege, deren Erfolg er mit einem entzückenden Erstaunen bewundert? Es sind diejenigen, die wider Karl den I, den gütigsten und gelassensten unter den Fürsten, gewüthet; die ihn bis auf die Blutbühne begleitet; die einen nichtswerthen Menschen auf seinen Thron und an seine Stelle gesetzet haben, dem seine grose Natursgaben nur zu einem Mittel dieneten, die grösten Laster ohne Scheu zu begehen, die ganz Europa in Erstaunen und Schrecken brachten. Das sind die Kriege, die vierzig Jahre danach durch die Schwärmerey erneuert wurden, und endlich jene Fürsten, so die alleinigen und wahren Erben des Thrones waren, aus dem Königreiche verbannten. Das ist es, was der Herr von Voltaire lobet und bewundert.

Nun laßt uns auf einen andern Punkt kommen. Ist es wohl wahr, daß die Freyheit aus diesen bürgerlichen Kriegen entstanden sey? Ich bemerke anfänglich, daß das ängelische Parlament unter den Regierungen des letzten Eduards, und Jakob des I, eben so viel Ansehen gehabt habe, als hernach unter den zwoen stuartischen Königinnen, und unter den Prinzen des hanno=

hannoverischen Hauses. Ich bemerke ferner, daß das ängelische Volk unter den zwoen letzten Regierungen unvergleichlich mehr mit Auflagen beschweret gewesen, als es unter den Regierungen war, die vor den bürgerlichen Kriegen hergiengen. Worin besteht denn die mit so vielem Blute erworbene Freyheit?

Er sagt uns endlich, die änglische Nation habe durch Widersetzung die Macht ihrer Könige gemäßiget. Allein was für ein Recht hatte denn dies Volk, sich wider Karl den I aufzubäumen, und ihn enthaupten zu lassen? Was hatte es für ein Recht, Jakob den II zu verjagen, und Jakob den III zu enterben? Man ziehe hierüber die Vernunft und das Gewissen zu Rathe. Ist es nicht sehr zu erstaunen, daß der Herr von Voltaire, der ein gebohrner Franzos ist, und in Frankreiche schreibt, dergleichen Frevelthaten vortragen und loben darf?

II §.

Um seine Art, über die Meutereyen zu denken, kennbar zu machen; will ich nur von der holländischen, und der ängelischen Meuterey reden. Er ist zu gescheid, daß er sich ganz klar ausdrücken sollte. Allein alles, was er lobet, oder tadelt; alles, was er gutheißt, oder bestrafet; alles, was er bewundert, oder verabscheuet; alles dieses zielet zur rechtfertigung des Aufstandes. Er wird die glücklichen Wirkungen der Meuterey nur obenhin, durch ein Paar Worte blicken lassen. Ihm wird genug seyn, bemerken zu lassen, daß dies der wahre Zeitpunkt der ängelischen Freyheit sey. Er wird die Holländer als arme, an an Sitten einfältige Fischer schildern, die seit der Meuterey eine der fürchterlichsten Mächte Europens ge-

worden (h). Kann man allso wohl, Voltairen zufolge, die Meuterey als ein so verhaßtes Verbrechen betrachten? Soll man nicht, bey so beglücktem Erfolge, stolz werden, und eine Freude darüber empfinden? Fühlet man nicht bey solchen Beyspielen, dazu aufgemuntert und angefrischet zu werden?

Um den Greuel dieses Lasters weiter zu entfernen, läßt er schier nichts anders in den Unternehmungen der aufgebrachten Völker und ihrer Rädelsführer bemerken, als was gros, was tapfer, was gerecht ist. An dem Betragen der rechtmäßigen Landesherren sieht er beynahe nichts, als was tyrannisch, was ungerecht, und verächtlich ist.

Allso hat Cromwel, nach Voltairen (i), seine Macht nimmer misbrauchet; er machete, daß die Gesätze in Ehren gehalten wurden; er schützete das Volk; setzete Aengelland auf die höchste Stuffe der Macht, die es jemals erreichet hat; und hinterlies nach seinem Tode den Namen eines grosen Königes, der die Laster eines Kronräubers deckte. Karl der I hergegen war nur ein schwacher Fürst, der blos darum, weil er nach dem despotischen Regimente strebete, vom Throne gestürzet ward.

Der Prinz von Oranien, Wilhelm von Nassau war, wie der Herr von Voltaire saget (k), einer von jenen stolzen und tiefsinnigen Geistern, einer von jenen Männern, die eine ruhige und eigensinnige Tapferkeit an sich haben: der Verdienst, und Hülfe genug

(h) Siécle de Louis XIV.
(i) Siécle de Louis XIV.
(k) Hist. gener. C. 136.

nug bey seinen Freunden hatte, Soldaten zu finden. Da er von Philippen in die Acht erkläret wird, ist er grosmüthiger, als selbiger: weil er, da er ihn seinerseits ebenfalls in die Acht erklären kann, diese Rache verabscheuet, und seine Sicherheit blos von seinem Degen erwartet. Hergegen ist Philipp der II ein abergläubischer, häuchlerischer, grausamer, blutgieriger, wohllüstiger Fürst, und verdienet mit dem Tiberius verglichen, ja an Bosheit demselben vorgezogen zu werden.

Karl, Herzog von Sudermanlande, bringt Schweden wider König Sigismunden in den Harnisch; alle ihrem rechtmäsigen Landesherrn treue Unterthanen verjaget er; er läßt sich von einer aufrührischen und aufgebrachten Rotte zum Könige erklären. Karl, sagt der Herr von Voltaire (1), ward von den Bundesgenossenen Sigismunds nur für einen Kronräuber gehalten: in Schweden aber war er rechtmäsiger König. Bey dem Herrn von Voltaire sind die rechtmäsigen Fürsten allemal schuldig, verworfen, und verfluchet; und die Rebellen werden allemal gerechtfertiget, gelobet, und bewundert.

Die Historie allein, wenn sie sicher, und ohne Leidenschaften verfasset ist, kann uns lehren, diese verhaßte Urtheile verbässern.

III §.

Wir haben bereits in unserer vorläufigen Abhandlung gesaget, daß die so zweydeutigen und so gefährlichen Grundsätze der Gleichheit unter allen Menschen, als von Weisen, die deren Bezirk und Gränzen, Ge-

brauch

(1) Hist. gen:

brauch und Misbrauch kennbar machten; die begreiflich darstelleten, worin diese Gleichheit bestehe; und die einen klaren und richtigen Begriff davon geben. Ohne das dienen diese Grundsätze nur, Schwärmerey, Aufruhr, und Raserey einzublasen. Diese Laster sind vor zweyen Jahrhunderten in Westphalen, und andern deutschen Provinzen mehr, wirklich daraus entstanden.

Das sind indessen doch jene Grundsätze, die der Herr von Voltaire ohne Behutsamkeit, und ohne Bescheidenheit vorträgt. „ Die Wiedertäufer, sagt er (m), „ decketen diese gefährliche Wahrheit, die in allen „ Herzen liegt, auf „, nämlich, daß alle Menschen gleich gebohren sind. Um selbige in alle Herzen bässer einzuprägen, setzet er gleich hinzu: „ Man muß „ bekennen, daß die Foderungen der Wiedertäufer, „ die im Namen solcher Leute, so das Land bauen, „ schriftlich verfasset worden, alle sehr gerecht und „ billig gewesen: allein in ihrem Namen eine vernünftige Erklärung machen, war eben so viel, als „ Bären losketten. „

Wir wollen anfänglich auslegen, was die Gleichheit sey, welche alle Menschen haben; und hernach über die Worte des Herrn von Voltaire etliche Anmerkungen machen.

Alle Menschen sind gleich gebohren, weil sie alle auf gleiche Art aus den Händen des Schöpfers gekommen; weil sie alle von ihm die Freyheit und Vernunft gleichergestalt empfangen haben; weil sie alle zu einerley Ziele erschaffen worden, und alle, ein jeder in seinem Stande, das Mittel haben, zu einerley Ziele zu gelangen. Sie sind alle gleich gebohren, weil sie alle von einerley Stamme entsprossen, und weil es keine Menschen ver-

(m) Hist. gen. C. 110.

verschiedener Gattungen giebt, wie etliche thörichte Philosophen geträumet haben, und wie der Herr von Voltaire oftermals behauptet. So sind sie denn alle, auf eine und dieselbe Art, Menschen; und daher entstehen in unsern Herzen die schätzbaren Empfindungen der Menschlichkeit, vermöge welcher wir uns unser einander wechselweise annehmen. Allein hieraus folget nicht, daß alle Menschen gleiche Menschen seyn. Das hat der Herr von Voltaire nicht wissen zu unterscheiden. Eine Ungleichheit ist in Absehen auf viele Sachen nothwendig gewesen. Es war eine Ungleichheit in der Macht und in dem Ansehen nothwendig, um die Ordnung in der Welt einzurichten, und zu erhalten. Es war ein Unterschied in den Ständen nöthig, um sich einander die nothwendigen und wechselseitigen Dienste zu leisten. Es waren Austheilungen der Güter nothwendig, um die Ruhe, und den Frieden zu unterhalten.

Der Herr von Voltaire hat wohl empfunden, daß sein Spruch einer Verdolmetschung nöthig hätte. Er hat sie in seinen Gedanken über die öffentliche Regierung gegeben. Alle natürliche Rechte, sagt er, gehören auf einerley Art dem Sultane, und dem Bostangi zu. Beyde haben über ihre Personen, Familien, und Güter mit einerley Macht zu schalten und zu walten.

Allein man muß gestehen, daß die Dollmetschung nicht viel bässer, als der Spruch, gerathen sey. Denn, wer wird alles das sicher entscheiden können, was zu dem natürlichen Rechte gehöret? Wessen Amt wird es seyn, dieses zu entscheiden? Die Fürsten werden es einschränken; die Unterthanen werden es ausdehnen. Wenn jedweder über seine Person, Familie, und Güter mit einerley Macht schalten und walten

ten kann: so wird man denn schier alle Gesätze der Fürsten aufheben, und als eben so viele Eingriffe wider das natürliche Recht ansehen müssen. Man findt in diesen schönen Lehrsprüchen des Herrn von Voltaire weder die weise Einsicht eines wahren Philosophen, noch die vernünftigen Gedanken eines guten Bürgers.

Der Herr von Voltaire versichert uns, die Foderungen der Wiedertäufer seyn alle sehr gerecht und billig gewesen. Man urtheile davon aus etlichen derselben, die wir erzählen wollen.

Wir wollen, sagten diese aufgebrachte Bauern (n), wir allein wollen hinführo das Recht haben, unsre Pfarrer zu wählen, die uns blos das reine Wort Gottes auslegen sollen; und wir wollen auch das Recht haben, dieselben, falls sie es verdienen, abzusetzen.

Wir wollen von keiner andern Sache, als vom Getreide, den Zehnten entrichten. Einer soll von uns bestimmet werden, ihn zu heben; und er soll nicht anders, als zum Unterhalte unsrer Pfarrer, zum Troste der Armen, und zur Entrichtung der öffentlichen Auflagen verwandt werden.

Wir wollen allenthalben das Recht der Jagd und der Fischerey haben. Wenn irgend einer vorgiebt, er habe das Eigenthum eines Flusses gekaufet: so muß er es uns mit guten Urkunden erweisen.

Eben

(n) Ulemberg. Vit. Luth.

Eben dieses fodern wir in Betreffe der Wälder, Wir wollen alles, was uns an Zimmer- und Brennholze belieben wird, daraus ziehen.

Wir wollen die Wiesen und Felder, welche vor diesem den Gemeinden gehörten, als gemeine Sachen wieder hergestellet wissen; doch mit dem Vorbehalte der Kaufrechte, die alsdann dargethan, und durch bewährte Urkunden erwiesen werden sollen.

Wenn unsre Foderungen etwas wieder das reine Wort Gottes enthalten: so lege man es uns vor Augen; und wir wollen uns dessen begeben. Wenn das Wort Gottes uns noch etliche neue Rechte entdecket, so wollen wir selbige künftig dazu setzen.

So sahen die Foderungen der Wiedertäufer, oder der aufrührischen Bauersleute aus. Der Herr von Voltaire hält sie alle für sehr billig. Ich stehe im Zweifel, ob die verständigsten Rechtsgelehrten eben so denken; ob diejenigen, welche von dem Ursprunge der Freyheiten und Dienstbarkeiten einen guten Unterricht haben, sie für billig halten; ob die Landesherren und Fürsten sie gutheisen werden: dieweil sie die Vernichtigung aller ihrer Rechte zum einzigen Zwecke haben.

Es ist nichts seltsames, daß es in etlichen dieser Rechte Ausschweifungen gegeben habe. Viele haben keinen andern Ursprung, als die Stärke und das barbarische Ansehen der Franken, Gothen, und Burgunder: die im fünften und sechsten Jahrhunderte über das römische Reich herfielen; und kein anders Recht, als das Faustrecht, kein anders Gesätz, als das Degengesätz erkannten. Eine billigere Rechtsgelehrtheit

hat

hat hernach diese Ausschweifungen zum Theile verbässert. Allein dieses Uebel ist nie mit jenem zu vergleichen gewesen, welches die Gesellschaft empfinden würde, wenn keine Freyheiten, keine Rechte, kein Vorbehalt, noch Verbothe wären. Ausgehauene Wälder, erschöpfte Flüsse, Staate ohne Hülfsmittel in dringenden Nöthen, das würden die ersten Wirkungen, und die geringsten Unordnungen seyn, die aus der Schwärmerey der Gleichheit entstünden. Die Provinzen Deutschlandes empfanden deren noch weit grösere, als man diese unsinnige Grundsätze predigen dorfte. Alles dieses zeiget uns zur Gnüge, was für ein groser Unterschied sey zwischen einem pralenden Marktschreyer, und einem wahren Philosophen; zwischen einem Maulfechter, und einem vernünftigen Manne.

IV §.

Das despotische Regiment ist ein Misbrauch königlicher Macht, sagt der Herr von Voltaire (o). Dieser Gedanke ist sehr vernünftig. Aber ist es nicht sehr gefährlich und schimpflich für die Könige, daß man sie allemal als solche schildert, die ihre Macht in ein despotisches Regiment verändern, oder immer zu verändern trachten? Heist das nicht, wider sie eben so viele Feinde aufhetzen, als sie Unterthanen haben? Heist das nicht die Unterthanen reizen, daß sie sich unaufhörlich bearbeiten sollen, die Macht ihrer Herren und Fürsten zu schwächen? Heist das nicht, das Feuer der Meutereyen und Unruhen anblasen?

Nun durchlaufe man die Geschichte des Herrn von Voltaire. Man wird sehen, daß er den Völkern anders nicht, als diese Gräuel, einblase. Bald beschul-

(o) Mêlang C. 2.

diget er Philipp den II einer blutgierigen despotischen Rgierung (p). Bald beobachtet er, Karl der V sey nicht so despotisch in seinen Staaten gewesen, als Franz der I in den seinigen war (q). Karl der XII, sagt er, regierte in Schweden auf eine despotische Art. Jakob der I, und Karl der I werden von ihm als solche Fürsten geschildert, die nichts anders sucheten, als die despotische Regierung in Aengellande fest zu setzen. Ludwig der XI wird beschuldiget (r), eben diese Absichten auf Frankreich geheget zu haben. In betreffe Ludwig des XIV lindert man die Worte etwas, und begnüget sich, ihn als einen unumschränkten Herrn darzustellen. Anderswo aber wird die unumschränkte Regierung mit dem despotischen Regimente vermenget. Und was noch mehr angemerket zu werden verdienet, ist dieses: daß eben der Schriftsteller, der das verhaßte der despotischen Regierung über die meisten christliche Fürsten auszuschütten einzig suchet, nichts unterlasse, die Türken davon freyzusprechen. Es scheint, die Christen sollten sich betrüben, daß sie unter keiner türkischen Regierung stehen.

Es scheint, er wolle dieses durch seine schöne Gedanken von der öffentlichen Regierung noch bestätigen. Ein Republikaner, sagt er, ist allemal seinem Vaterlande mehr ergeben, als ein Unterthan dem seinigen: aus der Ursache, weil man sein eigenes Gut mehr liebet als das Gut seines Herrn. Allein wie werden gelehrte Männer diesen schönen Lehrspruch ansehen? Wenn man die Republik der Schweizer ausnimmt, wo die Regierung und die Sitten, wegen der

(p) Hist. gen. C. 135.
(q) Ibid. C. 102. 104.
(r) Mêlang. C. 2.

der Gemüthsart der Nation, und der Lage des Landes, sonderbar sind; ist denn ein so groser Unterschied zwischen den Republiken und Monarchien? Hat man zu Venedig, in Hollande, in Genua mehr Freyheit, als man in Spanien, in Frankreiche, in Dännemarke hat? Ist man daselbst den Gesätzen weniger unterworfen? Hat man daselbst weniger Auflagen zu zahlen? Scheint es nicht, der Herr von Voltaire habe einen Grausen wider die Monarchie erregen wollen?

V §.

Der Herr von Voltaire scheint es den Franzosen zum Laster ausdeuten zu wollen, daß sie nicht, wie die Aengelländer, zu den Waffen gegriffen haben, um sich eine vernünftige Freyheit zuwege zu bringen. Wir haben im Anfange dieses Hauptstückes gesehen, wie er von den bürgerlichen Kriegen in Aengellande redet: nun sehe man, wie er sich über die französischen ausdrücket (s). Die bürgerlichen Kriege in Frankreiche sind langwieriger, grausamer, an Lastern fruchtbarer gewesen, als die änglischen. Aber keiner von allen diesen Kriegen hat eine vernünftige Freyheit zum Gegenstande gehabt. Zu der gräulichen Zeit Karl des IX, und Heinrich des III war es darum zu thun, daß man wissen möchte, ob man ein Sklav der Guisen seyn sollte.

Aber worin besteht denn diese vernünftige Freyheit, welche sich die Aengelländer durch die bürgerlichen Kriege erworben haben? besteht sie darin, daß sie ihre Könige verbannen, und des Landes verweisen, ja als Verbrecher und Uebelthäter öffentlich hinrichten lassen? Besteht sie in der Macht, ihre Pflicht und ihren

(s) Mêlang. C. 21.

ren Eid schändlicher und unsträflicher Weise zu brechen, wie der bekannte Herzog von Marleborug that, da er die Partey Jakob des II, seines Wohlthäters verlies? Besteht sie in einer immer verdächtigen Nachläsigkeit, den Befehlshabern ihrer Heere und Flotten nachzusehen, wie viele Aengelländer ihren Landesleuten vorwerfen? Besteht sie in der Gewalt, sich in der Versammlung ihrer Reichsstände, die man Parlamenter neunt, einander zu zerfetzen? Besteht sie in der Macht, von Zeit zu Zeit Meutereyen zu stiften, Aufruhren zu erwecken, die schier allemal blütige Hinrichtungen zur Folge haben, wie man unter der Regierung Karl des I und Jakob des II gesehen hat? Wenn das ist, so sind die Franzosen den Aengelländern um ihre Freyheit nicht neidig.

Es ist wohl wahr, daß man in gewissen Absichten in Frankreiche weniger Freyheit habe, als in Aengellande. Allein man vergleiche die Nachtheile dieser Gesätze und Staatsverfassung, die zuweilen ein wenig verdrüßlich sind, mit dem Guten, das immer daraus entspringt: so wird man sehen, daß die Ruhe der Bürger, der Frieden des Staates, die Sicherheit der Güter die Folgen davon sind. Es ist nämlich dieses ein geringes Uebel, das ein groses Gut verschaffet. Der Herr von Voltaire, dem die Wahrheit zuweilen entwischet, kann sich nicht enthalten, da er von dem Franzosen spricht, zu sagen:

Das weise Brittenvolk wird noch von ihm
beneidet,
Das keinen harten Zwang nach Art der
Sklaven leidet (t).

In

(t) Mêlang. C. 2.

In der That besteht die Freyheit des Aengelländers ungefähr blos in der Freyheit zu denken, welches die Quelle der Religionsschändung und der abgeschmacktesten Gottlosigkeiten ist; und in der Freyheit, von der Regierung zu reden, welches schier allemal der Ursprung der Aufruhren und Verwirrungen ist.

Wenn wir, nach diesem allen, auf die Grundsätze der Religion, der Vernunft, und der Menschlichkeit zurück gehen: sollen wir alsdann wohl mit dem Herrn von Voltaire den gräulichen Unternehmungen der bürgerlichen Kriege und Mishälligkeiten, den Namen der Klugheit beylegen können? Die Religion untersaget dieselben, und ermahnet uns, uns von dem Bösen nicht überwinden zu lassen, sondern das Böse durch das Gute zu überwinden (u). Die Vernunft verabscheuet dieselben, wegen den Erschütterungen, die sie in den Staaten allemal verursachen, und wegen den Uebeln, die sie nach sich ziehen. Die Menschlichkeit seufzet darüber, um der Wüthereyen, der Laster, der Drangsalen willen, die sie immer begleiten.

Wann der Herr von Voltaire von der Strenge der geistlichen Gerichte wider die Ketzer, und von der Schärfe der christlichen Fürsten wider gefährliche oder aufrührische Sectirer redet: so entwirft, so schildert er alles schreckbar und gräulich; nichts als Galle und Bitterkeit treuft aus seiner Feder; er schreyt mit einer tollen Wuth wider diese Gesätze, und blutige Hinrichtungen; die Ausdrücke, deren er sich alsdann bedienet, sind solche, die einen Grausen erregen. Wann er uns aber die aus den bürgerlichen Kriegen herfliesenden Blutströme vorstellet: so spannet er ganz stille und

(u) Rom. 12.

und gelinde Salten auf. Er saget, dieselben hätten eine kluge Freyheit zum Gegenstande gehabt. Welch ein Philosoph! welch ein Bürger! welch ein Mensch, um uns urtheilen und denken zu lehren!

Ehe ich schliese, will ich über die Eigenschaften noch eine Anmerkung machen, die er den bürgerlichen Kriegen in Frankreiche zuleget, wann er sie den ängelländischen entgegen hält. Er saget uns, jene seyn langwieriger, grausamer, an Lastern fruchtbarer gewesen. Und ich sage ihm, daß keine von diesen Eigenschaften mit der Wahrheit übereinstimme.

Unsre langwierigste bürgerliche Kriege waren unter Karl dem IX, und Heinrich dem III; und dauerten, lange und öftere Zwischenzeiten mit dazu gerechnet, nur ungefähr dreysig Jahre. Der bürgerliche Krieg, welcher in Aengellande die Häuser York und Lancaster trennete, und zu verschiedenenmalen eingestellet und erneuert ward, währete beynahe achtzig Jahre. Unsre bürgerliche Kriege haben zu erschrecklichen Grausamkeiten und Lastern Anlaß gegeben. In den bürgerlichen Kriegen Aengellands hat man in Zeit von sechs und dreysig Jahren, achtzig Fürsten um ihr Leben kommen, und Könige von ihren Unterthanen verurtheilen, und auf dem Blutgerüste sterben sehen (x). Ich will nichts von Privatrasereyen sagen. Man kann aus der Gemüthsart beyder Nationen davon urtheilen. Die erschrecklichen Eigenschaften, welche der Herr von Voltaire geschildert, schicken sich also viel häßer auf die bürgerlichen Kriege in Aengellande, als auf jene, die unsre Voraltern ausgestanden haben.

XXIV.

(x) Mem. de Casteln.

XXIV. Hauptstück.

Von den Reichthümern und der Macht der Geistlichkeit.

Mann kann in den Werken des Herrn von Voltaire nicht viel blättern, ohne zu merken, daß ihn zwo Sachen immer verdriesen, und in den Harnisch bringen; die Reichthümer der Geistlichkeit, und das Ansehen und die Macht, womit die Geistlichen zuweilen bekleidet sind. Er findt, es sey dem Bästen des Staates zuwider, daß man der Kirche die Reichthümer läßt, die sie besitzet; und er wünschete, daß alles, was Priester, Mönch, oder Geistlich ist, in den Ordenshäusern, Pfarreyen, und Klöstern immer verborgen bliebe, und niemals irgend mit einem Ansehen begabet würde. Laßt uns zuerst sehen, wie sich dieser eifrige Verbässerer über diese Gegenstände ausdrücket: alsdann wollen wir seine Aussprüche und Urtheile prüfen, und untersuchen; ob sie vernunftmäsig, und auf gute Gründe gebauet sind.

Bald läßt er einen Presbyterianer auftreten (y), um das Maul über jene Kirchen aufzusperren, wo etliche Geistlichen so glücklich sind, daß sie fünfzigtausend Pfunde Einkünfte geniesen; und das Volk so einfältig ist, daß es dieses leidet, und sie noch dazu, mein gnädiger Herr, eure Hoheit, eure Eminenz, benamset. Bald rühmet er die Klugheit, die man in der Anwendung der Güter bewiesen, welche die Protestanten den Kirchen geraubet haben. Uberhaupt, sagt er, haben alle Natio-

(y) Mêlang. C. 19.

tionen, welche die Klöster zum gemeinen Nutzen verwendet, menschlicher Weise zu reden, viel dabey gewonnen, ohne daß jemand dadurch etwas verloren habe. Da man dieselben plünderte, begieng man eine Ungerechtigkeit eines Tages, welche ein Gut hervorgebracht, das Jahrhunderte währet. Die Güter der Klöster sind schier überall dem Staate in die Hände gerathen, und zu den Spitälern verwendet worden (z).

Endlich, um uns noch bässer zu rühren, schildert er den Unterschied zwischen dem Hochmuthe der katholischen, und der Sittsamkeit der protestantischen Geistlichen. Die Prälaten, sagt er (a), lebten nach Art wohllüstiger Fürsten; man sah mit Schmerzen Mönche, mit dem Glanze und der Pracht der Selbstherrscher umgeben. Ein müsiger Mönch, wenn er Abt geworden, und doch eben so müsig bleibt, besitzet ein unsägliches Vermögen; und läßt sich von seinen Untergebenen mit hochmüthigen Titeln beehren. Diese Misbräuche gehen in Flandern, Spanien, und besonders in Deutschlande, wo man gefürstete Mönche antrifft, viel weiter (b).

So redet der Herr von Voltaire von der katholischen Geistlichkeit. Nun höret, wie behutsam und vorsichtig er sich über die Protestanten ausdrücket (c). Die calvinischen und lutherischen Pfarrer legeten sich selbsten das wohlanständige Gesätz auf, jenes, was sie verdammeten, nicht wieder einzu-

sam=

(z) Hist. gener. C. 113.
(a) Ibid. C. 106.
(b) Siècle de Louis XIV. C. 31.
(c) Hist. gen. C. 113.

sammeln. Sie haben überall solche Besoldungen bekommen, die ihnen keinen Ueberfluß gestattet haben. Man muß gestehen, daß überhaupt die Geistlichkeit durch die Protestanten verbässert worden sey (d). Wir wollen über diese verschiedene lobrednerische oder spöttische Züge einige Anmerkungen machen: nachdem wir dasjenige, welches hier unsern vornehmsten Gegenstand ausmachet, abgehandelt haben werden.

Anfänglich ist es, der Kühnheit, mit welcher der Herr von Voltaire über alles Aussprüche thut, ungeachtet, nicht schwer zu erweisen: daß die Güter der Geistlichkeit dem Staate nicht weniger Nutzen bringen, und der Gesellschaft viel vortheilhafter seyn, als wenn sie in den Händen der Laien wären; daß der Misbrauch, den man bisweilen davon machet, einer von denen sey, wider welche man dann und wann billig, oft aus Misgunst, und noch öfters aus Abneigung gegen die Kirche schreyt; und daß endlich nichts übler ersonnen, noch unanständiger sey, als die Vergleichung der protestantischen Prediger mit der katholischen Geistlichkeit.

Ein der Sachen kündiger, und aufrichtiger Mensch wird weit davon entfernet seyn, die Reichthümer der Geistlichkeit als für den Staat verlorene Güter anzusehen: weil der Staat gewöhnlicher Maase so grose Hülfsmittel daraus zieht. In der That sehen wir, daß die Geistlichkeit blos für den Krieg des Jahres 1741 in Zeit von sieben Jahren vier und fünfzig Millionen; zwölf Millionen im Jahre 1742, fünfzen im Jahre 1745, eilf im Jahre 1747, und im Jah-

(d) Ibid. C. 107.

re 1748 sechszehn hergegeben habe (e). Nachher hat die Geistlichkeit schier eben so viel dem Könige bewilliget. Zuvor hatte sie allemal eben solchen Eifer, dem Staate zu Hülfe zu kommen, bezeiget. Man muß allso nicht sagen, diese Reichthümer seyn, in Absehen auf den Staat, so viel als unnütze und verlorene Güter.

Neben dem sind ja die Abteyen und andre Pfründen, wobey der König die Benennung hat, auch ein wirkliches und sehr beträchtliches Hülfsmittel für den Staat. Belohnet der König nicht zuweilen einen Beamten, der gute Dienste gethan, in der Person eines Sohnes, Bruders, oder Enkels, dem eine Pfründe gegeben wird, die einer ganzen Familie zum Hülfsmittel dienet, die Kinder zu erziehen, und zum Stande zu bringen? Wann einige Bischöfe, oder einige andere Glieder der Geistlichkeit von dem Könige gebrauchet werden: findt man nicht alsdann in den Pfründen, zu denen man sie ernennet, Mittel, die nöthigen Kösten zum Theile zu bestreiten, und die Dienste zu belohnen, ohne daß es dem Staate schier das geringste weiter koste?

Allein diese Reichthümer der Geistlichkeit dienen zu einem noch weit beträchtlichern Hülfsmittel, wegen den unermeßlichen Allmosen, die von vielen Bischöfen entrichtet werden. Man hat gesehen, daß der Herr von Saleon, Erzbischof zu Wien, alle Einkünfte seines Erzbißthums den Armen seines Kirchengebiethes überlassen, blos von seinen Erbgütern gelebet, und noch die Hälfte von diesen zu Allmosen verwendet: daß der Herr von Janson, Erzbischof zu Arles, von fünf und vierzigtausend Pfunden Einkünfte, die

er

(e) Procès verbaux des Assemblées du Clergé.

er besas, nicht einmal fünfzehntausend für sich behalten, und das Uebrige alles zum Unterhalte der Armen, und verschiedener ehrbaren Häuser, die sich nicht zu helfen wußten, angewandt: daß der Her von Rochebonne, Bischof zu Carcassonne, ärmer, als ein Mönch in einem Kloster, gelebet, und alle seine Güter dem Troste der Nothleidenden und Unglücklichen gewidmet: daß der Herr von Merinville, Bischof zu Chartres, schier alle seine Einkünfte viele Jahre lang verlassen, und sich derselben entschlagen habe, um den Spitälern beyzuspringen. Das ist nur von den Bischöfen geredet, die vor wenig Jahren gestorben sind. Wir haben deren noch heutiges Tages, die ein Schauwunder einer eben so heldenmäsigen Liebe darstellen. Wie viele Bürger, wie viele Häuser würden nicht ohne diese Hülfsmittel verderben? Wer nachdenken, überlegen, und die Rechnung machen will, der wird sich leicht davon überführen. So werden denn diese herbe Tadler und blinde Verbässerer der Geistlichkeit, nicht von der Liebe zur Wahrheit; sondern blos von der Misgunst, der Bosheit, und dem Hasse, beredsam gemachet.

Gehen wir von den Bischöfen zu den Klostergeistlichen über, so können wir eben so leicht erweisen: daß die Güter der Klöster der Gesellschaft gleichfalls zu einem unermessenen Beystande dienen. Welch eine erstaunliche Menge Getreids oder Brodes theilen nicht die Benedictiner in vielen ihrer Abteyen unter die Armen aus! Wie viele Klöster und Ordenshäuser giebt es nicht: wo die umliegenden Kranken alle Mittel, deren sie bedörfen, unentgeltlich finden und erhalten! Ich habe in der Abtey sept Fons Bauersleute drey bis vier Meilen weit kommen, allerley Arzneymittel begehren, dieselben von diesen ehrwürdigen Einsiedlern unentgeltlich bekommen, und bey ihrer

Wie-

Wiederkehr ihren liebreichen Wohlthätern allen Segen wünschen sehen. Machet von dergleichen Abteyen und Klöstern Güter einiger Privatpersonen, und ihr werdet von selbiger Zeit an, die Armen dieser Gegenden aller Hülfe berauben. Das ist eine Sache, die unsre Tadler und Marktschreyer nicht zu bemerken, noch zu verehren wissen.

Ich bekenne zwar, daß nicht alle die, welche reiche Pfründen besitzen, diese Liebe nachahmen. Ich bekenne sogar, daß etliche unter ihnen, durch den Gebrauch, den sie mit den Gütern der Kirche machen, und durch den hochmüthigen Aufzug, in welchem sie erscheinen, einen allgemeinen Unwillen erregen. Man hätte schon Mittel, wodurch sie, diese Güter ihrer wahrhaften Bestimmung gemäs anzuwenden, genöthiget werden könnten. Allein dazu bin ich nicht bestimmet; mein Amt erfodert von mir nicht, die Ursachen der meisten solcher Misbräuche anzuführen, und die Mittel dawider vorzuschreiben. Es giebt indessen Mittel, die man leicht anwenden könnte; und wodurch die Armen, die Handwerksleute, die Alten, und andere unvermögliche Glieder der Gesellschaft gestützet und aufgemuntert würden, ohne daß man die Absichten, zu welchen diese Güter ursprünglich bestimmet worden, aus den Augen setzte.

Wenn alles, was dem Misbrauche unterworfen ist, anstatt gebässert zu werden, abgeschaffet werden sollte: so ist heut zu Tage keine Verordnung, keine Macht, keine Gesellschaft, die beybehalten zu werden verdiente. Man hat sich nicht über die Misbräuche zu wundern, so lange man Menschen sieht. Der Weise wundert sich nicht darüber, sondern machet sich mit Bescheidenheit über ihre Abstellung her. Er bässert, aber er vernichtet nicht.

Der Herr von Voltaire setzet hernach die Sittsamkeit der protestantischen Prediger dem Stolze der katholischen Geistlichkeit behutsam entgegen. Allein ist es auch eine wohlanständige Sache, solche Vergleichungen und Gegensätze zu machen? Ein Theil von dem, was die Welt, in Ansehung der Geburt, des Verstandes, der Gemüthsgaben, und der Tugenden, vorzüglich groses hat, machet auch einen Theil des bischöflichen Körpers aus. Man sieht an der Spitze der katholischen Geistlichkeit eben dieselben Namen, die man an der Spitze der Kriegesheere, an der Spitze der Regierung, der Kaiserthümer und Königreiche, ja zuweilen auf den erhabensten Thronen antrifft. Man sieht allda Männer, die durch ihre Erkänntnisse, ihre Wissenschaft, und weitsichtigste Gelehrtheit, den Glanz ihrer Geburt noch höher bringen; und die durch die vortrefflichsten Tugenden dem Adel und den Gemüthsgaben Ehre machen. Wo wird man unter den katholischen oder protestantischen Ständen eine Gesellschaft finden, die in allen Absichten, gleich dem bischöflichen Körper, angesehen, geschätzet, und geehret zu werden verdienet?

Was findt man aber mehrentheils unter den protestantischen Predigern? Leute von bürgerlichem Stande, einige Gesätzverständige. Ist die Vergleichung dem Wohlstande, ist sie der Vernunft gemäs? Der Reichsfeldmarschall von Lesdiguieres redete, als er noch ein Hugonot war, von den Bischöfen mit solcher Hochschätzung, welche viele unsrer Schriftsteller, die sich für Katholiken ausgeben, zum wenigsten nachahmen sollten (f). Allein gegen die protestantischen Prediger bezeigte er keine solche Ehrfurcht und Achtung, als der Herr von Voltaire bezeiget. Der Reichsfeldmarschall wußte sie wohl zu erinnern, daß der gröste

(f) Vie de S. François de Sale par Marsolier.

gröste Haufen unter ihnen, in Vergleiche mit den katholischen Prälaten, schlechte Leute wären.

Der Herr von Voltaire verfällt in eine verächtliche Neigung, da er sagen darf: daß die calvinischen und lutherischen Pfarrer sich selbsten das wohlanständige Gesätz aufgeleget haben, jenes, was sie verdammeten, nicht wieder einzusammeln. Es waren dazumal schier lauter Prinzen, und Herren vom erhabensten Adelstande, die ihre grose Pfründen in Deutschlande besasen. Meynet der Herr von Voltaire denn, ein schlechter ausgetretener Mönch, wie Luther war, habe dieselben durch die Waffen des Herzogs von Sachsen, und des Landgrafen von Hessen aus dem Sattel heben sollen, um sich selbst an ihre Stelle zu setzen? Meynet er, Calvin, der nur ein gemeiner Bürger von Noion war, habe die Genfer dahin bringen sollen, ihm des Cardinals de la Baume-Montrevel Würde zu schenken? Wünschet er, daß Peter Martir, oder Bucer die Stelle des Prinzen Alberts von Brandenburg, Erzbischofes und Kuhrfürsten, erhalten hätte? Nein! Leute dieses Gelichters waren nicht gemacht, dergleichen Stühle zu besetzen. Ihre Nachfolger sind es nicht um ein Haar mehr.

Man thut ihnen eine Ehre an, die sie nicht verdienen, wenn man saget, sie hätten sich, um des Wohlstandes willen, mit mittelmäsigen Einkünften begnüget. Kranmer wußte das Lutherthum mit den unermessenen Einkünften des kantelbergischen Erzbißthumes wohl zu paaren. Die Protestanten schrien wider die Güter der Kirche, um die Geistlichen verhaßt zu machen, und sich die Gunst der Fürsten zuwege zu bringen. Die Fürsten hielten sie in der Sittsamkeit,

die sich für ihren Stand schickete, und ihren Grundsätzen gemäs war.

Ferner sagt der Herr von Voltaire mit einem Unwillen: Ein müsiger Mönch, wenn er Abt geworden, und doch eben so müsig bleibt, besitzet ein unsägliches Vermögen, und läßt sich mit hochmüthigen Titeln beehren. Er setzet hinzu, dieser Misbrauch gehe in Flandern, in Spanien, in Deutschlande viel weiter. Ich will hier von fremden Landen nicht reden. Nur wollte ich, daß der Herr von Voltaire uns etliche Klosteräbte von der französischen Geistlichkeit, die von dieser Art sind, anzöge. Der Abt von Cisterz, General des ganzen Bernardinerordens, ist unter allen französischen Klosteräbten, in Ansehung der Ehren und der Einkünfte, deren er geneust, der vornehmste.

Dieser Abt hat eine grose Anzahl Mönch- und Nonnenabteyen unter seinem Gebiethe; ihm kommen immer häufige Geschäfte vor, die diese verschiedene Häuser betreffen. Indessen ist dieser Abt, dem Herrn von Voltaire zufolge, nur ein müsiger Mönch. Man weis wohl, daß dergleichen Beschäftigungen bey ihm in keinem grosen Werthe stehen. Aber soll man denn die Beschäftigungen eines Philosophen höher achten, der von allem dem, so eine ungezeimte Einbildung gebiehrt, Bücher schreibt, ohne die Religiou, die Sitten, den Wohlstand, noch die Pflichten eines Menschen, und eines Christen in Ehren zu halten? Wäre es nicht viel bässer, wenn er müsig bliebe?

Bey allen katholischen Regenten ist es gebräuchlich, den Generälen der geistlichen Orden vorzügliche Ehren zu gewähren. Das ist ein Beweis der Frömmigkeit und Religion der Fürsten. Eben so grose Ehren wer-

werden vielen Personen zuerkannt, die weniger Verdienste haben, als die Ordensgeneräle. Der Herr von Voltaire urtheilet, die Ehren und Vorzüge schickten sich nicht für diejenigen, welche die Demuth angelobet haben. Allein Christus der Herr hat gesaget: jene, die sich verdemüthigen, würden geehret werden. Die katholischen Fürsten bewähren diese Weissagung. Ich will lieber glauben, daß diese Recht, und der Herr von Voltaire Unrecht habe, als daß diese Unrecht, und der Herr von Voltaire Recht habe.

Nichts erreget in uns einen grössern Abscheu, sagt er weiter, als ein Mönch, der mächtig geworden. Diesen Spruch will ich kurz abfertigen. Er zeiget viel Hochmuth, und sehr wenig Vernunft an. Denn, wenn sich irgend ein Mönch findt, der ein wohlverdienter Mann ist; und ein Fürst, der ihn zu kennen anfängt, sich seiner gebrauchen, und ihm einen Theil seines Ansehens, und seiner Macht anvertrauen will: sollte man alsdann vernünftig handeln, wenn man deßwegen einen Abscheu bekäme? Mußten sich die Franzosen wohl ärgern, als Ludwig der jüngere den Mönch Suger zum Regenten des Königreiches erklärte? Niemals ist eine Regierung weiser, und gelinder gewesen. Mußte es die Spanier ärgern, da die Königinn Isabella den Pater von Cisneros, nachmaligen Cardinal von Ximenes, zum Erzbißthume von Toledo ernannte? Nie hat ein Staatsverweser dem spanischen Reiche mehr Ehre gemachet, noch grössere Vortheile verschaffet, noch seinem Fürsten bässer gedienet, als dieser Ordensmann: der Erzbischof, Staatsverweser, und endlich Regent der ganzen spanischen Monarchie geworden. Aber, sagt der Herr von Voltaire, wir sehen das als eine Uebertretung seines Gelübdes an. Ich will ihm antworten, um ihm Ruhe zu schaffen: daß er in dieser Sache keine

genug.

genugsame Einsicht habe, um davon urtheilen zu können; daß sein Gewissen zu zart, seine Sittenlehre zu streng, und sein Eifer zu feuerig sey.

XXV. Hauptstück.

Von den Sitten und dem Geiste der Geistlichkeit.

Es ist kein so abscheuliches, kein so verhaßtes Verbrechen, dessen die Geistlichkeit sich nicht schuldig gemachet habe. Es ist keine so ausschweifende und so verderbliche Schwärmerey, von der die Geistlichkeit nicht beseelet worden sey. Keine Leute sind so verächtlich, und so unnütz, als jene, aus denen diese zahlreiche Gesellschaft besteht. Dies ist das Urtheil, so Voltaire über die Klerisey fället. Alles, was die Galle, die Lästerung, die Lüge, die Verleumdung, und die Raserey gebähren kann, das wirft er den Priestern über den Hals. Dieser blose Namen ist der grose Gegenstand seiner Verachtung, und seines Hasses. Dieses ist es, was in seinen Liedern am Meisten erschallet, was er in seiner Geschichte immer und immer wiederholet, was zum Oeftersten den Gegenstand seiner philosophischen Betrachtungen ausmachet. Daß er dergestalt mit der Geistlichkeit verfähret, darüber braucht man sich nicht zu verwundern. Die Geistlichkeit lehret, rächet, und stützet die Religion: folglich muß sie wohl bey allen Feinden der Religion in dem allerhöchsten Grade verhaßt seyn.

Die Klerisey hat die Religion in alle Weltgegenden, wo sie bekannt ist, eingeführet: und sie mit ihrem

Blute befestiget und versiegelt. Wenige Städte waren im römischen Reiche, die nicht jene ermorden sahen, von welchen sie mit dem Lichte des Evangeliums waren bestralet worden. In den ersten dreyen Jahrhunderten der Kirche starben über fünfzig Päpste, um des Glaubens willen, in den Tormenten. Priester sind es, die in diesen zweyen letzten Jahrhunderten die unermessenen Landschaften in Amerika und Indien mit ihrem Schweise und Blute befeuchtet haben, um das Christenthum allda einzuführen. Geschieht es wegen diesen evangelischen Arbeiten, daß Voltaire mit einer so hartnäckigen Raserey wider die Klerisey losbricht?

Die Klerisey hat in den Jahrhunderten der Barbarey und Unwissenheit, die köstlichen Ueberbleibsel des Lichtes bewahret: durch dessen Hülfe die Känntnisse und Wissenschaften wieder lebend geworden. Den Priestern und Mönchen hat man schier alles zu danken, was man noch in den Gesätzen, in der Geschichte, in der Dichtkunst, in der Beredsamkeit, an Denkmälern des Alterthumes besitzet; weil sie allein diejenigen waren: die wenigstens nach der Fähigkeit der damaligen Zeiten, schreiben und unterweisen konnten.

Die Klerisey hat allezeit dem dummen und unwissenden Volke in allem dem, so die Sitten, den Glauben, die Pflichten des Christenthumes betrifft, Unterricht gegeben. Die Klerisey hat allemal den Ketzereystiftern, und ihren Anhängern die Spitze gebothen. Der Klerisey hat man so viele wundersame Werke zu danken, die, da sie die Wahrheit, die Heiligkeit, die Göttlichkeit der Religion auf eine unumstößliche Art erweisen, ihre Ehre und ihren Triumph vollkommen machen; Werke, die die falsche Weisheit un-

unsrer Philosophen entlarven, ihre Unwissenheit entdecken, ihre Verleumdungen beschämen, sie der Verachtung, die ihre schändliche Irrthümer, und ihre falsche Bosheiten verdienen, blos stellen; und denen diese stolze und einbildische Köpfe sich nicht unterstehen dörfen, eine Antwort entgegen zu setzen.

Solche Dienste leistet die Klerisey. Hieraus kann man von dem Geiste der Klerisey urtheilen.

Unsre Philosophen sagen, unter dieser Klerisey gäbe es Leute, die, von den Gütern des Staates gemästet, sich blos durch ihre Unnützlichkeit, durch ihr hochmüthiges und wohllüstiges Leben, und durch ihren Müsiggang merkwürdig machen.

Ich kann diesen sauern Tadlern sogleich antworten, daß der Staat von ihnen ihre Einsichten nicht fodere, und ihnen wegen ihres Eifers keinen Dank wisse. Man weis wohl, daß ihr Eifer blos ihren Widerwillen gegen die Diener der Religion zum Grunde hat.

Allein ich frage sie: Ist wohl eine menschliche Gesellschaft, deren Glieder insgesamt alle Schuldigkeiten erfüllen, und sich mit allen Eigenschaften, die man von ihnen erfodert, darstellen? Haben alle die, deren Amt ist, die Völker zu richten, jene Wissenschaft, jene Einsichten, jene Unsträflichkeit des Lebens, jene beständige Aemsigkeit, jene Standhaftigkeit, die zur Bildung groser Oberkeiten erfodert werden? Haben alle Kriegesleute jene Tapferkeit, jene edle Gesinnungen, jene herzhafte Aufopferung für den Fürsten und das Vaterland, die diesen Stand so glänzend, und bey einer Nation so beliebt machen? Findt man bey allen Rentmeistern die Gelassenheit, die Leut-

seligkeit, und Sittsamkeit, die eine Eigenschaft der Einnehmer seyn müßten?

Ich läugne nicht, daß es in dem geistlichen Stande nicht Leute gebe, deren Lebenswandel nicht unsträflich ist. Der Weise, der vernünftige Philosoph verwundert sich nicht darüber. Ja das Gegentheil würde ihn in Erstaunen setzen. Dennoch kann man sagen, daß man heut zu Tage überhaupt in der Klerisey solchen Wohlstand, solche Tugend, solche Einsichten finde, die das Priesterthum bey allen denen, so von dem philosophischen Geiste dieser Zeit nicht angestecket sind, ehrwürdig machen; daß man in allen den verschiedenen Stuffen des priesterlichen Standes Männer sehen werde, die wegen der Reinigkeit ihres Eifers, ihrer Uneigennützigkeit, ihrer Christenliebe, und ihres Edelmuthes ein Erstaunen verdienen; daß die Fehler einiger einzelnen Personen, blos denselben zur Last liegen müssen; daß es eine lästerliche Ungerechtigkeit sey, wegen der Unnützlichkeit, der Fehler, und des Müßigganges einiger Glieder, alle seine Kräfte so halsstärriger Weise anzustrengen, um dem ganzen Leibe der Klerisey seinen guten Namen und seine Ehre zu rauben. Uebrigens weis man wohl, daß ihr ganzes Laster in der Streitsache, die sie vertheidigen und rächen, bestehe: und man suchet sie blos deßwegen verhaßt oder verächtlich zu machen, damit man zu demjenigen, welches der Wunsch aller Gottlosen ist, nämlich zur Vernichtung der Religion, desto glücklicher undässer gelange.

Gleichwie Hannibal vormals sich in seiner ersten Jugend durch ein Gelübd zu einem unversöhnlichen Hasse wider die Römer verbunden: allso hat Voltaire von seinen ersten Jahren her ein Gelübd gethan, die Altardiener unversöhnlich zu hassen. Seine erste Ge-

sän-

sänge in seiner Jugend waren ein rasendes Geschrey wider dieselben. Urtheilet davon aus Oedipen, und dem Gedichte von der Ligue. In den traurigen Tagen seines matten Alterthumes ist seine Galle noch ärger vergiftet: und er könnte wohl nach den Stösen, die er ihnen zu versetzen sich bemühet hat, die Jahre seines langen und verderblichen Laufes berechnen.

Wir haben bereits im ersten Theile, 24ten Hauptstücke, die gräulichen Verleumdungen wegen den übertriebenen Ausschweifungen der Priester, widerleget. Laßt uns hier sehen, wie er sie als blutgierige Schwärmer verleumdet. Gleich anfänglich sind es die Priester, denen er alle Gräuel des Bartholomäustages aufbürdet.

Doch, wird die Nachwelt dies wohl glauben können? nein!
Euch selber wird es ja kaum glaubenswürdig seyn.
Es wurde diese Schaar der wilden Menschenwürger
Selbst durch die Priesterschaft zum Morden frommer Bürger
Verwägener gemacht. Man rief den Schöpfer an;
Und meynte, Morden sey ein gutes Werk gethan.

***   ***   ***

Ja, ja, mein Auge selbst hat die Franzosen sehn
Durch ihrer Brüder Hand entleibt zu Grabe gehn.

Du führtest ihren Arm, geweihter Priesterorden!
Coligny ist durch dich allein ermordet worden (g).

Sehet, was die Verleumdung saget, um den Altardienern den Fluch zuwege zu bringen; und sehet hier auch, was die Wahrheit saget, um den Verleumder schamroth zu machen.

Der blutige und erschreckliche Auftritt des Bartholomäustages ward von weltlichen Herren angerathen, und von einem gallsüchtigen Könige zu bewerkstelligen befohlen. Einige Bischöfe wurden von einer so kühnen Liebe gerühret, daß sie die Vollziehung in ihrem Kirchengebiethe hinderten; und sich als Vertheidiger dieser armen Hugonotten, die sie beständig als ihre Schafe ansahen, darstelleten. Man sah an vielen Orten Priester, welche Hugonotten zu sich nahmen, und der Wuth der Mörder entzogen. Kein Jahrbuch selbiger Zeit hat irgend einen Priester namhaft gemachet, der sich bey dem Blutbade des Admirals eingefunden habe. Das hilft aber nichts. Das Priesterthum ist bey Voltairen so verhasset, daß er ihm diese gräuliche Verleumdungen aufladen muß.

Ich muß meine Leser erinnern, daß er die Anzahl der ermordeten Hugonotten in seiner Geschichte auf sechszigtausend; in dem Verzeichnisse der Thaten aber, woraus die Henriade besteht, auf hunderttausend hinauf steigen lasse; die genauesten Geschichtschreiber aber deren nicht mehr als zwanzigtausend zählen.

Von diesen unsinnigen Tollheiten der französischen Klerisey kömmt er auf das Toben der römischen Kirche

(g) Henriade Chant. 2 & 4.

che. Höret, wie er es schildert. Die in einer Person vorgebildete Schwärmerey redet durch den Mund des Dichters folgendergestalt:

Vom Capitolium schrie sie den Heyden zu:
Zerschlagt, vertreibt, zerreist die Christen ohne Ruh.
Als Rom das Christenthum nun endlich angenommen,
Hat sie fürs Capitol die Kirche einbekommen.
Sie blies den Christen Wuth und tolles Rasen ein;
Daß sie, statt Märtyrer, Verfolger wollten seyn.
In Londen ward durch sie die wilde Rott' erwecket,
So wider ihren Herrn das Mordschwert ausgestrecket.
Madrit und Lisabon: was diese aufgebracht,
Wißt ihr nur gar zu wohl. Sie hat die Glut erdacht,
Zu der die Priesterschaft die armen Juden führet,
Die kein Bewegungsgrund zum Christenthume rühret.
Die Glut wird allemal, so oft ein Jahr verläuft,
Nicht ohne grose Pracht mit Opfern angehäuft.
So oft die Schwärmerey in fremder Tracht erschienen.
Hat ihr der Priesterschmuck zum Mantel müssen dienen (h).

(h) Henriade Chant. 5.

Man sieht hieraus, daß uns Voltaires entzückende Verse folgende Stücke berichten: daß die gräuliche Schwärmerey, die in Rom allein ein Blutbad von mehr als einer Million Christen angerichtet hat, von der Zeit an, da Rom an den Sohn Gottes geglaubet; ein Erbtheil selbst der Christen geworden: daß die Grimmigkeit der Heydnischen Kaiser, und ihrer Trabanten, völlig in die Seele der römischen Päpste und ihrer Priester gefahren: daß die geheiligten Zierrathe der Altardiener der Mantel sey, in welchen die Schwärmerey sich allemal einwickelt; und daß man so viele mit den, der Schwärmerey eigenen Kleidern, bedeckte Menschen sehe, als man Priester sieht. Das ist der Vortheil, den die Welt von dem Christenthume bekommen hat. Dasselbe ist folglich eben so abscheulich, der Gesellschaft und der wahren Religion eben so nachtheilig, als das Heydenthum jemals gewesen. Ja es ist es noch weit mehr: denn das christlich gewordene Rom ist, nach demselbigen Voltaire, noch abscheulicher, lasterhafter, und verhaßter geworden, als es zuvor gewesen, da es die falschen Gottheiten anbethete.

Von dieser Zeit wuchs Rom an Macht und Eitelkeiten,
Und lies sich immerfort von bösen Räthen leiten.
Verrath, Vergiftung, Mord, und andrer Laster Macht
Hat seines Reiches Bau auf festen Fus gebracht.
Das Heiligthum war es, wo nebst der Blutesschande
Der Ehbruch Sicherheit selbst bey den Päpsten fande,

Rom

Rom von den geistlichen Tyrannen so geplagt,
Hat über den Verlust des Götzendiensts geklagt.

Wenn ein rasender Schriftsteller mit einer Macht dergestalt zu verfahren sich unterstünde, so würde ihm nirgend eine Freyheit, noch ein Zufluchtsort gestattet werden. Die ganze Gesellschaft würde mit vereinbarten Kräften auf die Ahndung eines so verhaßten Bubenstückes andringen. Nun wird die Kirche des Herrn Jesus, die Mutter aller Kirchen und aller Christen, von einem in ihrem Schoose erzogenen Sohne so gelästert; die Statthalter Jesu Christi werden als geheiligte Tyrannen, als Blutschänder und Ehebrecher ausgeschrien: und die christliche Gesellschaft stürmet auf den verwägenen Schriftsteller nicht los! man fällt ihm bey, und klatschet mit den Händen! und er macht sich noch gros dabey! Hier möchte man mit den Propheten sagen: Steh auf, o Herr! vertheidige deine Sache selbst. Gedenke an die Schmach, welche dir ein Bösewicht unaufhörlich zufüget (i).

Man bemerke, daß der, welcher auf diesen Schlag von der Religion und der Kirche redet, eben derjenige sey, der in seinem Briefe an die Brüder Kramer, seine Buchdrucker bezeuget: daß er eine tiefe Ehrerbiethigkeit gegen die Religion habe, in welcher er gebohren ist, wie auch gegen jene, die derselben vorstehen; und er glaube nicht, daß in einem seiner Werke ein einziges Wort sey, so mit die-

(i) Ps. 73.

diesen Gedanken nicht übereinstimme. Nach diesem urtheile man von Voltairen, und ermesse seine entsetzliche Bosheit.

Niemals hat irgendwo ein Thron gestanden, auf dem man so viele grose Männer hat sitzen, und so oft die wunderbaresten und erhabensten Tugenden hat glänzen sehen, als auf dem Throne der römischen Päpste. Von der grosen Anzahl Päpste, die man vom h. Peter an zählet, haben beynahe vierzig ihr Blut für die Religion vergossen; über sechszig andere hat man auf die Altäre gesetzet. Beynahe zehn Jahrhunderte durch, sind kaum einige leichte Wolken entstanden, welche die Tugenden und Heiligkeit, so diesen Stuhl immer berühmt gemachet, verdunkelt haben.

Im zehnten Jahrhunderte, da ganz Europa in Verwirrung war, gewannen zwo fürchterliche Fürstinnen die Oberhand in Rom; schalteten und walteten mit dem päpstlichen Throne nach Belieben; setzeten ihre Kinder, ihre Freunde, und zuweilen gar ihre Bubler darauf. Allein diese Zeiten der Aergernisse und Unordnungen waren von keiner langen Dauer; und der päpstliche Stuhl kam balde wieder zu seinem vorigen Glanze. Die Unordnungen Alexander des VI stellen hernach ein einziges Beyspiel dar. Ungeachtet der eigennützigen Zwistigkeiten, die man von Zeit zu Zeit unter den Fürsten und Päpsten gesehen, haben diesen Stuhl allemal Männer bekleidet, die entweder in Ansehung ihrer Natursgaben, oder ihrer Weisheit, oder ihrer Tugenden, sich der höchsten Ehrfurcht und Verehrung der christlichen Welt würdig gemachet haben. Welch ein Unterscheid zwischen diesem Gemälde, das die ungekünstelte Wahrheit uns darstellet, und jenem, das die boshafte Verleumdung in obigen Versen entworfen!

Die.

Diesen offenbaren Angriffen des Priesterthums setzet Voltaire andere hinzu: welche, ob sie gleich verdecket sind, nicht weniger Haß und Bosheit anzeigen.

Einer von seinen Hauptstösen auf die Klerisey, war das Trauerspiel Oedip. Man sieht hierin einen jungen Poeten, der weder Vernunft, noch Wahrscheinlichkeit, noch Wahrheit erkennet; und der, von einer höllischen Begeisterung dahin gerissen, die Boshaftesten Gräuel wider die Diener der Altäre in prächtigen Versen darstellet. Die heydnischen Priester kommen in diesem Stücke nur als auftretende Personen vor: die Priester der christlichen Religion sind es, die man treffen will. Die Ausdrücke sind klar und auserlesen; die Anwendung davon ist nothwendig und unvermeidlich. Höret ihn einmal in der 3ten Abhandlung, im 5ten Auftritte. Philoktet redet zu Oedipen:

Hier aber muß die Furcht vor einem Pfaffen steigen,
Je ehrenwürdiger sich seine Blicke zeigen.
Ein hoher Priester setzt oft Fürsten in Gefahr;
Warum? er trotzt dabey, sein Götterspruch sey wahr.
Ein Volk, ein blindes Volk, von Eifer ganz beseelet,
Das seiner Bande Last zu einem Götzen wählet,
Und die Gesätze schmäht: vermeynt, der Hochverrath
Gefalle seinem Gott, als eine fromme That;
Besonders wenn der Nutz, woher die Frechheit stammet,
Die lasterhafte Glut noch mehr und mehr entflammet.

Von allem dem, so der Poet hier absingen läßt, konnte sich nichts auf das thebanische Volk, nichts auf den hohen Priester der Thebaner schicken.

Das thebanische Volk ist voll Ehrfurcht, voll Eifer und Liebe gegen seine Landsfürsten; es ist bereit, sein Leben für sie aufzuopfern; und es spricht von nichts, als von der Liebe seiner Fürsten gegen die Unterthanen, wie man in dem 1ten Auftritte der 2ten Abhandlung, und in dem 4ten Auftritte der 3ten Abhandlung sieht. Mithin lief es wieder die Vernunft, dieses Volk als hartnäckig in seinem blinden Eifer, als einen schwachsinnigen Anbether seiner ehrwürdigen Bande, als ein Volk, das die heiligsten Gesätze aus Andacht mit Füsen tritt, und den Hochverrath als ein gottgefälliges Werk ansieht, vorzustellen. Der Poet hat allso seine Augen auf ein anders Volk gerichtet, und dies ist das christliche Volk.

Nichts von allem dem, so in eben diesen Versen gesaget wird, konnte den hohen Priestern der Thebaner zukommen. Die Klage, die Philoktet wider sie führet, daß sie den Fürsten oft gefährlich und schreckbar seyn: war ohne Grund und ohne Beyspiel. Nie war es den hohen Priestern der Heyden in den Sinn gekommen, die Fürsten aus dem Lande zu jagen: ihre Macht war nicht so gros, noch so ansehnlich, daß sie verderbliche Eindrücke hätten machen können. Man erlaubte ihnen, sich mit dem Volke zu beschäftigen; in dem Rathe der Könige aber ward an sie nicht einmal gedacht. Allso spüret man in diesem Stücke weder Vernunft, noch Wahrheit: nur falsche Bosheiten findt man darinnen.

Eben

Eben diese Sache ist vom Sophokles, von Corneillen, und von andern abgehandelt worden. Allein sie haben den Wohlstand beobachtet; sie sind, was die Ehrfurcht gegen die Religion betrifft, nicht aus dem Gleise getreten. Man sieht bey ihnen keine Spur von diesen verfluchten Gesinnungen. Voltaire denket nicht, wie dieselben.

Nicht mehr ist der Poet zu entschuldigen, wann er der Jokaste, da sie von dem hohen Priester redet, folgende Worte in den Mund leget:

Kann denn dies Instrument der Götter gar nicht fehlen?
Geheiligt ist ihr Amt, so sie mit Gott verbindt:
Doch denke man dabey, daß sie nur Menschen sind.
Die Priester sind nicht das, was sie dem Pöbel scheinen:
Sie wissen das allein, was wir von ihnen meynen.

Ein Komödiant sagte einstens in einer vornehmen Gesellschaft: so oft diese Verse auf der Schaubühne ausgesprochen würden, habe er allemal die Anwendung davon, welche die Zuhörer zugleich machten, gemerket. Sonder Zweifel hat der Poet sie gleichfalls gemerket, und dabey in die Faust gelachet.

Als man Voltairen die Bosheit dieser Gedanken vor Augen gestellet, hat er geantwortet: er legete dieselben nur auf heydnische Zungen. Er hat, seiner Gewohnheit nach, seine tiefe Ehrfurcht gegen die Religion bezeuget; er hat seine Stimme wider seine unwissende und blinde Verleumder erhoben. Allein Herr

Bayle soll ihm die Unzulänglichkeit seiner Vertheidigungen, und seiner Gründe zeigen.

„ Es giebt keine Leute, sagt dieser Schriftsteller, „ die sich in gottlosen und freydenkerischen Grundsä„tzen weiter auslassen können, als diejenigen, so „ theatralische Stücke verfassen. Denn, will man „ ihnen gewisse Freyheiten, die sie sich anmassen, „ zum Laster ausdeuten, so können sie antworten: „ daß sie ruglösen, oder mit ihrem Schicksale unzu„friedenen Personen blos die Reden lehnen, die die „ Wahrscheinlichkeit erfodert. Es ist zwar gewiß, „ daß man alle in einem Trauerspiele vorkommende „ Gedanken dem Verfasser nicht ohne Ungerechtigkeit „ aufmessen könne: allein es giebt Nachahmungen, die „ da entdecken, was man ihm auf seine Rechnung zu „ schreiben habe. Und was man immer zur Begün„stigung des Poeten anführet, so kann man gewissen „ Stücken die Schaubühne billiger Weise verschliesen; „ der Verfasser mag seine Gedanken darauf offenba„ren, oder nicht. „

Wenn man sich nach diesen so wahren und so vernünftigen Betrachtungen Bayles richten sollte: wie vielen Stücken Voltaires würde alsdann nicht das Theater verschlossen seyn?

Mit demselbigen Geiste der Bosheit schreibt er, wo er von der Religion in China redet, allen Aberglauben des chinesischen Pöbels den Bonzen zu (k). Wie kömmt es, fraget Confucius, daß mehr Laster bey dem unwissenden Pöbel, als bey den Gelehrten regieren? Daher, weil das Volk von den Bonzen beherrschet wird.

Was

(k) Hist. gen. C. 2.

Was Voltaire an dieser Stelle saget, das ist blos eine verblümte Rede. Der lasterhafte Pöbel ist das christliche Volk. Die Gelehrten sind unsre Philosophen. Das Beherrschen der Bonzen ist das Kirchenregiment. Nur Schade, daß dieser schöne Zug nichts anders enthält, als Hochmuth, Irrthum, und Verleumdung. Hochmuth, weil sich unsre Philosophen dem menschlichen Geschlechte als Beyspiele vorstellen. Welche Muster der Tugenden! Irrthum, indem man in dem abscheulichen und ungestalteten Flickwerke der Geschichte von China alle Ueberbleibsel von Confucius; und nichts von demjenigen, so Voltaire hier saget, antrifft. Verleumdung, als welche sich in der natürlichen Anwendung findet, die sich dem Verstande des Lesers darstellet. Man urtheile nun von der Wahrheit und Gewißheit der Sachen, die Voltaire wider die Geistlichkeit ausstreuet.

XXVI. Hauptstück.

Von der französischen Nation.

Dieses Hauptstück scheint mit dem Hauptzwecke, den wir uns vorgesetzet haben, in keiner Verbindung zu stehen: aber die Liebe zum Vaterlande ist so natürlich und so anmüthig, das ich es meine Pflicht zu seyn erachtet habe, etwas zur Gunst meiner so oft mishandelten Nation zu sagen. Der Herr von Voltaire vermeynet (1), die Liebe zum Vaterlande sey blos ein aus Eigenliebe und Vorurtheilen zusammengefügtes Wesen. Die übrigen Menschen den.

(1) Mêlang. C. 2.

denken anders. Deßwegen wollen wir alles das, so er wider seine Nation und sein Vaterland saget, kürzlich beantworten.

Man kann ohne Scheu sagen, daß der Herr von Voltaire, ein gebohrner Franzos und Katholik, keine grösere Liebe gegen seine Nation, als gegen seine Religion habe. Er schonet die eine so wenig, als die andere. Die Vergleichungen, die er zwischen den Aengelländern und Franzosen machet, zeigen eben den Geschmack, welchen seine Vergleichungen der katholischen Religion mit den übrigen Religionen verrathen. Er lobet zuweilen die Franzosen überhaupt: und in besondern Umständen machet er sie herunter, und spricht schier allemal zu ihrer Verachtung. Er zeiget uns die Aengelländer als Leute, denen der Verstand und die Freyheit als ein Erbgut eigen ist; und überläßt es einem jeden zu errathen, worin die Erbschaft der Franzosen bestehe.

Ein sinnreicher und gerechter Mann wird eben so weit entfernet seyn, die Aengelländer herunter zu machen, als den Aussprüchen des Herrn von Voltaire hierin zu trauen. Er wird diese tapfere und würdige Mitwerber unsrer Nation in den Künsten und Wissenschaften, allemal in Ehren halten. Er wird sich eine Freude daraus machen, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er wird die erhabenen Geister, die Aengelland gezeuget, und die gelehrten Männer, die es der Welt geschenket hat, immer bewundern. Er wird gestehen, daß es Neutonen, Popen, Miltonen besessen habe. Allein er wird ihm kein ausschliesendes Vorrecht, grose Geister zu zeugen, zuerkennen. Er wird unter den Aengelländern keine Molieren, keine Racinen, noch Corneillen finden. Noch weniger wird er unter ihnen Männer entdecken, die an

hoher und erhabener Beredsamkeit dem grosen Bossuet gleichen; oder solche Kriegesbaumeister, als der Markgraf von Vauban; oder solche Baumeister, als Blondel und Bulland gewesen sind. Ich will von gewissen Künsten, als da die Malerey, die Bildhauer- und Tonkunst sind, nichts sagen. Sie lassen sich es auch nicht einfallen, uns diese Stücke streitig zu machen, oder sich mit uns darin zu vergleichen.

Diese tiefsinnige und gelehrte Nation scheint überhaupt mehr Geschicklichkeit zu haben, sich im Vernünfteln zu vertiefen, als den Anmüthigkeiten ihre Dienste zu widmen. Was blos zum Unterrichte dienet, geht ihr bässer von statten, als was reizend und gefällig ist. Sie hat uns vielmehr von Seiten des Geschmacks, als wir sie von Seiten der Tiefsinnigkeit, der Erhabenheit, der Fruchtbarkeit, und der Hoheit, zu beneiden. Es ist schier keine Art, worin wir es ihnen nicht gleich gemacht haben. Es sind aber deren viele, worin sie uns nichts entgegen zu setzen haben, und sich mit uns keinesweges vergleichen können.

Der Herr von Voltaire ziehe mit Shakespearn, mit Drydenen, mit Addissonen, mit Wallern auf, so lange er will; er wähle die schönsten Stellen aus diesen Schriftstellern, die er übersetzen, und nach seinem Vermögen noch auszieren und schmücken soll, um sie uns als recht wunderbar vor Augen zu legen: wir werden die darin glänzenden Schönheiten mit Billigkeit und Vergnügen erkennen. Allein was würden nicht die Aengelländer zu bewundern haben, wenn man ihnen die schönen Stellen unsrer grosen Schriftsteller stückweise vorlegen sollte? Ihre Urtheile über diese abgesonderte Stücke würden wohl zuverlässiger seyn, als die, welche wir von den Auszügen, die uns

der Herr von **Voltaire** zeiget, fällen könnten. Das machet, unsre Werke sind überhaupt bässer, als die meisten änglischen, gegründet. Wir sinken nicht so leicht von der erstiegenen Höhe in die Tiefe herunter. Wir fallen nicht so leicht in die zwo Ausschweifungen der Erhabenheit und Niederträchtigkeit, des männlichen und kindischen Wesens, des Wohlstandes und der Phantasterey.

In der Vergleichung der ängelischen Werke mit den unsrigen, die der Herr von **Voltaire** anstellet, scheint er sein Urtheil mehr nach Vorurtheilen und Leidenschaften, als nach der Vernunft und dem Geschmacke zu fällen. Und wenn wir selbst aus den Stücken, die er anführet, davon urtheilen sollen: so werden wir daraus mehr Mistrauen, als Verwunderung ziehen. Der gröste Theil dieser Stücke besteht wirklich in Stichelreden wider die Katholischen, oder in Schimpfen auf die Franzosen, oder doch in Zügen der Gottlosigkeit. Wir lassen Jedermann die Ursache errathen, die den Herrn von **Voltaire** in dieser Wahl geleitet hat.

Allein es ist nicht manches Stück, worin er die lästernde Verachtung seiner Nation, und seine ausschweifende Bewunderung der Aengelländer frecher an den Tag leget, als in der Vergötterung seiner Komödiantinn, der Jungfer le **Couvreur**. Folgendergestalt drücket er sich aus:

Ach! soll ich allezeit gezwungen seyn zu
sehn,
Die Wünsche meines Volks bald steigen,
bald zergehn;
Die Sitten mir des Lands Gesätzen immer
kriegen;

Des Aberglaubens Wahn uns schlafende
besiegen?
Wie? ists nur Aengelland, wo man Verstand darf sehn?
Beglückte Londnerstadt, du Schwester von
Athen!
Dir war die Kunst bekannt, zugleich mit
den Tyrannen
Den Wahn, der dich bestritt, auf ewig zu
verbannen.
Du bist es, wo der Witz kühn ausspricht,
was er denkt;
Du bist es, die ihm auch verdiente Ehren
schenkt.
Du hast, erhabne Stadt! nach zweymal
tausend Jahren
Durch Glück, durch Ueberfluß, durch Freyheit erst erfahren,
Daß jener Geist, der Rom und Griechenland beseelt,
Sich seinen Aufenthalt in dir aufs Neu'
erwählt.

Man muß gestehen, daß keine gröbere, und weniger verdiente Lästerungen wider die französische Nation in hübschern Versen ausgestossen werden konnten. Was den Herrn von Voltaire so aufgebracht, und seine Galle so rege gemachet hat, ist dieses: daß die Franzosen sich geweigert haben, einer Komödiantinn Altäre aufzurichten, die alle Tugenden besas, welche jene Jungfern gemeinlich besitzen, die das Theater besteigen. War das wohl ein genugsamer Grund, mit uns so häßlich zu verfahren? und verdienete nicht der Fehler eine Entschuldigung und Verzeihung? Viel gelinder geht er mit den Aengelländern zu Werke. Diese erhebt er nicht weniger, ob sie gleich ihre Könige

auf den Gerichtsplätzen ermorden lassen, und mit allen Religionen den Spott treiben.

Der katholische Franzos ist, nach dem Herrn von Voltaire, nichts anders, als ein unbeständiger, abergläubischer, schwachsinniger, schandvoller, von Vorurtheilen unterdrückter Mensch. Der Aengelländer hergegen, der keinen Glauben hat, der sich bald unter dem Joche eines Wütherichs, wie Cromwel gewesen, mit Niederträchtigkeit beugt, bald wider seine rechtmäsige Könige raset, sie vom Throne wirft, und des Landes verweist, der Aengelländer ist ein Mann, der ungestört denket, der sich seiner Vorurtheile sowohl, als seiner Tyrannen zu entschlagen weis.

Frankreich ist beym Herrn von Voltaire nichts mehr, als ein unfruchtbares Feld; es ist nicht mehr das Vaterland der Talente, und des Ruhmes. Allein Londen, welches so oft von Frankreiche und Italien die schönen Künste zu lehnen, und den geschickten Künstlern, die es daraus zieht, Zins zu zahlen genöthiget ist, Londen ist dennoch die Mitbuhlerinn von Athen, und vereiniget den Geist Roms und Griechenlandes.

Alles, so man von diesen Versen sagen kann, besteht darin: daß sie einen verwägenen Verfasser verrathen, der sich um die Wohlanständigkeit eben so wenig als um die Wahrheit bekümmert.

Indessen scheint er zuweilen seiner Nation Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: allein das geschieht nur, um hernach noch schärfere Pfeile auf sie abfliegen zu lassen. Man wird es unschwär aus folgenden Versen

sen erkennen, die er, seiner Sage nach, aus einem ängelischen Stücke übersetzet hat.

Seht des Franzosen Geist! bey seiner Niedrigkeit
Findt sich ein Uebermaas der grösten Munterkeit.
Er trägt am Hals' ein Joch, und Palmen in den Händen:
Von Ehren hält er das, was von den Sklavenbänden.
Die Welt kennt seinen Hohn, auch seiner Thaten Pracht:
Ein Sklave seines Herrn, ein Sieger in der Schlacht.
Der Pächter pfleget ihm die Güter zu entwenden,
Die schlaue Priesterschaft ihn schändlich zu verblenden.
In Ketten tanzet er; er singt, wann Armuth drückt:
Stolz in der Dienstbarkeit, in seinem Wahn' entzückt.
Das weise Brittenvolk wird noch von ihm beneidet,
Das keinen harten Zwang nach Art der Sklaven leidet.

Ich fragte einstens einen Aengelländer, ob er das Stück nicht kennete, woraus der Herr von Voltaire diese hübsche Gedanken gezogen hätte. Er antwortete mir mit Nein. Als er hernach etwas reiflicher nachgedacht hatte, sagte er mir: er hielte die Verse in beyden Sprachen für die Arbeit desselbigen Verfassers; denn die Aengelländer würden weder so viel Gutes,

noch so viel Böses von den Franzosen gesaget haben. Dies Urtheil kam mir ächt vor.

Es ist ein Unterscheid zwischen der ängelischen, und französischen Gemüthsart: es ist natürlich, daß auch beyder Nationen Manier zu denken und zu regieren unterschieden sey. Die Aengelländer sind uns in gewissen Absichten, und wir ihnen in andern, überlegen. Ein weiser und sinnreicher Mann beobachtet den Unterscheid der Sitten, der Gebräuche, der Gemüthsarten; und diesen Beobachtungen zufolge urtheilet er, was dieser, oder jener Nation zukomme. An das Lärmenblasen einbildischer Tadler störet er sich gar nicht. Ein bissiger Mensch giebt blos der Bosheit Gehör, und zieht die Vernunft wenig zu Rathe.

Die Frechheit des Ausdruckes verhindert nicht, daß nicht eine Menge Irrthümer und Falschheiten in den Gedanken, in den Erwägungen, in den Schilderungen, die man anbringt, verschiedene male vorkomme. Ein obenhin denkender Mensch, der nichts durchgründet, schreyt: O! wie ist das so schön! Ein witziger saget rund aus: es ist viel Glanz da, und wenig Grund.

XXVII. Hauptstück.

Untersuchung des Gedichtes über das natürliche Gesätz.

Der Herr von Voltaire kann bereits über vierzig Feldzüge wider die Religion zählen. Er hat wider sie so wüthende Stürme gewaget, wovon man noch kein Beyspiel gehabt hat. Alle Züge, die er in

seinen übrigen Werken, um dieselbe verhasset zu machen, stückweise entworfen; alle Grundlehren, die er daselbst, sie zu bestürmen und zu erschüttern, gegeben; vereinbaret und verknüpfet er in dem Gedichte über das natürliche Gesätz. Dies ist der letzte Stos, den er ihr beyzubringen sich bearbeitet; es ist der Abschied, den er von ihr nimmt: Extremum hoc Munus morientis habeto (m).

Er hat aus diesem Gedichte gleichsam den Inbegriff und Entwurf seiner Lehre gemachet: und wir wollen daraus ebenfalls den Inbegriff und Entwurf unsrer Widerlegung machen. Gleichwie er aber alles das, so er berühret, mit Schönheiten ausschmücket: so werden auch wir genöthiget seyn, einige neue Anmerkungen zu machen. Wir wollen seine neue Vorträge wiederum untersuchen, und uns befleisen, sie auch aufs Neue zu beantworten.

Wir wollen sein Gedicht zergliedern, und in verschiedene Artikel eintheilen, um die Ordnung und Klarheit, die wir uns in dieser Widerlegung allemal zum Zwecke gesetzet, bässer zu erhalten. Die vornehmsten dieser Artikel werden von der Erschaffung, von der vernünftigen Seele, von dem Gottesdienste, von der Göttlichkeit der christlichen Religion, von der Duldung und ihren Vortheilen, von der Verwaltung der Religion, von den ihretwegen gemachten Verfolgungen, und von den Tugenden der Heyden handeln. Diesen werden wir einige ganz kurze Anmerkungen über verschiedene Stellen dieses Gedichtes an die Seite treten lassen.

(m) Virg. 4. Aeneid.

Voltaire sagt in seiner Vorrede, die Billigkeit fodere, daß man sich gegen dies Werk gelind bezeige, weil es von einem Laien, und nicht von einem Gottesgelehrten herkomme; und weil es, wider den Willen des Verfassers, aus dem Dunkeln hervorgezogen worden sey.

Es sieht um diese Gründe der Gelindigkeit lustig aus. Hat ein Mensch, weil er ein Laie ist, das Recht, die Religion zu lästern? Hat er das Recht, alle Thorheiten und Gottlosigkeiten, die ihm in den Sinn kommen, auszubreiten? Versteht er sich nicht auf Religionssachen, warum handelt er denn davon? Soll die Unwissenheit eine Stütze der Ausgelassenheit, und ein Pfand der Unsträflichkeit abgeben?

Dieses Werk, sagt er, war zu den Finsternissen verdammet: und es breiteten sich einige Abschriften davon in Paris aus, wo es auf eine eben so mangelhafte Art, wie die übrigen, aus derselbigen Feder geflossene Schriften, gedrucket ward. Dieser Vorwand ist viel zu gemein, als daß er nicht verdienen sollte, verachtet zu werden. Voltaire bedienet sich dessen nun zum sechszigsten male; er kann Niemanden mehr betrügen. Hat übrigens sein Gedicht einer Gelindigkeit nöthig: so hatte die Welt sein neues Gesätzbuch vom Deistenthume nicht vonnöthen. Er hat es drucken, und verschiedene male wieder auflegen lassen: man hat das Recht, es zu untersuchen, und zu beurtheilen.

I. Artikel.

Von dem göttlichen Schöpfer.

Wer sollte sich wohl überführen, daß der Herr von Voltaire, ein so erhabener und so tiefsinniger Geist, über die Frage von der Erschaffung, auf eine Ungewißheit verfalle; daß er nicht wisse, ob man einen Gott, als den Schöpfer aller Dinge, annehmen müsse; daß er in einem so wesentlichen Stücke, das uns die Offenbarung lehret, und selbst die Vernunft entdecket, keinen Ausspruch thun dörfe? So sieht es indessen mit der Ungewißheit dieses grosen Philosophen aus. Hiermit fängt er sein Gedicht über das natürliche Gesätz an. Dieselbe verkündiget er gleich in den ersten Versen:

Vielleicht hat jüngst die Welt ein unbekanntes Wesen,
Das von sich selber ist, zur Wirklichkeit erlesen:
Vielleicht hat es den Stoff *, der ewig war, bestimmt,
Daß er von ihm entfernt in seinem Schoose schwimmt.

Ist dergleichen Anfang wohl eingerichtet, ein Werk über die Sittenlehre zu gründen? Schicket er sich für einen christlichen Philosophen? Voltaire hat selbst begriffen, wie gefährlich es wäre, daß dieses bey den Lesern keine Vorurtheile stiftete. Um nun dieser Schwierigkeit auszuweichen, sagt er in einer Anmerkung: **weil dies Werk ganz philosophisch sey,** so

* Die Materie.

so habe er die Gedanken der Philosophen anführen müssen.

Allein das heist bey einer Krankheit, die man mit gutem Bedachte veranlasset, sich eines untüchtigen Mittels bedienen. War es denn sehr nothwendig, Gedanken ernsthaft zu Markte zu bringen: von denen die Unwissenden hintergangen werden können; obgleich aufgeklärte Köpfe ihre Ungereimtheit beym ersten Anblicke einsehen? Für welche ist er Willens zu schreiben? Für Unwissende? Die wird er zu Irrthümern verleiten. Für verständige Männer? So urtheile er selbst, ob er sich viel Ehre mache.

Er gesteht anderswo: daß, wenn Griechenland die Wiege der schönen Künste gewesen, es ebenfalls die Wiege der Irrthümer gewesen sey. Er gesteht: in keinem Lande sey die Gröse, und die Thorheit des menschlichen Verstandes höher getrieben worden (n). Und warum verehret er itzt eben diese Thorheiten und Irrthümer? Warum bringt er sie, als einen unentschiedenen Streitsatz, auf die Bahn?

Denn, kann wohl eine grösere Thorheit ersonnen werden, als daß man die Erschaffung in Zweifel ziehe? Zweifeln, ob Gott die Macht eines Schöpfers habe; ihm den Titel eines Schöpfers rauben, das heist an seinem Daseyn zweifeln, und es gewissermaassen verläugnen. Laßt uns dem Begriffe, den wir von Gott haben, in etwas nachdenken. Der erste Gedanke, der sich unserm Verstande darstellet ist: daß er unendlich sey, und nothwendiger Weise unendlich seyn müsse. Wir denken an ihm nichts, das Grän-

(n) Mêlang. C. de Locke.

Gränzen habe: wir denken nichts, das seine Vollkommenheiten, sein Wesen, seine Macht einschränken könne.

Ist er aber unendlich, so muß er das Wesen von sich selbsten haben. Seine Wirklichkeit, seine Weise zu wirken! sein Wille, seine Macht müssen eben so unendlich seyn. Ist seine Macht unendlich, so muß sie denn das Wesen geben, erschaffen, und machen können, daß dasjenige wirklich sey, welches zuvor nicht wirklich war. Dies ist der gröste Beweis, daß seine Macht wahrhaftig unendlich sey.

Ein unendlicher Gott, ein göttlicher Schöpfer, daß ist der erhabenste Begriff, den wir uns von dem allerhöchsten Wesen machen können; das ist das gröseste, so sich unsre Vernunft von ihm vorbilden kann. Und welch ein Unterschied zwischen einem Gott, der anders nichts thäte, als eine voraus da gewesene Materie in Ordnung bringen; und einem erschaffenden Gott, der der Materie wirklich zu werden gebiethen kann! Welch ein Unterschied zwischen den Aberwitzigkeiten der griechischen Philosophen; und den Gedanken der christlichen, aufgeklärten, und von der Offenbarung geleiteten Philosophen! Laßt uns die Vernunftschlüsse und Gedanken dieser christlichen Philosophen entwickeln.

Wenn man den Begriff von der Erschaffung verwirft, weil man nicht fassen kann, was das sey, aus Nichts hervorkommen, und wirklich zu seyn anfangen: so wird man in ein noch viel gröseres Gedräng gerathen, wenn man eine ewige Materie annimmt. Denn, fasset man auch, was eine Materie sey, die keines Urhebers und Schöpfers bedarf; und die nichts destoweniger eine Ewigkeit durch gewartet hat, bis

sie Gott in Ordnung brächte, und wirkend machete? eine Materie, die selbst der Grund ihres Wesens ist, und die von sich selbst unfähig ist, etwas hervorzubringen; die von sich selbst keine Kraft, noch Wirksamkeit hat? Ist nicht diese ewige, und zu allem ewig unfähige Materie eine Sache, welche die Vernunft noch weniger befriediget, und noch weniger zu begreifen ist, als die Schöpfung selber?

Ich setze dazu, daß die Schöpfung der Materie nicht schwerer zu begreifen ist, als die wundersame Fruchtbarkeit, die der Materie durch den blosen göttlichen Willen mitgetheilet worden. Mithin so bald man das eine anzunehmen genöthiget ist, kann man sich nicht weigern, auch das andere anzunehmen.

Es ist erwiesen, daß die Erde nichts hervorbringen kann, als durch Hülfe der Keime, die sie in ihrem Schoose aufbewahret; daß sie nichts hervorbringe, als nur dadurch, daß sie diese vorräthige Keime entwickelt und nähret. Diese so rührende Schönheit der Blumen, diese so zarte und glänzende Mischung der Farben, diese so feine und anmüthige Schattirungen, diese so wundersame Nutzbarkeit und Verschiedenheit der Pflanzen und Gewächse, womit die Erde ausgeziert und bereichert ist, hat man blos den Keimen zu danken, die Gott, da er die Materie in Ordnung brachte, gebildet hat. Nun ist aber diese Bildung der Keime, die Voltaire selbst zugeben muß, wenn er einen in Ordnung bringenden Gott zugiebt; diese Bildung der Keime ist eben so wundersam und unbegreiflich, als die Schöpfung. Ist sie eben so wundersam und unbegreiflich; und ist daneben der Begriff von Gott mit dem Begriffe des Schöpfers nothwendiger Weise verbunden: so kann und muß die Schwierigkeit, zu begreifen, was die Schöpfung sey,

einen nachdenkenden und erwägenden Menschen nicht aufhalten; weil man immer genöthiget wird, eine eben so unbegreifliche Sache, nämlich die Gabe der Fruchtbarkeit, die Gott der Materie mitgetheilet, zu zugeben.

Noch mehr! sobald ich einen unendlichen, und folglich unbegreiflichen, einen unendlich vollkommenen, und unendlich mächtigen Gott annehme: so find ich, daß es viel vernünftiger ist, seiner unendlichen Macht die Schöpfung zu zueignen, die ich nicht begreifen kann; als das ewige Daseyn einer Materie vorauszusetzen, welches ich noch weniger begreifen kann; einer Materie, die alles von sich selbst hat, und die von sich selbst zu allem unfähig ist. Diese Voraussetzung einer solchen Materie stellet etwas sehr ungereimtes dar; sie befriediget und erleuchtet die Vernunft keinesweges; sie zernichtet, was in dem Begriffe von dem ewigen Wesen das Schönste und das Gröste ist; und was darin das Wesentlichste zu seyn scheint.

Unsre göttliche Schrift spricht uns auf eine Art, die Gott viel anständiger ist, und der Vernunft des Menschen mehr Gnüge leistet (o). Gott, sagt sie, schuff im Anfange den Himmel und die Erde. Die Erde war anfänglich ohne Kraft, ohne Wirksamkeit und ohne Zierrath; sie war ganz mit Finsternissen bedecket. Der Herr sprach: Es werde das Licht; und das Licht ist augenblicklich geworden. Er sprach: die Erde bekleide sich mit Grüne, und bringe Kräuter, Pflanzen, und Bäume hervor, in welchen die Keime der Fruchtbarkeit enthalten sind, um sich immerdar von Neuem vermehren zu können; und die Erde brachte sie,

(o) Gen. 1.

sie, nach dem Befehle des Herrn hervor. Er sprach: Die Erde werde durch Thiere und Gewürmer; die Wässer durch Fische; die Lüfte durch allerhand Arten der Vögel bevölkert: und der Befehl des Herrn ward sogleich erfüllet. Er sprach: Laßt uns einen Menschen nach unserm Ebenbilde und unserer Aehnlichkeit machen; der soll der König, der Herr, der oberste Befehlshaber über alle Güter seyn, womit ich die Erde bereichert habe: und er schuff den Menschen nach seinem Ebenbilde, und seiner Aehnlichkeit.

Diese Weise, den Ursprung der Welt vorzustellen, ist viel erhabener, und viel vernünftiger, als alles das, so die Philosophen geträumet, und ersonnen haben. Es ist ein Wunder, daß der Herr von Voltaire zwischen den Erleuchtungen unsrer göttlichen Bücher, und den Irrthümern und Thorheiten aller Philosophen unschlüssig zu seyn scheint.

II. Artikel.

Von der Natur der Seele.

Die Gedanken, so der Herr von Voltaire von der Seele hat, sollten wohl schwer zu errathen seyn. Ist die Seele eine Materie, ist sie ein Geist? Er zweifelt, er steht in Bedenken, er darf es nicht wagen, eine deutliche und entscheidende Antwort zu geben. Indessen läßt er immer irgend ein Merkmaal der Neigung gegen die Lehre der Materialisten entwischen. Er verhöhlet nicht nur seine Zweifel nicht; sondern saget ohne Scheu:

Die

**Die Seele, dieses oft so dunkel brennend Licht,
Die Seele sey ein Sinn des Menschen, oder nicht.**

Er bemühet sich an vielen Stellen seiner Werke, zu erweisen: daß es in Ansehung der Religion und Gesellschaft sehr gleichgültig sey, ob man die Seele für materialisch, oder für geistlich halte; und daß es niemals werde können erwiesen werden, daß die Materie keine Fähigkeit zu denken habe (p). Seine Gründe sind folgende:

1tens. Dieser grose Götterspruch des Locke: **Vielleicht werden wir niemals im Stande seyn zu erkennen, ob ein pur materialisches Wesen denke, oder nicht.**

2tens. Die Unmöglichkeit, zu beweisen, daß in diesem Satze: **Die Materie kann denken**, ein Widerspruch sey.

3tens. Weil man nie ohne eine ungereimte Gottlosigkeit wird sagen können, daß es dem Schöpfer unmöglich sey, der Materie das Denken und Empfinden mitzutheilen.

4tens. Weil, wenn man dem Schöpfer die Macht, der Materie das Denken mitzutheilen, abspricht, man eine von diesen zwoen Sachen bekennen muß: entweder daß die unvernünftigen Thiere blose Triebwerke seyn; oder daß sie geistliche Seelen haben. Es scheint erwiesen zu seyn, daß das erste falsch sey. Das andre darf man nicht zugeben. Folglich muß man ein-

ge-

(p) C. sur Locke.

gestehen, daß Gott der Materie Gedanken, Erkänntnisse, Empfindungen mittheilen könne.

5tens. Weil es endlich zur Religion wenig thut, aus was für einer Wesenheit die Seele bestehe, wenn sie nur tugendsam ist.

Wir haben bereits im 7 Hauptst. dieses 2 Theiles gezeiget, daß bey diesem so entscheidenden Tone, den der Herr von Voltaire hier greift, nichts anders sey, als eine ziemlich schlecht gegründete Verwägenheit. Indessen wollen wir doch die vornehmsten Antworten noch einmal kürzlich wiederholen. Sie sollen in eben der Ordnung, wie die fünf angebrachten Einwürfe, abgefasset seyn.

Antwort auf den ersten Einwurf.

Wenn die Materie denken könnte, so könnte sie machen, daß der Begriff des Gedanken entstünde. Nun behauptet Herr Locke aber (q), daß uns die Materie keinen Begriff des Gedanken geben könne. So kann allso, nach Locken, die Materie nicht denken. Eben dieser Locke behauptet (r), es sey unmöglich zu begreifen, daß die Materie den Begriff, die Empfindung, und die Känntniß aus eigener Kraft hervorbringen könne. Es ist allso, nach dem Herrn Locke, unmöglich, daß die Materie das Vermögen zu denken habe.

Alle diese Sätze, oder besser zu sagen, diese Beweise widersprechen dem Orakel, welches Voltaire mit so grosem Vergnügen und Eifer anführet: das ist wahr. Locke reist hierdurch nieder, was er anderswo aufgeführet: das ist wiederum wahr. Allein wenn der

(q) Locke L. II. C. 21. §. 4.
(r) Ibid. L. 4. C. 10. §. 10.

der Schriftsteller sich selbst widerspricht, in was für einem Werthe soll man seine Grundlehren halten? Soll man ihnen eine Gewißheit zutrauen? Ist der Herr von Voltaire wohl berechtiget, sie als Göttersprüche zu rühmen?

Antwort auf den zweyten Einwurf.

Es ist nicht so schwer, als Voltaire vorgiebt, zu beweisen, daß in diesem Satze: Die Materie kann gedenken, ein Widerspruch liege. Hierzu braucht man weiter nichts, als eine sehr einfache Schlußrede, dergleichen folgende eine ist. Es ist ein Widerspruch zu sagen, die Materie sey allein der Bewegung und doch zugleich anderer von der Bewegung unterschiedenen Dinge fähig. Nun aber wer behauptet, daß die Materie gedenken könne, der saget: dieselbe sey allein der Bewegung, und doch zugleich anderer von der Bewegung unterschiedenen Dinge fähig. Es enthält demnach der Satz: Die Materie kann gedenken, einen Widerspruch. In Wahrheit, untersuchet doch den Begriff, den ihr von der Materie habet. Befraget selbst Locken, diesen grosen Philosophen, dieses unfehlbare Orakel Voltaires; er wird euch an derselbigen Stelle, und zu gleicher Zeit sagen, die Materie habe keine andere Fähigkeit, als zu bewegen, und beweget zu werden: und es sey der Bewegung eben so unmöglich, einen Gedanken hervorzubringen, als es dem Nichts unmöglich ist, die Materie hervorzubringen. Also ist es, nach dem Herrn Locke selber, ein Widerspruch, wenn man saget: die Materie könne gedenken.

Antwort auf den dritten Einwurf

Der Herr von Voltaire versichert uns, es sey eine ungereimte Gottlosigkeit, wenn man saget, es sey Gott dem Herrn unmöglich, der Materie das Denken mitzutheilen.

Daß der Herr von Voltaire sich als einen frommen, andächtigen, für die Rechte Gottes eifernden Menschen bezeige, das ist trefflich, und schön: allein es ist wunderbar, und zugleich ein wenig verdächtig. Er sieht die Vernunftschlüsse und Gedanken derjenigen für gottlos und ungereimt an, die sich für Widersager der Materialisten erklären. Und was uns anbelangt, so halten wir die Anfoderungen derer für ungereimt und lächerlich, die da sagen: daß das Denken der Materie mitgetheilet werden könne. Denn der Gedanke ist die Beschaffenheit oder die Handlung eines Wesens: und die Materie ist ein Wesen, das nichts, auser der Bewegung, hervorbringen kann. Die Bewegung kann, nach Locken, den Gedanken nicht hervorbringen. Wie wollte der Herr von Voltaire denn behaupten, daß der Gedanke die Beschaffenheit oder die Handlung der Materie seyn könne? So ist das allso eine wahrhafte Ungereimtheit, wenn man saget, daß die Materie denken könne.

Daneben hängt die Beschaffenheit oder die Handlung eines Wesens, von dem Wesen nothwendiger Weise ab: sie hat eine wesentliche Verbindung, und einen nothwendigen Zusammenhang mit dem Wesen, das da wirket und beschaffen ist. Wie würde man begreifen können, daß die Gedanken mit der Materie verbunden wären? Wie würde man fassen können, daß Gott die Handlungen, die Gedanken, die Erkänntniß eines ängelischen Wesens mit einem Kieselsteine verbunden hätte? Was würde der

Herr

Herr von Voltaire antworten, wenn ihm Jemand sagete: Mein Herr! ihr könnet ohne eine ungereimte Gottlosigkeit nicht behaupten, daß es Gott dem Herrn unmöglich sey, einem Stücke Holzes eben so erhabene Gedanken, wie jene des grosen Neutons gewesen, mitzutheilen; es nach Art des wunderbaren Lockes vernünfteln zu machen; es Verse machen zu lassen, die den Liedern des zarten Tibulls in Ansehung der artigen Gedanken das Gleichgewicht hielten? Mit was für einer Verachtung würde er dem nicht begegnen, der ihm dergleichen Thorheiten vorstellen dörfte? Indessen ist dieser Satz von jenem, den er sich selbst unterstanden hat vorzubringen, gar nicht unterschieden.

Kurz, wenn der Gedanken der Materie mitgetheilet werden kann, so muß man eins von diesen beyden eingestehen: entweder, daß der Gedanken ein selbstständiges Wesen sey, das mit der Materie, so wie die Seele mit dem Leibe, vereinbaret werden könne; oder daß der Gedanken gerad nichts anders sey, als die Wirkuug der Bewegung der Materie. Da haben wir zwo grose Ungereimtheiten! Der Herr von Voltaire mag sich eine davon wählen.

Antwort auf den vierten Einwurf.

Eine der grösten Bemühungen des Herrn von Voltaire, die Möglichkeit des Materialistenthumes zu zeigen, ist die Schlußrede, die er über die Natur der unvernünftigen Thiere machet. Eins von diesen dreyen Dingen, sagt er (s), ist nothwendig: entweder daß die unvernünftigen Thiere blose Triebwerke seyn; oder daß sie geistliche Seelen haben; oder daß die Materie eine Fähigkeit habe, zu begreifen, zu empfin-

(s) Oeuvres de Voltaire Edit. de 1748. C. sur Locke.

empfinden, und zu erkennen. Es scheint erwiesen zu seyn, daß die Thiere keine blose Triebwerke sind. Kein vernünftiger Mensch ist, der ihnen geistliche Seelen zueignen dörfe. Es ist allso nichts anders zu sagen übrig, als daß Gott ihren Hülfsgliedern (Organes), welche blos aus Materie bestehen, das Vermögen zu empfinden, und zu begreifen gegeben habe. Allso kann die Känntniß und Empfindung der Materie mitgetheilet werden.

Das ist wohl eine lustige Weise zu vernünfteln. Die Thiere sind keine blose Triebwerke; sie haben keine geistliche Seelen; folglich kann die Materie Känntnisse, Gedanken, Empfindungen haben. Aber ist der Herr von Voltaire wohl versichert, und kann er uns erweisen, daß zwischen einem verständigen, und einem blos materialischen Wesen kein Mittel sey? Das müßte er aber erweisen, um seine Folge richtig zu machen.

Ich gestehe, daß Cartesens Begriff, der aus allen Thieren, die wir vor Augen haben, und die uns vergnügen, oder bedienen, blose Triebwerke machete; ich gestehe, daß dieser Begriff einem spaßhaften Romanenschreiber bässer anstehe, als einem ernsthaften Philosophen. Man muß die Gedanken einiger andern als eine Ungereimtheit betrachten, die da behaupteten, die Thiere hätten geistliche Seelen. Allein muß man daraus schliesen, daß die Materie denken könne?

Ein geistliches, und ein körperliches Wesen sind himmelweit von einander unterschieden. Das sind gleichsam zwo Gränzen, die unendlich weit von einander liegen. Dieser unendliche Zwischenraum kann von einer unzähligen Menge selbstständiger Dinge erfüllet seyn: die sodann einer von den zwoen erstern ganz unterschiedenen Art seyn werden.

Und

Und wer wollte Gott die Macht absprechen, eine Art Dinge zu erschaffen, die weder ausgedehnt, noch verständig wären? Wer würde sich unterstehen, ihm die Macht abzusprechen, eine Gattung Wesen zu schaffen, die einen geringen Theil von Empfindungen hätten, die zu ihrer Erhaltung nothwendig wären, ohne indessen eine Freyheit, einen Verstand, noch ein Vermögen zu denken *, zu überlegen, zu vergleichen, zu haben? Sollte der freche Voltaire Gott dem Herrn diese Macht absprechen dörfen?

Und was sollte uns hindern zu muthmasen, daß die Seele der Thiere ein Wesen von ungefähr dieser Art sey, die wir anweisen? Ist es allso wohl nöthig, auf die thörichte Ungereimtheit einer denkenden Materie zu verfallen? Man kann das 5te, 6te, 7te Hauptstück dieses 2ten Theiles nachsehen; wo alle diese Beweise ausführlicher zu finden sind.

Antwort auf den fünften Einwurf

Endlich erhalten wir die Versicherung, daß es zur Religion wenig thue, aus was für einer Wesenheit die Seele bestehe.

Allein es thut sehr viel zur Religion, daß man die göttliche h. Schrift, die allgemeinen Kirchenversammlungen, die Meynung der ganzen christlichen Kirche keiner Lügen bestrafe. Das thun unterdessen die Materialisten.

* Dieses Wort hat der Herr Verfasser zweifelsohne in einem engern Verstande genommen, welcher alle dunkele und undeutliche Begriffe ausschliest: und alsdann stimmet sein Vortrag mit der heutigen Philosophie sehr wohl überein.

Unsre h. Schrift belehret uns, daß die Seele des Menschen ein Geist sey. Gedenke an deinen Schöpfer in den Tagen deiner Jugend, und erwarte jene traurige Zeit nicht, wo alles für dich wird ein Ende nehmen: wo dein Leib in die Erde, von der er genommen ist, und dein Geist zu Gott, der ihn gegeben hat, zurückkehren wird (t). Die Evangelisten, und der h. Paul wiederholen eben diese Wahrheit tausendmal. Der allgemeine Kirchenrath zu Wien hat es ausdrücklich entschieden; die Väter der Kirche haben es gelehret. Ist das dem Herrn von Voltaire unbekannt? Wie darf er denn sagen, es thue wenig zur Religion, aus was für einer Wesenheit die Seele bestehe?

Neben dem würde man dadurch, daß man die Geistlichkeit der Seele läugnet, sich ganz leicht den Weg bahnen, auch ihre Unsterblichkeit zu läugnen. Was für ein Beweggrund, und welche Hülfe würde alsdann für die Tugend übrig bleiben; und was für gräuliche Folgen würde nicht diese Materialistenlehre nach sich ziehen?

III. Artikel.

Von dem Gottesdienste.

Der Herr von Voltaire erkläret sich für keinen Religionsdienst; sondern kämpfet wider alle. Er erkennet kein göttliches, noch menschliches Ansehen. Er fertiget beyde mit gleicher Verachtung ab. Was die göttliche Schrift entscheidet, was die Vernunft entdecket, das greift er ohne Unterscheid an; und

(t) Eccl. 12.

und bäumet sich durch seine freche Bemühungen eben so wider die Offenbarung, als wider die Vernunft auf. Er sollte wohl wünschen, daß gar kein Religionsdienst wäre: und das ist der Wunsch vieler heutigen Philosophen. Nichts ist, woraus klärer erhellet, wie gottlos und unvernünftig diese Philosophie sey. Ehe wir Voltaires Gedanken über diesen Punkt untersuchen, wollen wir kürzlich die Grundsätze vortragen, auf welche der Religionsdienst gegründet ist.

Sobald man überführet ist, daß ein Gott sey, so erkennet man sogleich die Nothwendigkeit eines Religionsdienstes. Gott ist der Anfang und das Ende von allem; er ist der Schöpfer und Gutthäter; er ist Vater und Oberherr. Dies sind die Titel seiner Rechte über seine Geschöpfe; und zugleich die Titel der Verbindlichkeiten der Geschöpfe gegen ihn. Diese Rechte können nicht veräusert; diese Verbindlichkeiten nicht aufgelöset werden. Auf diese Rechte und Verbindlichkeiten sind die Verehrungen, und Dienste gegründet, welche die Geschöpfe dem allerhöchsten Wesen schuldig sind; und diese Dienste, und Verehrungen werden mit dem Namen der Religion beleget. Aus diesen so einfachen Grundsätzen lassen sich zwo Folgen herleiten. Fürs Erste, daß ein Gottesdienst seyn müsse: zum Andern, daß nicht alle Religionsdienste Gott dem Herrn gleichgültig seyn. Ich will noch etwas weniges dazusetzen, um zu erweisen, daß Gott einen Religionsdienst vorgeschrieben und festgesetzet habe.

Es muß ein Gottesdienst seyn. Diese erste Folge ist so klar in den von uns eben vorgehaltenen Grundsätzen enthalten, daß sie keines neuen Beweises bedarf. Einen Gott erkennen, und gestehen, daß man ihm huldigen müsse, das sind einigermaaßen keine zwey

verschiedene Dinge; nein! es ist eine und dieselbige Sache. Der größte Mann, der unter den Römern gewesen, sagte deßwegen (u): es wäre niemals eine Nation so wild, und so barbarisch gewesen, die keinen Gott erkennet, und folglich keine Religionsgebräuche und Gottesdienste gehabt hätte, denselben zu verehren. Ich will mich also bey diesem Punkte, der augenscheinlich ist, nicht aufhalten; und gehe unverweilt zu der zweyten Folge über.

Nicht alle Arten der Religionsdienste sind Gott dem Herrn gleichgültig. Denn wenn in einigen Gottesdiensten, die auf Erden eingesetzet sind, etwas dem natürlichen Gesätze zuwiderläuft, oder irgend eine Gottlosigkeit enthält: so kann man nicht sagen, daß Gott dergleichen Dienste genehm halte, und sie mit eben dem Auge ansehe, wie er einen reinen und unschuldigen Dienst ansehen würde. Also waren die bey den Heyden an den Festtagen der Göttinn Bona, der Venus, des Adonis, u. a. m., erlaubten und vorgeschriebenen Unlauterkeiten keine Verehrungen, sondern wahre Lästerungen der Gottheit. Die in Abschlachtung der Menschen bestehenden Opfer, welche bey den Afrikanern, Galliern, Mexikanern gebräuchlich gewesen, waren blose Handlungen der Grausamkeit und der Wuth, und keine Werke der Andacht und Religion. Man kann nicht sagen, daß Gott in Ansehung dieser Art Dienste gleichgültig gewesen; sondern er verabscheuete dieselben.

Kommen wir von dem Heydenthume auf andre Religionen: so werden sich nicht geringere Schwierigkeiten zeigen. Der Jud verfluchet und verwünschet den Herrn Jesus, der die Religion der Christen gestif-

(u) Cicero tuscul. Quest. L. I. N. 13.

stiftet: der Socinianer hält ihn für weiter nichts, als für einen grosen Mann, den Gott vorzüglich geliebet habe: der Türk ehret ihn als einen Propheten: der Deist fraget nichts nach seinen Gesätzen: der Christ bethet ihn als seinen Gott an, und gehorchet ihm als seinem göttlichen, allerhöchsten, und allwaltenden Gesätzgeber. Soll Gott die Verwünschungen des Juden, die Gleichgültigkeit des Socinianers, die schwache Ehrerbiethsamkeit des Türken, die Verachtung des Deisten, und die Anbethung des Christen, mit einem gleichgültigen Auge betrachten? Ein Vernünftiger Mensch sinne der Sache nach, und fälle ein Urtheil!

Da Gott einen Dienst, und eine Verehrung von dem Menschen erfodert, so hätte er die Ausdrücke und Uebungen dieses Dienstes seiner Wahl überlassen können, wofern dieselben heilig und unschuldig wären. Man sollte wohl glauben, daß dies der Zustand der Sachen, während der Zeit des natürlichen Gesätzes, gewesen sey. Damit aber dieser Dienst heiliger, vollkommener, und seiner würdiger wäre, so hat er hernach selbst einen besondern vorschreiben, und einrichten wollen; und das ist der Gottesdienst der Christen. Dieser war, fast zweytausend Jahre vor seiner Einsetzung, durch die Orakel der Patriarchen und Propheten verkündiget worden; und hat sich seit mehr als siebenzehn Jahrhunderten im Stande gehalten. Man lese die gelehrten Werke Eusebs von Cäsarea, von der evangelischen Vorbereitung und Erweisung; oder den achten Theil des Schauplatzes der Natur, den der Herr Abt Pluche, der artigste, vernünftigste, und christlichste Philosoph dieses Jahrhunderts, geschrieben hat: so wird man an der göttlichen Einsetzung des christlichen Gottesdienstes nicht mehr zweifeln können. Man wird über eine so wichtige Sache nichts deutlicher, nichts überzeugender und über-

führender finden. Wir haben nichts von dem Gottesdienste der Hebräer gesaget, den Gott anfänglich eingesetzet hatte. Selbiger war heilig; aber er war nur für eine Nation, und für eine Zeit; und sollte dem christlichen Gottesdienste zu einer blosen Vorbereitung dienen.

Indessen scheint der Herr von Voltaire, der Stärke und Klarheit dieser Proben ungeachtet, nicht wohl überführet zu seyn, daß Gott wirklich einen Dienst von seinen Geschöpfen erfodere. Er hält dieses nicht für eine Gott dem Herrn sehr anständige Sache. Du stehest, sagt er am Anfange seines Gedichtes:

Du stehest unter Gott, dem uns verborgenen Wesen.
Doch, da er unbekannt dort im Verborgnen wohnt,
Und weit von uns entfernt im Sternereiche thront;
Welch eine Huldigung will er wohl von dir haben?
Meynst du, es werde ihn, und seine Allmacht laben,
Wenn man ihm groses Lob und Ehrennamen giebt?
Ist er mit Ungebühr in seine Macht verliebt,
Und plagt ihn Eifersucht?

Hätte Voltaire die Vernunft, die göttliche Schrift, die bewährtesten Traditionen zu Rathe gezogen, so würde er begriffen haben: daß die Lobsprüche, die Gelübde, die Gebether, die Opfer und alle übrige Ausübungen des Gottesdienstes, blose Ausdrücke der Huldi-

digung, der Anbethung, der Erkenntlichkeit, und der Liebe der Geschöpfe gegen das allerhöchste Wesen sind. Er würde gelernet haben, daß alles dieses vom Anfange der Welt gebräuchlich gewesen. Im natürlichen Gesätze haben uns Abel, Noe, Abraham, Melchisedech Beyspiele davon gewiesen. Nichts ist prächtiger, als die Gesänge, welche Moses, David und die übrigen Propheten gemacht haben, um die Hoheiten Gottes, und die Pflichten der Geschöpfe kennbar zu machen. Aber man sollte sagen, Voltaire wisse von allem dem nichts, oder frage nichts danach.

Er fraget, ob das höchste Wesen auf seine Hoheit eifersichtig sey, und an den Lobserhebungen und Gelübden einen Wohlgefallen habe. Allein was wäre denn das für eine Unanständigkeit an Gott, wenn er von seinen Geschöpfen 1tens Huldigungen foderte, so wie die Fürsten sie von ihren Unterthanen fodern; 2tens Erkenntlichkeit, wie ein Wohlthäter sie von dem fodert, der einige Gutthaten empfangen; 3tens Bezeugungen der Liebe, wie ein Vater von seinen Kindern? Sollte man deßwegen den grosen Gott einer unanständigen Eifersucht beschuldigen? Solch eine Rede beschimpfet ja ihren Urheber weit mehr, als sie die Religion lästert.

Allein Voltaire drücket sich auf eine noch verwägnere Art aus, da er folgendes hinzusetzet:

Gebräuche, Nutzbarkeit, Gesätze hat die Welt.
So wie den Gottesdienst, verschieden angestellt.
Man suche nur gerecht, und ohne Schuld zu denken:
Das übrige kann man nach eignem Willen lenken.

Es

Es ist kein Gottloser, noch Freydenker, der den letzten Vers nicht mit Vergnügen wiederholen müsse. Indem er alle Uebungen des göttlichen Dienstes, alle höchst ehrwürdige und höchst geheiligte Gesätze verachtet, wird er allemal sagen können: Man suche nur gerecht, und ohne Schuld zu denken: das Uebrige kann man nach eignem Willen lenken. Seine ganze Religion wird alsdann in der Bekänntniß bestehen, daß ein Gott sey; als welches ein Punkt ist, der heutiges Tages nicht mehr geläugnet werden kann: und dieses wird seine einzige Glaubenslehre seyn. Seine ganze Sittenlehre wird in dem einzigen Satze enthalten seyn: Man suche nur gerecht, und ohne Schuld zu denken; und er selbst wird über alle Rechte, und über alle Verbindlichkeiten dieser Gerechtigkeit den Ausspruch thun: denn das Uebrige kann man nach eignem Willen lenken.

Der Herr von Voltaire hat alle gräuliche Folgen, so aus diesen Grundsätzen fliesen, halb eingesehen. Er giebt sich Mühe, die Gottlosigkeit derselben durch diese Anmerkung zu verhüllen: Es ist augenscheinlich, sagt er, daß diese Willkuhr blos die eingesetzten Sachen, die bürgerlichen Gesätze, die Zuchtverordnungen betreffe: welche alle Tage, nachdem es die Noth erfodert, abgeändert werden.

Allein die Taufe, und die übrigen Sacramente der Christen sind eingesetzte Sachen: kann man allso sagen, daß es willkührlich sey, sich selbiger zu bedienen, oder nicht? Die Gesätze, so vormals den Hebräern gegeben worden, bezogen sich, die zehn Gebothe ausgenommen, allein auf eingesetzte Sachen. Stand es ihnen frey, sich denselben zu unterwerfen, oder nicht zu unterwerfen? Es ist allso eine erschreckliche Gottlosigkeit, oder eine sehr erbärmliche Verirrung

rung der Vernunft, wenn man saget, es sey genug, daß man gerecht sey: es sey denn, daß in diese Gerechtigkeit die Pflichten der Religion mitbegriffen würden. Wie schön sind nicht Voltaires Verse! nur Schade, daß sie nichts als Gottlosigkeiten, und Ungereimtheiten enthalten.

IV. Artikel

Von der Göttlichkeit der Religion.

Die Orakel der Propheten, welche mehr als tausend Jahre vor der Geburt der christlichen Religion, die Herrlichkeit derselben schon verkündiget haben; die unüberwindliche und ganz göttliche Stärke so vieler Millionen Märtyrer, die ihr Blut zum Zeugnisse ihrer Wahrheit hergegeben, und die schreckbaresten Tormente ertragen haben; der Glanz der Wunderwerke, welche die Gelehrsamkeit und den Gehorsam der ganzen Natur gegen die Stimme des Herrn Jesus und dessen Anbether gezeiget: dies sind die vornehmsten Stücke, durch welche die Christen vernünftigen Leuten die Göttlichkeit ihrer Religion beweisen und darthun. Wir benennen dieselben allein. Man findt sie herrlich ausgeführt in des berühmten Bischofes von Meaux, Herrn Bossuet, wunderschöner Rede über die allgemeine Geschichte; in des Herrn Abbadie Abhandlung von der Wahrheit der christlichen Religion; in der Christenlehre Ludwigs von Granada; und in den Werken verschiedener gelehrten Väter der Kirche, in Justinen, Origenen, Tertullianen, Chrysostomen, Augustinen, Lactanzen *.

In

* Eine vorzügliche Stelle unter diesen Schriften verdienet das schätzbare Werk des Herrn Abtes Fran-

In diesem allen findt der Herr von Voltaire nichts, als Vorurtheile, deren die Anhänger der verschiedenen Religionen fähig gewesen. Er läßt die Ehre der Propheten, der Wunderwerke, der Märtyrer allen Religionen, das ist, allen Aberwitzigkeiten und Thorheiten der verschiedenen Aberglauben zukommen. Seiner Rede nach haben alle Secten aufzuweisen gehabt, was wir allein aufweisen zu können glauben. Er wirft alles durch einander, um alles unglaublich zu machen. Höret, wie er in dem 3ten Theile seines Gedichtes den Anfang machet:

Ein Tempel ist die Welt, des Schöpfers Wohnestatt,
Wo Jeder ein Altar nach seinem Sinne hat.
Ein Jeder lobet da nur seine Wunderwerke,
Nur seine Heilige, nur seines Glaubens Stärke,
Nur seine Martyrer, nur seiner Götter Spruch.

Diese Verse enthalten nichts, als Ungereimtheiten: Wenn man glaubte, Voltaire habe selbige aus Unwissenheit, oder ohne Bosheit geschrieben: so würde ihm, durch das eine sowohl als durch das andere, Unrecht geschehen. Allein sey er so gütig, und sage uns, was es für Märtyrer, und was für Wunderwerke, und was es für ein Glaube gewesen, dessen sich die Götzendiener gerühmet haben.

Er

François, welches unter dem Titel: Examen des Faits, qui servent de Fondement à la Religion chrétienne, vor Kurzem ans Licht getreten ist.

Er sagt uns in unzähligen Stellen seiner Werke: die heydischen Priester hätten keine Glaubenslehren gehabt (x). Hatten sie keine Glaubenslehren, wie sah es denn mit ihrem Glauben aus? Wie konnten sie sich ihres Glaubens rühmen? Die Wunderwerke anbelangend, so haben sie sich deren eben so wenig gerühmet. Selbst unter den Heyden war keiner, der nicht die wenigen Thorheiten dieser Art, die Valerius Maximus gesammelt hat, verachtete.

Es ist kein Kunstrichter heut zu Tage, der nicht die Wunderzeichen, womit Titus Livius seine Geschichte angefüllet hat, als Flecken, die ein so schönes Werk in etwas verderben, und als eine Schwachheit, die diesem grosen Schriftsteller ein wenig nachtheilig sind, betrachtet. Endlich was die Märtyrer betrifft, so müssen wir so lange warten, bis der Herr von Voltaire ein heydnisches Märtyrerbuch entdecket: damit wir die, so den Tod zu Ehren Jupiters, der Venus, oder der Juno ausgestanden haben, kennen lernen.

Die Türken haben niemals daran gedacht, ihre Wunderwerke zu rühmen. Selbst Mahomet gestand aufrichtig, er habe keine Geschicklichkeit, solche zu wirken. Lange nach ihm gerieth allererst ein frommer Türk auf den Einfall: Mahomet habe einstens mit seinem Finger den Mond zwiefach getheilet. Allein dies Wunderwerk hatte kein besonders Glück. Die Türken haben sich begnüget, ihre Religion mit bewaffneter Hand zu predigen, ohne sich um Wunderwerke und Prophezeihungen zu bekümmern. Nicht allso ward die Religion des Herrn Jesus durch die Apostel eingeführet.

Es

(x) Mêlang. C. 61, Hist. gen. C. 7.

Es ist sehr häßlich, die Wahrheit zu bestreiten, wann man sie kennet; oder zu lästern, was man nicht versteht. Es ist sehr schändlich, wann man eine Sache nur halb und halb einsieht, sich auf den blosen Ton der Verwägenheit verführen zu lassen, den sich gewisse Schriftsteller, die über alles den Ausspruch wagen, anmasen. Das ist es, was heut zu Tage vielen Lesern, und vielen Schriftstellern zukömmt.

V. Artikel.

Von der Lehre der Duldung.

Die Lehre der Duldung ist nichts anders, als eine stolze Gleichgültigkeit für alle Arten der Religion; eine Liebe zur Unabhängigkeit, die da machet, daß man sich keinem Gewissensgesätze unterwerfen will; ein philosophisches Ansehen, das man sich giebt, und um dessen Willen man sich berechtiget zu seyn glaubet, alle Religionen zu untersuchen, und zu beurtheilen, ob man gleich deren keine achtet oder verehret.

Ein Dulder sieht die Religionen an, wie die Kleidertrachten. Einige tragen Bünde, nach Art der Türken; andere Kappen, wie die Moskowiter; und noch andere Hüte, auf französische Art. Eben so sind auch diese Türken, jene Götzendiener, andere Christen. Alle diese werden aus einerley Gesichtspunkte betrachtet: nach dem einen wird so viel, als nach dem andern gefraget. So ist die Denkungsart der heutigen Philosophen beschaffen!

Kein Wunder, daß sie die Duldung mit so grossem Eifer predigen. Niemand ist, der ihrer mehr bedarf, und sie doch weniger verdient, als sie; denn Niemand ist, der mehr Uebels in der Religion stiftet. Die Abstrafung ihrer Frechheit gehöret zur Gerichtsbarkeit der Gesätze. Auslegen, wie thöricht die Lehre von der Duldung sey, das geht die Beurtheilungskunst an. Die Oberkeit hat das Recht, einen Verführer zu strafen. Der christliche Philosoph muß denen vorkommen, die sich könnten verführen lassen. Die Sache ist nicht sehr schwer. Man hat zu dem Ende nur zu erklären, was diese wichtige Philosophen denken; abzuwägen, was sie sagen; zu entdecken, was sie so sorgfältig zu verdunkeln und zu verwirren suchen; und zu zeigen, was für gräuliche Folgen aus der Lehre von der Duldung entstehen. Diese Herren verkündigen das Gute, so die Philosophie der Welt erweist, immer mit Stolze. Wir wollen das Böse anzeigen, so ihre Philosophie der Religion verursachet.

Einer von den grösten Männern *, die das Calvinistenthum in Frankreiche gehabt hat, der in dem Lehrgebäude von der Duldung auferzogen war, fand bey Untersuchung dieses Lehrgebäudes die ersten Gründe seiner Wiederkehre zur Kirche, und seiner Bekehrung. Er begriff, und bewies hernach in einem trefflichen Werke (y): daß die erste Folge dieses gräulichen Lehrgebäudes, der gänzliche Sturz, und die völlige Zerstörung der Religion sey. Was Papinen erschreckte, das lehret Voltaire. Was in den Augen des calvinischen Predigers die unvernünftigste Thorheit

* Herr Papin.

(y) Oeuvres de Mr. Papin. Examen de la Tolérance.

zu seyn schien, das giebt der poetische Philosoph als die wahre Weisheit an.

Den Anfang machet er mit einer Spötterey über die läppischen Leute unter den Christen: die so einfältig sind, daß sie glauben, die Heyden, die Ungläubigen, die Ketzer würden die Seligkeit nicht erlangen. Verdammen uns die Türken, heist es,

So thun wirs ihnen auch. Bey uns ist ja verdammet,
Nicht nur der Jud und Türk; auch was aus Londen stammet,
Aus Stockholm, Genf, Berlin: auch du o groser Held *!
Bist mit aus jener Zahl, worauf der Fluchstral fällt.
Gelehrte schwören drauf, du seyest schon auf Erden
Des Belzebubes Sohn.

Nach diesem kleinen Scherzliedchen greift er einen ernsthaftern Ton. Er setzet die grosen Männer des Heydenthums mit der Völle seines Ansehens in die Reihe der Heiligen. Allein ich stehe in Zweifel, ob er zufrieden seyn würde, wenn er ihnen in der andern Welt an die Seite sollte gestellet werden; und ob er da allen seinen Hoffnungen und Begierden ein Ziel setze. Vermeynst du, sagt er zu einem Christen,

Vermeynst du, Mark Aurel und Titus, und Trajan,
Und Solon, jener Griech, der so viel Guts gethan;

Ver-

* Der König von Preusen.

Vermeynst du, Sokrates, und Aristid der weise,
Die so geheiligten, so liebenswerthen Greise,
Die du nie eingesehn, seyn itzt von Gott verdammt,
Von dem so guten Gott, wovon ihr Wesen stammt?

Hernach nimmt er sich seiner lieben Aengelländer, und aller derer mit Zärtlichkeit an, die ängelländisch denken; und hält um Gnade für den Socinianer oder Arianer Neuton an, wie auch für Locken, den er als den Apostel des Materialistenthumes schildert, u. a. m.

Sey selig, ja! Allein soll Neuton der gelehrte,
Soll Leibnitz, Adisson mit allem seinem Werthe,
Und kurz, soll Locke denn, der so erhaben denkt,
Die menschliche Vernunft so glücklich eingeschränkt,
Soll dieser Weisen Zunft, die Gott so nahe traten,
Der Hölle Opfer seyn, und dort auf ewig braten?
Still, still! sey doch so streng, so unerbittlich nicht.
Freund' warte bis der Herr das Urtheil selber spricht.
Verehre diese Schaar, von der die Tugend stammet:
Warum verdammst du sie, die dich doch nicht verdammet?

Ich weis nicht, warum er nicht auch einige Komödianten und Komödiantinnen diesem Heiligenregister einverleibet habe: denn dieser Art Leute haben ja eben so viel Recht zu Voltaires Paradiese, als die Ketzer und Heyden. Doch er hat die Vergötterung einiger; und unter andern der Jungfer le Couvreur, schon werkstellig gemachet. Diese Komödiantinn ward in einem Felde am Ufer der Seine begraben. Der Herr von Voltaire drücket sich in der auf ihren Tod gemachten Schrift, über die Verehrung, zu der er sich gegen sie verbunden hält, sehr nachdrücklich aus; und bezeuget die Verachtung, womit er seine Religion und Nation betrachtet, ziemlich offenbar.

Der Herr von Voltaire untersteht sich, uns zu warnen, daß wir diese berühmte Heyden, Deisten, und Ketzer, die er heilig spricht, verehren sollen. Allein sind wir nicht mehr berechtiget, ihn selbsten zu warnen, daß er die evangelischen Orakel ein wenig bässer verehre? Denn wir setzen voraus, daß er seiner Taufe noch nicht aufgekündiget, so wie sein groser Heiliger, der abtrinnige Julian; noch dem Evangelium abgesaget habe, ob er sich gleich so viel Mühe giebt, dasselbe zu lästern. Jesus Christus saget uns, diejenigen, so durch die Taufe geistlicher Weise nicht wiedergebohren würden, könnten in das Reich der Himmel nicht eingehen. Warum will er denn einen Titus, einen Trajan, einen Markus Aurelius, welche die Gnade der Taufe nicht empfangen haben, in den Himmel setzen? die Schrift belehret uns (z), ohne den Glauben sey es unmöglich, Gott zu gefallen; die den Glauben nicht haben würden, sollten verdammet werden; und welche die Kirche nicht hören würden, sollten für Heyden gehalten werden. Warum

(z) Marc. 16.

rum will er denn das Paradies mit allen denen anfüllen, die Ketzer, Heyden, und solche Leute sind, welche weder der Schrift, noch der Kirche glauben?

Man suche nach dem, was wir itzt ausgeleget haben, den Unterscheid, der da zwischen diesen Philosophen, die alles dulden wollen, und zwischen Leuten seyn kann, die gar keine Religion haben, und deren Grundlehren blos zur Verachtung und Vertilgung der Religion abzielen.

VI. Artikel.

Von den Vortheilen der Duldung.

Nachdem der Herr von Voltaire zu erweisen gesuchet, daß es eins sey, in was für einer Religion man lebe; nachdem er den Götzendiener, den Arianer, den Deisten, den Katholiken, den Lutheraner, ohne Unterschied ins Paradies gesetzet: geräthet er auf einen andern Weg, um uns von dem Nutzen der Duldung zu überführen. Er läßt uns dieselbe als eine Mutter des Friedens, und als das erste und vornehmste Gut betrachten.

Was folgt aus allem dem nun endlich für
ein Schluß?
Es folget, daß der Wahn * nur Thoren leiten muß.
Gebührt sichs, daß darum ein Krieg entzündet werde?

* Die Vorurtheile.

Die Wahrheit kömmt von Gott, der Irrthum von der Erde.
Und weil wir durch den Wust so vieler Disteln gehn,
So soll des Weisen Aug auf Nebenwege sehn.
Den Frieden liebet man, den wir so blind verletzen;
Soll man ihn nicht so hoch, als selbst die Wahrheit schätzen?

Was man durch den Wahn, der die Thoren leitet, durch die Disteln, durch die man gehen muß, durch die Nebenwege, worauf der Weise sehen soll, zu verstehen habe, darüber liesen sich wichtige Fragen, und artige Anmerkungen machen. Welch einen schädlichen Gebrauch könnte man nicht von diesen Ausdrücken machen? Welch ein Mißtrauen müssen sie nicht einflösen? Was für abscheuliche Grundsätze können sie nicht einschliesen? Liegt nicht unter diesen Worten das gräuliche Geheimniß der deistischen Adepten verborgen, von welchem uns der Herr von Voltaire in seinem Hauptstücke vom Deistenthume Nachricht giebt? Sind es nicht unsre verehrungswürdige Glaubenslehren, die hier durch das Wort Wahn angedeutet werden? Die Thoren in den Augen der philosophischen und widerchristlichen Rotte, sind das nicht die lehrsamen und unterthänigen Gläubigen? die Disteln, die man nicht ausrotten kann, sind das nicht die Gebräuche des Gottesdienstes, und die Beobachtungen der Religionspflichten, von denen man sich endlich loszumachen wünschete? Ist dieses nicht der Zweck, den man in diesem Gedichte allenthalben bemerket? Doch laßt uns diesen Abgrund der Gräuel nicht länger durchwühlen. Laßt uns bey den zweenen letzten Versen stehen bleiben;

Den Frieden liebet man, den wir so blind verletzen;
Soll man ihn nicht so hoch, als selbst die Wahrheit schätzen?

Freylich ist der Friede eines von den anmüthigsten und kostbaresten Gütern. Aber wie es gründliche und rühmliche Frieden giebt, so giebt es auch verderbliche und schädliche. Wenn man z. B. die Religion und Wahrheit aufopferte, um Frieden zu haben; könnte man alsdann wohl sagen: Der Friede sey eben so schätzbar, als die Wahrheit selber?

Als man die Christen der ersten Jahrhunderte zwingen wollte, das Evangelium als ein Mährchen, und die Götzen als wahrhafte Gottheiten anzusehen; als man sie die Scheiterhaufen, die Schwerter und Räder sehen lies, die ihnen zubereitet waren, falls sie sich weigerten, solche Bekänntnisse und Erklärungen abzulegen: hätte man dazumal sagen können, daß sie, im Falle sie des Friedens halber nachgegeben hätten, Vortheile von einem eben so grosen Werthe, als die Wahrheit selber ist, erworben haben würden?

Als die Hebräischen Widersager den Herrn Jesus als einen Ruhestörer angriffen, weil er sein göttliches Evangelium verkündigte; hätte er damals aus Achtung gegen ihre falsche Weisheit schweigen müssen; und würde dieser Friede von eben solchem Werthe gewesen seyn, wie die Wahrheiten selbst, die er verkündigte? Nur die Verachtung der Wahrheit, und die Gleichgültigkeit gegen die Religion, ist im Stande, diese betrügliche Grundlehre, die Voltaire predigen darf, einzuflößen, und gefällig zu machen. Kein weiser Mann ist, der nicht ihre gräuliche Folgen sonder Mühe einsehe; oder dem der Zweck unsichtbar

 sey,

sey, den sich die unsinnigen Prediger derselben vorgesetzet haben.

Es giebt gleichgültige, es giebt auch nothwendige Wahrheiten. So ist es z. E. in den philosophischen Lehrgebäuden gleichgültig, der Anziehung Neutons, oder den von Molieren unlängst aufgewärmten Wirbeln des Cartesius Beyfall zu geben. Es ist ziemlich gleichgültig, in einem Lehrgebäude der Zeitrechnung einen Zeitpunkt etliche Jahre früher, oder später zu setzen; in sonderheitlichen Fällen eine Begebenheit dieser, oder einer andern Ursache zuzuschreiben; zum Beyspiele, zu behaupten, daß Ovid der üppigen Verse halber, die er geschrieben, oder wegen seiner gar zu verträulichen Gemeinschaft mit der Tochter Augusts, aus seinem Vaterlande vertrieben worden. Es ist der Mühe nicht werth, den Frieden und die Ruhe zu stören, um eine von diesen Meynungen auf den Trümmern der andern festzusetzen.

Allein es giebt nothwendige Wahrheiten; Wahrheiten von so grosem Werthe, daß ihnen kein anderer Vortheil gleich kommen kann. Dergleichen sind die wesentlichen, und Grundwahrheiten in der Religion. An der Religion hängt der Vortheil der Ewigkeit. Alle andere Vortheile müssen diesem den Vorzug gestatten. Die Duldung in diesem Stücke ist nicht nur eine Gottlosigkeit, die den Allerhöchsten lästert; sondern auch eine Seltsamkeit, welche die Vernunft verunehret; eine verderbliche Aergerniß, die in den ewigen Abgrund stürzet.

Ein Dulder sieht alles aus einem und demselbigen Gesichtspunkte an: ein Calvinist, Deist, Socinianer, Katholik, Quaker, Türk, alles ist ihm einerley. Aus seiner Gleichgültigkeit muß ich schliesen, daß der Dul-

der ein Mensch sey, der selbst keine Religion hat. Wenn man überführet ist; daß die christliche Religion göttlich ist, und daß die Orakel des Evangeliums wahr sind: so wird man in den grosen Grundsätzen, und schönen Grundlehren der Dulder weiter nichts, als eine unsinnige Weisheit erblicken.

VII. Artikel.

Von den Kriegen und Verfolgungen wegen der Religion.

Durch den verrugten Streit zertrennter Christenschaaren
Hat allemal die Welt mehr Ungemach erfahren,
Und mehr Ermordete zum frühen Grabe gehn,
Und mehr unschuldig Blut der Menschen strömen sehn,
Als uns des deutschen Reichs, und Frankreichs Kriegsgeschichten
Zu irgend einer Zeit geschehn zu seyn berichten.

Hier haben wir den Punkt, in welchem Voltaires hitzige Begeisterung immer den Gipfel erreichet; den Punkt, den er allezeit mit Lust und Vergnügen berühret; und welchen man in seinen kleiaern Schriften, in seinem Gemenge, seiner Henriade, seinen theatralischen Stücken am Oeftersten, und in mehr als dreyßig Hauptstücken seiner allgemeinen Geschichte antrifft. Nichts scheint ihm eines grosen Philosophen, wie er ist, würdiger zu seyn, als daß er seine gerechte Tollheiten wider die katholische Religion ausbrechen lasse, und alle seine Kräfte anstrenge, sie verhaßt zu machen, und einen Abscheu vor derselben zu erregen.

Dies sind die lärmenden Töne, welche zu erneuern alle Freydenker, und Nachahmer Voltaires, sich niemals ersättigen können. Sie hören nicht auf zu schreyen, die christliche Religion sey eine Blutreligion. Sie lassen nicht nach, die schreckbaren Kriege, wodurch Europa im sechszehnten Jahrhunderte verwüstet worden, auf die Bahn zu bringen. Freylich müssen die Grausamkeiten und Rasereyen, zu denen man sich während diesen Kriegen hat verleiten lassen, einen Grausen erregen. Allein muß dieser Grausen auf die Religion, oder auf die Sectirer, die der Religion aufgekündiget hatten, zurückfallen? Voltaire trete, wenn er das Herz hat, in die Mitte, und antworte über diese Begebenheiten, welche die ganze Welt durch ihr Zeugniß bestätigen kann.

Haben nicht diese Kriege in Flandern von den blütigen Hinrichtungen, erschrecklichen Verwüstungen, und gräulichen Plünderungen der Ketzer in Antwerpen, Mons, Dornick, und vielen andern Städten, unter der friedsamen Regierung der Tochter Karl des V, ihren Anfang genommen (a)? Sind sie nicht in Frankreiche aus der amboisischen Verschwörung, in Deutschlande aus den Stürmen entstanden, die der Landgraf von Hessen, und der Kuhrfürst von Sachsen, um ihr neues Evangelium mit bewaffneter Hand einzuführen, unternahmen? Steht es dem Herrn von Voltaire wohl an, diese Kriege den verrugten Streit zertrennter Christenschaaren zu nennen? Würde ihn nicht ein Bißchen Gerechtigkeit zu bekennen genöthiget haben, daß selbige eine blose Wirkung des Aufstandes einiger Abtrinnigen gewesen seyn: welche, da sie

(a) Strada de Bell. belgic. L. 2. 3. Sebast. le Clerc Hist. des Provinc. unies.

sie dem Glauben ihrer Väter aufgekündiget hatten, auch dem Gehorsame aufkündigten, den sie ihren rechtmäsigen Herren schuldig waren?

Nichts ist dem Geiste des Evangeliums mehr zuwider, als die Religionskriege. Nichts ist, was die wahren Christen mehr verabscheuen. Europa würde durch dieselben, beynahe ein Jahrhundert lang, nicht verwüstet worden seyn, wenn die Sectirer, die sie erweckten, den Geist des Christenthumes vor Augen gehabt hätten. Die wahre Ursache davon war die Vergessenheit, oder Verachtung der Religion: welche die heiligsten Rechte verletzete, die Völker zum Aufstande brachte, und bis in die ehrwürdigsten und heiligsten Oerter mit Feuer und Schwerte eindrang.

Den allgemeinen Rasereyen des Krieges gesellet Voltaire die sonderbaren zu. Er schildert sie folgendergestalt:

Man hat es oft gesehn, und nicht allein gehöret,
Daß mancher Katholik, von Einfalt ganz bethöret,
Von Glaubenseifer voll, kaum aus der Messe kam,
Und seinen Nachbar gleich mit Wuth beym Halse nahm,
Und schrie: bekehre dich, o Schelm! zu meinem Glauben;
Wo nicht, so soll mein Staal dir gleich das Leben rauben.

Ich frage den Herrn von Voltaire: welche die wichtigen Schriftsteller seyn, bey denen er gelesen, daß die Katholischen sich bey der Messe mit Tollheit und

Schwärmerey angefüllet; und aus derselben mit dem Dolche in der Hand auf die ersten Hugonotten, die sie antrafen, angerennet sind, um sie zu ermorden, oder zum katholischen Glauben zu zwingen? Seine falsche Einbildungskraft gebiehrt und vervielfältiget die Gräuel, so er den Katholischen zur Last leget; und seine Untreue stiehlt die meisten von jenen hinweg, deren die Hugonotten sich schuldig gemachet haben.

Ein vernünftiger Mann wird weit davon entfernet seyn, die Ausschweifungen, in welche etliche Katholischen zu den unglücklichen Zeiten unsrer Religionskriege gerathen sind, genehm zu halten. Allein waren wol alle diese Ausschweifungen mit jenen zu vergleichen, die von den Ketzern begangen wurden? Die Felsen bey Mornas und Montbrison; die Blutströme, die der rasende Baron von Adrets allenthalben fliesen lies, und um deren willen selbst Bayle (b) ihn nicht rechtfertigen kann; die Plünderung fast aller Städte des Königreiches; das sind viel ärgere Ausschweifungen, als die Katholiken begangen haben: und der Herr von Voltaire erwähnet ihrer mit keinem Wörtchen. Wenn Beyspiele der Grausamkeit und Wuth angebracht werden sollen; so suchet er sie allemal, und findet sie zuweilen bey den Katholischen. Von der Hugonotten ihren hergegen, die unendlich zahlreicher und lästerlicher sind, schweigt er mausstille. Haben die Katholischen (nur jene unglückliche Zeiten ausgenommen, da man in Frankreiche, einen hugonottischen König aufm Throne zu sehen, besorgt war) jemals anders, als auf Befehl, oder zur Vertheidigung ihrer Fürsten, zu den Waffen gegriffen? Auf Befehl ihrer Landesherren bewaffnet, haben sie mehrmals aufgebrachte Unterthanen ohne Barmherzigkeit über die Klin-

(b) V. Bayle Art. F. de Beaumont.

Klinge springen lassen: das ist wahr. Aber haben nicht die wider ihre Landsherren bewaffnete Hugonotten noch viel öfters treue Unterthanen ermordet? Unterdessen sind es blos diese treue Unterthanen, über welche der Herr von Voltaire alle Bitterkeit seiner Galle ausgiest: blos diese sind die Gegenstände seines rasenden Lärmens.

Das Ketzergericht mußte in der Abschilderung der Rasereyen der Katholischen auch eine Stelle behaupten:

Ein Ketzerrichter läßt sich durch die Liebe zwingen,
Den Nächsten dem Vulcan zum Opfer darzubringen.
Er trägt das Crucifix erbäulich in der Hand:
Auf diese Weise wird der arme Tropf verbrannt.
Er weint zugleich mit ihm: der Tod geht ihm zu Herzen:
Drum nimmt er dessen Geld, und lindert seinen Schmerzen.

Die itzigen Philosophen lassen sich es eben so stark, als die grösten Ketzer, angelegen seyn, das Ketzergericht durch ihr Geschrey herunter zu machen. Sie finden die Wahrheit nicht zulänglich, von demselben alles Böses, so sie wünscheten, sagen zu können. Man sehe nach, was wir im ersten Theile, nach dem Abte von Vayrac, über diesen Punkt gesaget haben; und man wird sehen, daß diese Anwendung der Güter der Verurtheilten für die Richter, von der Verleumdung entworfen sey.

Die französischen Berichte machen so erschreckliche Schildereyen von dem Ketzergerichte; daß man sich nicht

nicht enthalten kann, dasselbe höchstens zu verabscheuen: allein sie geben nicht den geringsten Beweis von dem, so sie behaupten. Ein weiser Mann sieht ungefähr, was er in dergleichen Berichten für aufgemutzet halten müsse. Wenn aber die Strengheiten des Ketzergerichtes fürchterlich sind; sind sie denn nicht zuweilen nützlich und nothwendig?

Wenn Menschen einer mehr als höllischen Unzucht und Gottlosigkeit sich erfrechen, Lästerungen, die bis auf diese Zeit nicht erhöret worden, und die schändlichen Unflätigkeiten, mit denen ihre Herzen erfüllet sind, sogar auf die anbethenswürdige Person des Herrn Jesus, und auf seine jungfräuliche Mutter, ausbrechen zu lassen; Lästerungen und Unflätigkeiten, um welcher willen diese abscheuliche Schriftsteller bey den Türken würden gespieset werden: sollten wohl die Ketzergerichte wider dieselben zu streng verfahren können? Sollten wohl Strafen seyn, die erschrecklich genug wären, die Religion und die christliche Gesellschaft wegen der Unbilden, die ihr von gewissen, seit einigen Jahren ans Licht getrettenen Gedichten angethan worden, zu rächen? Und wenn Voltaire den Rousseau, weil er als Urheber der bekannten Liedergesätze angeklaget worden, des Scheiterhaufens würdig gehalten hat; wessen wird er denn jene würdig erklären, welche den Brief an die Urania, und das schändliche Gedicht von der Jungfer gemachet haben? Er mag selber das Urtheil fällen.

VIII. Artikel.

Von der Verwaltung der Religion.

Der bekannte Hobbes, der in seinen Gedanken über die Glaubenslehren eben so verwägen, als

in seinen Grundsätzen der Sittenlehre ausschweifend war, wollte in der Religion blos dasjenige dulden, so die Fürsten darin zulassen und bestätigen würden. Der Herr von Voltaire hat ungefähr eben solche Gedanken. Er wünschte heftig, daß man mit der Religion so, wie mit andern, zur Gerichtsbarkeit der Staatsordnung gehörigen Sachen umgienge; und daß die Fürsten die Oberhäupter, die Herren, und Gesäzgeber derselben wären.

Um seinen Gedanken mehr Ansehen und Stärke zu geben, führet es das Beyspiel der römischen Kaiser an, die vormals die hohen Priester des Götzendienstes gewesen. Er machet zwischen dem thörichten Dienste der Götzen, der von blinden und verderbten Menschen eingesetzet worden; und der göttlichen Religion, die der einige Sohn des ewigen Vaters angeordnet hat, keinen Unterscheid. So trägt er seine Gedanken vor:

Der weise Rath zu Rom, das grose Siegerchor,
Stand so der Sittenzucht, wie den Altären vor:
Er hat das Bachusfest zur Mäsigung gelenket,
Und der Vestalen Zahl vernünftig eingeschränket.
Wer weis nicht, daß Trajan bey seiner Kriegesschaar,
So wie auch Mark Aurel, der hohe Priester war?

Indessen wollte er doch nicht haben, daß sich ein König des Hutes und Stabes eines Bischofes bediente; als Glaubensprediger zu den Ungläubigen reisete; und den Völkern den Segen ertheilete. Alles dieses überläßt

läßt er den Priestern, das übrige alles eigenet er den Königen zu.

Der Weltheiland hat zwar gesaget, er vertraute die Regierung der Kirche dem h. Peter und seinen Nachfolgern an: und hat den Aposteln, alle Nationen, was sie glauben und thun sollten, zu lehren befohlen. Der Herr von Voltaire aber hat andre Gedanken. Er wollte, daß itzo die Könige, und ihre Befehlshaber mit diesem Amte beleget würden.

Man hat bis auf unsre Tage eine Religion gehabt, deren Ansehen und Gesätze von den Beherrschern der Welt, von Constantinen, Theodosen, Karl dem grosen, in Ehren gehalten und vertheidiget worden; und die grösten Fürsten haben es sich hernach für eine Ehre gerechnet, denselben nachzuahmen. Voltaire wollte, daß die Fürsten heutiges Tages in die Fustapfen der heydnischen Kaiser träten: damit das Christenthum bässer eingerichtet, regieret, und auf den gebührenden Fus gesetzet werden möchte. Sehet! dies hat eine aufgeklärtere Vernunft diesem grosen Philosophen entdecket. Man muß gestehen, daß diese Einsichten von ganz frischem Gepräge seyn. Ein nicht weniger ehrwürdiges Ansehen, als Voltaire hat, wird, um sie in den Schwang zu bringen, erfodert. Er fährt fort, und saget:

Der Kauf- und Handwerksmann, der Priester und Soldat,
Sind alle einerley in Absicht auf den Staat.
Hält der Religion geheiligtes Gepränge
Die Grosen eben so, wie die gemeine Menge:
So sieht das Staatsgesätz den geringsten Bürgersmann,
Und Priester ebenfalls mit gleichen Augen an.

Da

Da haben wir noch einen andern Wunsch dieses Weisen, daß man in dem politischen Staate den Priester, wie einen Handwerksmann, wie einen Soldaten, wie einen Kaufmann ansehe: daß man in Frankreiche die Rohanen, Luinen, Choiseuilen, Rochefoucaulten; in Deutschlande und Italien die Baierfürsten, Colonnen, Ursinen auf diesen Fus setze. Doch, warum sind diese Fürsten und Herren auch Pfaffen geworden?

In einem Staate hat der Adel seine Vorrechte; die Gesätzverständigen haben die ihrigen. Diese Vorrechte gründen sich auf die Dienste, so sie dem Staate erweisen. Die Klerisey thut dem Staate gleichfalls wichtige Dienste: allein unser Philosoph fraget nicht viel danach. Daher will er nicht zugeben, daß die Geistlichkeit irgend eines Vorrechts vor dem gemeinen Bürger geniese. So sind die Absichten, und die neuen Entwürfe dieses Verbässerers der Religion beschaffen!

Ehe wir diesen Artikel schliesen, wollen wir den Herrn von Voltaire erinnern, daß er sich geirret habe, da er sagte, der römische Rath sey den Altären vorgestanden. Das hat der Rath nimmer gethan: man hat allemal Leute aus dem priesterlichen Stande dazu genommen. So viel ist wahr, daß unter den Priestern einige zugleich Rathsglieder gewesen: und wir haben auch Priester in den Räthen der Könige, und in den Parlamentern. Deßwegen sagen wir aber nicht, daß der Rath des Königes, und die Parlamenter Vorsteher der Altäre seyn; wir wissen uns auf eine geschicktere Art auszudrücken.

Noch einmal irret er sich, da er saget, der Rath habe der Anzahl der Vestalen vernünftige Schranken gesetzet. Die vestalischen Jungfrauen wurden unter den

römischen Königen eingesetzet. Man war ostermals, ihre Zahl voll zu machen, bekümmert: weit gefehlt, daß man sie einzuschränken gesuchet haben sollte. Die römischen Töchter bezeigten so wenig Lust zu einem eingeschränkten ledigen Stande, als unsre Philosophen zu der ewigen Verbindung des Ehestandes bezeigen.

IX. Artikel.

Von den Tugenden der Heyden.

Nichts ist tüchtiger, den Eckel vor dem Christenthume in den Gemüthern rege zu machen, und den Geschmack der Religionslästerung auf andre auszubreiten, als die gräulichen Farben, mit denen man das Leben der Christen schildert, und die günstigen Gemälde, so man von dem Betragen der Heyden entwirft. Von diesen entlehnet der Herr von Voltaire immer die Muster der Tugenden; und von jenen holet er allezeit die Beyspiele der Laster her. Nachdem er gesaget, das natürliche Gesätz sey in allen Herzen eingepräget; drücket er sich auf folgende Art aus:

Kurz, dieses war der Geist, der Sokrats Seele rührte;
Dies war der innre Gott, der ihn im Leben führte,
Der immer bey ihm blieb, und der bis in das Grab,
Auch da er Gift verschlung, ihm Muth und Stärke gab.
Weil die Philosophie den Mark Aurel entzücket,

Hat

Hat dies beglückte Joch ihn niemals hart gedrücket.
Und wenn auch Julian im Glauben schon gewankt,
So hat er die Vernunft doch niemals abgedankt,
Noch das Naturgesätz. Du Muster der Regenten!
Der Kirche Aergerniß! o daß dich alle kennten!

Er saget hier nichts von Trajanen, Solonen, Aristiden, Zoroastern, Alexandern: dieweil er ihnen in dem Register der Heiligen ihre Stelle bereits eingeräumet hat.

Wiewohl der gröste Theil dieser Fürsten und Weltweisen mit sehr schätzbaren Eigenschaften ausgeschmücket gewesen: so würde man doch ihre Heiligsprechung noch heftig bestreiten können. Man weis, wie weit die Unmäsigkeit Trajans, und seine Lust zu einer Art der Ueppigkeit, welche der Natur Gewalt anthut, gegangen sey. Markus Aurelius, wie schätzbar er in Ansehung seiner Weisheit und Leutseligkeit war, machte sich wegen der Schwachheit, die er gegen seine Familie bezeigete, und wegen seiner eigensinnigen Hochachtung der lächerlichsten Abergläubigkeiten, verächtlich. Alexandern betreffend, so ist die Wuth, in die er zu Zeiten gerieth, die Ausschweifung seiner Unmäsigkeit, und die Seltsamkeit seines Stolzes Niemanden unbekannt. Gewißlich waren diese Fürsten mit Theodosen, mit Karl dem grosen, mit dem heiligen Ludwig in keinen Vergleich zu ziehen. Was endlich Julianen anbelanget, so kann man es bey demjenigen, so der Herr von Voltaire selbst von ihm saget, be-

wenden lassen. An der Bildung, die er von ihm machet, ist alles merkwürdig.

Das Erste, so er von diesem bekannten Mamelucken erzählet, ist: daß Julian, ob er gleich dem Christenthume abgeschworen, und sich von den heydnischen Priestern auf tausenderley Arten hat reinigen lassen, um sein Christenmerkmaal, wenn es möglich wäre, auszulöschen; dennoch, wenn man dem Herrn von Voltaire glaubet, die Vernunft niemals verlassen habe. Allso hat ihn die Vernunft untreu gegen den Glauben gemachet, und dem Christenthume abzuschwören bewogen. Besitzt nicht der Herr von Voltaire ein wenig von dieser Vernunft des abtrinnigen Julians?

Hernach stellet er ihn als die Aergerniß der Kirche, und das Muster der Regenten dar. Wie artig und schön ist das nicht erfunden, ausgedacht, und gesaget! Führwahr ein schönes Muster, das man den Königen an einem Kaiser darstellen soll, welcher der christlichen Welt ein einziges, und dabey das gräulichste und ärgerlichste Beyspiel, das jemals erhöret worden, gegeben hat.

Endlich versichert er, Julian sey niemals von dem Gesätze der Natur abgewichen, wiewohl er die Religion verlassen hat. Ich weis nicht, ob man diesen Satz für eine Gottlosigkeit, oder für eine Thorheit ansehen solle. Das natürliche Gesätz befiehlt uns auf gleiche Art, einen Gott anzubethen, und ihm, wenn er wirklich einen Dienst vorschreibt, denselben, so wie er ihn haben will, zu erweisen. Hat nun Gott den Dienst der Christen wahrhaftig vorgeschrieben; und ist es erwiesen und gezeiget, daß er ihn vorgeschrieben hat: so ist ein vernünftiger Mensch, der ihn erkennet, schuldig, sich zu demselben zu bequemen.

men. Tritt er nicht aus dem Gleise des natürlichen Gesätzes, so wird er sich dazu bequemen; und nachgehends demselben nimmer abschwören.

Ist es demnach wahr, daß Julian als ein treuer Beobachter des natürlichen Gesätzes, das Christenthum verlassen habe? Hat ihn die Vernunft bewogen, sich zu allen Thorheiten der heydnischen Religion zu bekennen, und der Unsinnigkeit aller Götter beyzutreten, deren jeder Vater und Mutter, Weib und Kinder hatte; bey denen einige befahlen, andere gehorcheten u. s. w.? Welchen von beyden soll man hier für vernünftiger halten, Julianen in dem, was er gethan; oder Voltairen in dem, was er anrühmet?

Er mag nur immer einen Brinvillier, einen Borgias, einen Jakob Clemenz anführen. Dies bringt seinem Urtheile keine Ehre, noch der Religion einen Schaden. Man weis wohl, daß unter den Christen von Zeit zu Zeit Bösewichte gewesen. Unter den Aposteln war einer, der von dem göttlichen Munde des Herrn Jesus dem Teufel selbst an Bosheit gleich erkläret ward (c). Das ist kein Wunder. Die christliche Religion ändert die Natur des Menschen nicht. Sie geht nur mit Erleuchtungen, Hülfsmitteln, und kräftigen Beweggründen an die Hand, um die bösen Neigungen der Natur zu bemeistern. Es liegt an dem Menschen, sich diese Mittel zu Nutze zu machen. Das thut er nicht allemal: und es ist seine Schuld.

Allein was Voltaire immer sage, so wird er doch, aller Bemühungen ungeachtet, unter den Heyden nimmer etwas finden, das mit dem Heldenmuthe und der

(c) Joan. 6.

Lauterkeit jener wundersamen Tugenden in Vergleich kommen könne: wovon eine unzählige Menge Christen in allen Jahrhunderten der ganzen Welt das herrlichste Beyspiel vor Augen geleget.

X. Artikel.

Zergliederung des Gedichtes über das natürliche Gesäz, samt kurzen Anmerkungen über verschiedene Stellen dieses Gedichtes.

Dieses ganze Gedicht hat eine ziemliche Aehnlichkeit mit jenen Versen, die Sybille auf dürre Blätter geschrieben, welche der Wind durcheinander jagete, und dergestalt vermischte: daß man nichts anders darauf antraf, als Wörter ohne Verbindung; Wörter, die nichts aneinander hangendes, nichts gründliches, nichts vernunftmäsiges darstelleten. Dies schöne Meisterstück besteht aus vier Theilen.

Im ersten erhalten wir das Versprechen, die Wesenheit des natürlichen Gesätzes entdecket, und sein Daseyn bewiesen zu sehen. Hierzu werden zwanzig Verse angewandt. Das übrige handelt von was ganz anders, als wovon die Rede ist.

Im zweyten wird die Beantwortung der Einwürfe wider das Daseyn des natürlichen Gesätzes vorgenommen: und was man darin am Erstaunenswürdigsten finden wird, das ist die Entgegensetzung der von Christen begangenen Laster, und der Weisheit einiger Heyden.

Der

Der dritte ist eine rührende Ermahnung zur Religionsduldung, deren Nothwendigkeit durch die Beyspiele der Grausamkeit und Raserey, zu welchen sich die Katholiken aus Abgange der Duldung haben verleiten lassen, gezeiget wird.

Im vierten werden die Fürsten ihres Rechtes über die Religion belehret. Es wird ihnen gesaget, daß es ihnen zustehe, den Gottesdienst, die Glaubenslehren, die Pflichten, und die Beobachtungen vorzuschreiben. Alles wird dahin gezogen, alles wird durcheinander gemenget, Gottesdienst, Religion, Sittenlehre, Naturgesätz, göttliche und menschliche Satzungen! und diese vier Stücke zusammen genommen machen dasjenige aus, was Voltaire das Gedicht über das natürliche Gesätz benamset. Man urtheile sogleich von der Einigkeit dieses wunderbaren Gedichtes.

Die Ausführung wird uns nicht weniger befremden, als die Einigkeit. Die Menschen sind in Irrthum gefallen; sie kennen das natürliche Gesätz nicht. Die Absicht des Herrn von Voltaire ist, ihre Köpfe aufzuklären; und das macht er durch folgende schöne, an einen grosen König * gerichtete Verse bekannt.

Beherzter Philosoph! gieb, daß die reinen Stralen
Des dir ganz eignen Lichts auch meinen Geist bemalen;
Des Lichts, das die Vernunft in helle Flammen bringt,
Und dessen muntern Schein der finstre Wahn verdringt,

* Den König in Preusen.

Laßt uns die Irrthumsnacht der blinden Erde rächen,
Und sie, wenns thunlich ist, mit schwachem Lichte brechen.

Dieses Licht wird uns von folgendem schönen Verse beygebracht:

Verehre einen Gott, und sey gerecht, und liebe
Dein treues Vaterland.

Man muß gestehen, daß der Vers schön ist: er würde aber noch schöner: und zugleich gerechter seyn, wenn er gesaget hätte:

Verehre einen Gott, und sey gerecht, und liebe
Das menschliche Geschlecht.

Dies war der Gedanke des Herrn von Fenelon. Ich liebe meine Familie mehr, als meine Person, sagte er; ich liebe mein Vaterland mehr, als meine Familie; und noch mehr, als mein Vaterland, liebe ich das menschliche Geschlecht.

Hier hatte man nun billig zu erwarten, daß uns der Herr von Voltaire auslegete, was uns die Vernunft in Betreffe der Verehrung und des Dienstes, den wir Gott schuldig sind, der Pflichten der Gerechtigkeit, der Liebe des Vaterlandes lehret: aber vermuthlich hat ihn seine Vernunft nichts von allem dem gelehret. Nachdem er seinen Vortrag gemachet, vergißt er die Entwicklung davon zu bewerkstelligen; ja er giebt zu verstehen, das sey nicht nöthig. Denn,

Gebräuche, Nutzbarkeit, Gesätze hat die
Welt,
So wie den Gottesdienst, verschieden ange-
stellt.
Man suche nur gerecht und ohne Schuld zu
denken:
Das Uebrige kann man nach eignem Willen
lenken.

Hiermit haben wir einen schönen Unterricht über das natürliche Gesätz, eine schöne Erfüllung seines Versprechens!

Das Vernünfteln in dem Gedichte stimmet mit der Einigkeit, und der Vollziehung des Vorhabens vollkommen zusammen. Ungeachtet seiner dictatorischen Art, Aussprüche zu thun, kommen die Widersprüche, die bösen Folgen, die Ungereimtheiten, darin tausendweise vor. Man findt einfältige Vernunftschlüsse in schönen Versen, schwache Gründe in prächtigen Worten, Kindereyen und Irrthümer, welche mit der stolzesten Zuversicht dargestellet werden. Man hat bereits in den obigen Artikeln die Beweise davon gesehen: wir wollen deren noch einige in diesen kurzen Anmerkungen hinzusetzen.

I.

Gleich vom ersten Verse seines Gedichtes an, redet er von Gott, als von einem unbekannten Weesen: und vierzig Verse danach, versichert er, man könne nicht ohne Erkänntniß Gottes seyn. Ein klarer Beweis, daß seine Begeisterung eine blose Verirrung ist.

Vielleicht hat jüngst die Welt ein unbekanntes Wesen,
Das von sich selber ist, zur Wirklichkeit erlesen,

Das ist der unbekannte Gott.

Wie? sichtbar ist die Welt: soll Gott verborgen seyn?
Nein, nein! mein Schöpfer hat mich nicht umsonst gemachet,
Indem sein Siegel selbst auf unsren Stirnen wachet.

Da haben wir den Gott, der nicht unbekannt seyn kann.

II.

Dem neuen Apostel des natürlichen Gesätzes zufolge, kann dasjenige, so, der Herr befohlen hat, den Sterblichen nicht unbekannt seyn: und nach eben diesem Apostel, wissen es die Sterblichen nicht.

Der Wille Gottes kann mir nicht verborgen seyn.
Er gab mir sein Gesätz bey meiner Schöpfung ein.
Die Sittenlehre ist, sowohl in allen Zeiten,
Als Orten einerley: selbst in den Ewigkeiten
Ist sie es, die mit uns im Namen Gottes spricht.
Die Stimme der Natur erklärt uns unsre Pflicht,
Die wir Gott schuldig sind.

Da ist das Gesätz, das allen Menschen bekannt gemachet worden.

Ist er mit Ungebühr in seine Macht verliebt,
Und plagt ihn Eifersucht? Ists jener tapfre Krieger,
Der Mahometen glaubt, Bysanzens stolzer Sieger;
Ist das Chineservolk, die wilde Tartarnbrut,
Die Gottes Wesen kennt, und seinen Willen thut?
Im Dienste sind sie so verschieden, wie im Leben;
So wie auch alle ihm ein' andre Sprache geben.
Sie irren insgesamt. Doch laßt uns weiter gehn,
Um diesen Lügnerschwarm nicht länger anzusehn.

Hier haben wir den Willen, das ist, das Gesätz des Herrn, als eine allen Sterblichen unbekannte Sache.

Auf solche Art kläret dieser neue Orpheus unsern Verstand auf: der die Gottesgelehrtheit als einen dunkeln Irrgarten, und die Gottesgelehrten als pöbelhafte Lehrer betrachtet.

III.

Indem unser Gesätzgeber die Verschiedenheit der bürgerlichen, der Kirchen- und Klostergesätze ausleget, so saget er: alle diese Gesätze seyn unbeständig und veränderlich, alle diese Gebräuche und Gottesdien-

dienste seyn das Werk eines Augenblickes. Und daraus zieht er diesen Schluß:

Man suche nur gerecht und ohne Schuld zu denken;
Das Uebrige kann man nach eignem Willen lenken.

Dieser Vernunftschluß, diese Folgerung hat etwas besonders an sich, nämlich dieses: daß sie alle mögliche Fehler der Ungereimtheit, der bösen Folgen, der Gottlosigkeit, u. d. gl. in sich begreift. Es ist ungereimt zu sagen, daß die gesellschaftliche Gerechtigkeit alle Pflichten des Menschen in sich fasse: denn es giebt noch Pflichten gegen Gott; es giebt Pflichten des Menschen gegen sich selber.

Es ist eine Gottlosigkeit, wenn man alles das, so sich nicht auf die gesellschaftliche Gerechtigkeit bezieht, für willkührlich hält: weil die Sachen von göttlicher Anordnung eben solche Achtung verdienen, wie das natürliche Gesätz selbsten. Gott dem Herrn stand es frey, dieselben anzuordnen; aber dem Menschen steht es nicht frey, sie zu verwerfen.

Es ist nicht nöthig, die üble Folge dieses Vernunftschlusses zu zeigen. Sie läßt sich aus dem bereits Gesagten mit Händen greifen.

IV.

Soll denn ein schwaches Hirn die tolle Frechheit nähren,
Das ewige Gesätz mit seinen zu vermehren?
Ach! soll denn das Geschöpf, das, da man es kaum sieht,

Der

Der Nichtigkeit sich naht, und aus den Augen flieht,
Soll dieses sich beherzt zum Throne Gottes schwingen,
Und gleich dem höchsten Gott, die Welt zu horchen zwingen?

Keine Verse können uns sichtbar werden, die voller Pracht, und leerer an Verstande sind. Da Voltaire von den Gesätzen spricht, die der Schöpfer der physikalischen Welt gegeben; so fraget er: ob die schwachen Gehirne der Menschen sich auch unterstehen dörfen, eben dieser Welt Gesätze vorzuschreiben? Welchem Menschen ist doch diese Narrheit jemals eingefallen?

Diese Verse enthalten indessen nicht so viel Thorheit, als Gottlosigkeit des neuen Dollmetschers des natürlichen Gesätzes. Man untersuche seine ganze Absicht, so wird man sehen: daß es auf alle willkührliche, und vorzüglich auf die göttlichen und geistlichen Gesätze, gemünzet sey.

V.

Voltaire beweinet die Uebel, die in der Welt aus Abgange der Religionsduldung veranlasset worden; und giebt drey Ursachen davon an. Es klingt allso:

Wie konnte doch die Welt das tugendhafte Toben,
Zweyhundert Jahre lang, an unsern Ahnen loben?
Beym Rufen der Natur verstopfte man das Ohr;

Nebst ihrem brachte man noch mehr Gesätze
vor.
In seiner Sklaverey war man so stark verwildet,
Daß man den höchsten Gott sich ähnlich eingebildet.

Kann wohl eine klärere Bestätigung dessen, was in der vorhergehenden Anmerkung gesaget worden, ausfindig gemachet werden?

Wenn man die Ursachen der Religionsverfolgung bey den Heyden aufsuchen wollte: so könnte man mit grösserm Fuge sagen:

Wie konnte doch die Welt das tugendhafte Toben,
Dreyhundert Jahre lang, am Römervolke loben?
Beym Rufen der Natur verstopfte man das Ohr. u. s. f.

Die blütigen Auftritte, die in dem heydnischen Rom drey Jahrhunderte lang gesehen worden, da man Männer, die ihrer Tugend halber zu bewundern waren, auf die Schlachtbank lieferte; und die grausamen Verordnungen, so wider dieselben verfertiget worden, lehren sattsam, bis auf welchen Grad die Stimme der Natur unbekannt gewesen; und was das für Gesätze gewesen sind, die ihrem geheiligten Gesätze zugegeben worden. Unzüchtige, wilde, rachgierige Gottheiten, wie Jupiter, Mars, Venus, Merkur waren, zeigen zur Gnüge, wie sehr das Heydenthum von seinen Vorurtheilen verblendet gewesen sey. Diese Blindheit, diese Raserey, diese Tollheiten erkennet der weise Voltaire allein an den Christen. Die

Chri-

Christen allein untersteht er sich als hassenswürdige Scheusale abzuschildern. Blos unsre dumme Altväter verdammet und verwirft er.

VI.

Der Philosoph Voltaire geräthet wider jene in eine hitzige Gemüthsregung: welche die Deisten, Heyden, Abtrinnigen, Socinianer verdammen (d). Er räumet diesen aus eigener Macht eine Stelle im Himmel ein. Er machet ein groses Verzeichniß der Vorbestimmten von dieser neuen Gattung. Und zugleich sagt der fromme und gewissenhafte Voltaire in einer Anmerkung: daß er die Grundlehre: Auser der Kirche ist keine Seligkeit, in Ehren halte.

Ist das für Spötterey, für Gottlosigkeit, für Häucheley bey Voltairen anzusehen? Es ist alles dieses miteinander. Mit dieser kurzen Nachricht begnüget man sich, da man das gottlose Wesen verbreitet; und man glaubet, sich in Sicherheit zu setzen, wenn man sich anstellet, als wollte man es mit einer betrüglichen Anmerkung verhüllen.

VII.

Nein, sagt, wie kömmt es doch, daß die, so wieder taufen,
Der Römer, und der Griech, und jener grose Haufen,
Der Luthers Lehre glaubt, und der Calvinen preist,
Der Quaker, Quietist, und was man Ketzer heist,
Wie zänkisch sie sich auch in ihrer Lehre trennen, Doch

(d) Loi naturelle, 3. Partie.

Doch alle ohne Streit dich ihren Vater nennen?
Das machet, du bist weis, du bist der höchste Herr.

Die Vernunft saget uns, es wäre zu wünschen, daß alle Menschen in einerley Gottesdienste vereiniget wären: weil in der Gesellschaft mehr Einigkeit und Friede seyn würde. Die Weisheit saget den Fürsten, daß sie, zur Wohlfahrt ihrer Staate, sich ihrer Macht bedienen müssen, diese Eintracht und diesen Frieden zu behaupten. Die Religion gebiethet ihnen, den Weg der Mildigkeit einzugehen, und jene Mittel zu ergreifen, die den natürlichen Rechten nicht zu nahe treten, um ihre Unterthanen zu der Wahrheit zu führen. Die Gleichgültigkeit gegen die Religion stimmet weder mit der Vernunft, noch mit dem Geiste des Herrn Jesus überein; und sie ist doch der Wunsch aller Philosophen. Von diesen sollte man billig mit Voltairen sagen:

Sie irren insgesamt. Doch laßt uns weiter gehn,
Um diesen Lügnerschwarm nicht länger anzusehn.

VIII.

Doch schärfte der Vales den wilden Kirchendolch:
Den Dolch, den bald darauf Paris hat müssen sehen
Durch die beherzte Brust des grösten Heinrichs gehen,

Welch ein Ausdruck! welch eine Schilderey! die Kirche mit einem Dolche bewaffnet! Wer ist Voltaires Apollo gewesen? Kein Wunder, daß er die Fürsten ermahnet, sich der Regierung der Kirche zu bemächtigen. Ohne dieses ist sie zu gefährlich, zu fürchterlich. Er hat den Gräuel, den dieser Ausdruck einflößen mußte, selber gemerket: daher bestrebet er sich, ihn vermittels einer Anmerkung zu lindern, worin er sagt, durch dieses Wort müsse nicht die katholische Kirche, sondern der Dolch eines Geistlichen, das Schwärmen einiger Geistlichen verstanden werden.

Allein wenn der Ausdruck einen Greuel erwecket, warum hat man ihn nicht abgeändert? Warum ändert man nicht ebenfalls einen der vorhergehenden Verse, worin Jakob Clemenz als ein Nachahmer der Judith vorgestellet wird? Eine treffliche Gleichniß! Judith nimmt einem feindlichen Feldherrn, einem ungerechten Angreifer und Unterdrücker ihres Volkes das Leben; und Jakob Clemenz ermordet seinen rechtmäßigen König. Dem meuchelmörderischen Mönche wird blos deßwegen das Beyspiel der Judith an die Seite gesetzet, damit dadurch die Religion immer verhaßter gemacht werde. Der Geist Gottes leitete die Judith, und erklärte sie für heilig: sollte man sie dennoch als eine unsinnige darstellen? Hiese das nicht, die Gotteslästerung mit der Abscheulichkeit der Ausdrücke verpaaren?

IX.

Der den Soldaten führt, kann auch wohl Priester führen.

Der Spruch ist leer an Verstande, oder voll Ungereimtheit. Will er sagen, ein König, der hundert-

tausend bewaffnete Männer unter den Gehorsam bringt, könne auch Priester, die nichts wissen, als Sacramente austheilen, und die Tagezeiten bethen, sich unterwürfig machen? Das ist eine Kinderey, eine Niederträchtigkeit. Will er sagen, ein König, der die Kriegszucht, und alle Bewegungen seiner Kriegsleute einrichtet, könne ebenfalls das Kirchenregiment, die Gesinnungen, die Lehren, die Amtsverwaltungen der Religion einrichten? Das ist eine Ungereimtheit. Es giebt Dinge, die zur Gerichtsbarkeit der königlichen Macht gehören: es giebt andere, die der Kirchenmacht eigen sind: und wieder andere, die die gegemeinschaftliche Einstimmung beyder Mächte erfodern.

X.

Der Herr von Voltaire saget uns:

In seiner Sklavery war man so stark verwildet,
Daß man den höchsten Gott sich ähnlich eingebildet.
Man hat ihn ungerecht, verführisch, wild gemacht:
Man hat ihm Eifersucht und Galle zugedacht.
Die Unbeständigkeit hat ihn sogar beseelet:
Die Eitelkeit hat ihn sowohl als uns gequälet.

Dieser Gott, so wie ihn der Herr von Voltaire hier schildert, gleichet zwar dem Gotte des schwermüthigen Calvins; oder des tollen Luthers: aber mit dem Gotte der Katholischen hat er keine Aehnlichkeit. Calvin nämlich hat sich nicht gescheuet zu sagen,

gen, es sey der Wille und Befehl Gottes, daß der Mensch in Blindheit und Sünde verfalle (e): und daß die Sünde des ersten Menschen eine Folge der Anordnungen und der Bewilligung Gottes selbsten sey (f). Sein treuer Lehrling und vertrauter Freund Beza trug kein Bedenken zu sagen: daß Gott die Menschen nicht nur zur ewigen Verdammung, sondern auch zu den Sünden, die da die Ursachen der Verdammung sind, vorbestimme (g). Luther kramet in seinem Buche de Servo Arbitrio, d. i., von der sklavischen Freyheit, eben diese gotteslästernde Waaren aus. Allein die Katholischen haben niemals dergleichen was gesaget. Unsre Glaubenslehren, unsre Katechismen, unsre Gottesgelehrten, die Väter der Kirche stellen uns einen ganz andern Gott vor. Wenn sich der Herr von Voltaire der Lehrstücke seiner Christenlehre erinnerte: so würde er eben dieses Zeugniß, wie wir, ablegen können.

XI.

Wir haben endlich recht, in diesen unsern Tagen
Dir, o Philosophie! mit Freuden dankzusagen:
Weil du nun einen Theil Europens aufgeklärt,
Und ihm die Grausamkeit der Sitten abgelehrt.

Man glaubete vor diesem, die Religion habe viel zur Linderung der menschlichen Sitten beygetragen:

(e) Calvin. Instit. L. I. C. 18.
(f) Id. in Gen. 3.
(g) Bez. L. de Prædest.

und es scheint, man habe gute Gründe gehabt, dieses zu glauben. In der That sah man seit der Einführung des Christenthumes nicht mehr, daß fast alle Kaiser, wie zuvor, ermordet, und durch gewaltsame Todesarten hingeraffet wurden. Die unmenschlichen Schauspiele des Amphitheaters hatten ein Ende. Die Gewalt, deren man sich gegen die Sklaven so grausamer Weise gebrauchte, machte menschlichern Gesinnungen Platz. Der Mensch gewöhnete sich, einen andern Menschen, als seines gleichen zu betrachten. Das waren gleichsam natürliche Folgen der evangelischen Erkänntnisse und Wahrheiten.

Der Herr von Voltaire ist einer andern Meynung. Er läßt die Ehre dieser beglückten Aenderung der Philosophie zukommen. Er behauptet, diese habe in allen Herzen die Gesinnungen der Menschlichkeit wieder erwecket: welche die Glaubenslehren der verschiedenen christlichen Secten zernichtet hatten.

Der Menge der Ketzereyen ungeachtet, hat die Kirche mehr als tausend Jahre gestanden, ohne daß in Religionskriegen Blut vergossen worden. Dieselben müssen allso hernach was anders, als die Religion selbst, zum Grunde gehabt haben. Sie haben im fünfzehnten Jahrhunderte von der Tollheit der Hussiten, die Böhmen verwüsteten, ihren Anfang genommen; und wurden im sechszehnten Jahrhunderte durch die Meutereyen der Lutheraner und Calvinisten fortgesetzet. Nun wird man aber im Evangelium, und bey den Vätern der Kirche nichts finden, das die Meutereyen rechtfertige. Die Barbarey und Halsstärrigkeit hat den Anfang davon, die Gewalt aber das Ende gemachet.

XII.

XII.

Ein Gärtner konnte nie, so lang die Menschen denken,
Den Einfluß des Gestirns nach seinem Willen lenken.
Zu welcher Zeit hat er auch nur die gringste Frucht,
Die noch am Baume hieng, durch einen Wink verflucht?
Hat er den Feigenbaum, und seine zarte Reben
Nach Willkuhr dürr gemacht?

Alle heutige Philosophen haben den Ton Luthers und Calvins ergriffen, um den ehelosen Stand der Religion zu verschreyen. Diese Muster ahmet der Herr von Voltaire hier nach. Christus hat Einigen den ehelosen Stand angerathen, damit sie des Himmelreiches würdiger würden: der h. Paul stellet ihn als einen vollkommenern und Gott gefälligern Stand vor: dennoch wird er von den Philosophen und Ketzern verdammt, und verabscheuet. Da wir nun einerseits das Ansehen der Philosophen und Ketzer, andrerseits hergegen des Herrn Jesus und des h. Pauls ihres vor uns haben: so sage man uns, zu welchem von beyden wir uns neigen sollen; und welcher von beyden Theilen mehr Verehrung verdiene. Bey den allerheiligsten Anordnungen können sich Misbräuche und Aergernisse eräugnen. Ein wahrer Weiser wird blos von den Aergernissen und Misbräuchen reden: die Anordnungen aber selber wird er allemal in Ehren halten.

XIII.

Der Herr von Voltaire bezeiget immerfort gegen die Gottesgelehrten die gröste Verachtung. Allein er redet ohne Känntniß der Sache; und verdammet die, welche er zu richten nicht im Stande ist. Doch geht er deßwegen nicht mit minderer Zuversicht zu Werke. Er saget:

Wie? kann man denn, um Gott zu finden, keinen andern,
Als den verwirrten Weg der Gottsgelehrten wandern?
Bey euch hat Origen, wie Scottus *, kein Gewicht;
Was dieses Paar von Gott in seinen Schriften spricht,
Das weis uns die Natur weit bässer einzuschärfen.
Laßt uns dergleichen Art Romanen nur verwerfen,
Die man Systeme nennt.

Der Herr von Voltaire scheint keinen wahren Begriff von der Gottesgelehrtheit zu haben: daher wollen wir ihm einen mittheilen. Die wahre Gottesgelehrtheit ist die Wissenschaft der Religion; sie ist die Erkänntniß ihrer Grundlehren, ihrer Beweise, ihrer Lehrsätze, und alles dessen, so erfordert wird, um sie zu erweisen, zu vertheidigen, zu rächen. Diese Wissenschaft setzet nothwendiger Weise eine tiefe Känntniß der h. Schrift, und der apostolischen und dogmatischen Traditionen voraus. Diese Traditionen finden sich

* Johann Scot Erigena, ist mit Duns Scoten nicht zu verwechseln.

sich in den Werken der vornehmsten Schriftsteller der vier oder fünf ersten Jahrhunderte. Allein dies ist eine Art Studirens, worin der Herr von Voltaire sowohl, als viele Lehrer, nicht weit gekommen sind. Was er in dem Gedichte über das Unglück der Stadt Lisabon von sich selber gesaget hat, das kann er ohne Scheu wiederholen:

Ich bin den Lehrern gleich: ich weis so viel, als nichts.

Was die scholastische Gottesgelehrtheit anbelanget, die so viele Bände ans Licht gestellet, welche von Niemanden gelesen werden; und so viele unnütze Meynungen aufgebracht hat, welche jene Stücke, denen man seinen Fleis vorzüglich widmen sollte, verschlungen und unsichtbar gemachet haben; so hat diese ihre Fehler, es ist wahr. Man kann nicht läugnen, daß verschiedene Schulen sich derselben zu stark bedienet haben, um ihre besondere Meynungen fest zu setzen; aber viel zu wenig, um die Gröse und die sieghaften Proben der Religion kennbar zu machen. So kann man ebenfalls nicht verneinen, daß diese Gottesgelehrtheit zuweilen ganz einfache Wahrheiten dunkel und unverständlich gemacht, und ihre Zänkereyen über unnütze Sachen zu weit getrieben habe. Indessen hat sie doch die Verachtung, die man wider sie einzuführen sich bestrebet, nimmer verdienet; und verdienet sie heut zu Tage noch weniger, als jemals. Sie giebt noch groses Licht, und wichtige Erkänntnisse an die Hand; allein sie könnte dieselben noch kürzer zusammenziehen, und viel wohlfeiler darbiethen.

Es scheint, der Herr von Voltaire habe uns in diesem Gedichte einen Auszug der dogmatischen und moralischen Gottesgelehrtheit liefern wollen: allein man

sieht, daß dieser Auszug keiner von den bästens gegründeten, noch von den wahrhaftig vernünftigen ist. Er trägt blos die Grundsätze des Deistenthumes vor; und sein Deistenthum ist nichts, als eine Religionslästerung ohne Grund. Er zieht wider die aufs Kläreste bewiesenen Wahrheiten zu Felde; und seine ganze Probe besteht in der Verwägenheit des Tones. Er hält sich selbst nicht auf den Füsen: er widerspricht sich selbsten. Wann man die wichtigen Sprüche liest, die er von Zeit zu Zeit auskramet: so stebt man in den Gedanken, man höre jenen Schwätzer noch, wovon der Herr im Buche Jobs saget: **Wer ist dieser, der die Sprüche mit ungeschickten Reden verwickelt** (h)? Das ist nämlich diejenige Klippe, an welcher alle jene stranden, die der Quelle der Wahrheit nicht nachgehen: die man allein in der Offenbarung, und in einer der Offenbarung unterthänigen Vernunft antrifft.

Als der Verfasser des Cid und Cinna seinen Agesilaus ans Licht stellete: so bemerkte man, daß der Geist des grosen Corneilles ziemlich veraltet war. Wann man das Gedicht über das natürliche Gesätz liest: so merket man, daß an Voltairen alles veraltet, alles, auser dem Hasse des Christenthumes, geschwächet ist. Man findt ein Gedicht ohne Einigkeit; einen Entwurf ohne Ausführung; Vernunftschlüsse ohne Geschicklichkeit; häßliche Beschuldigungen ohne Beweise; Reden, die allemal heftig, gottlos, ungereimt und eines öffentlichen Feindes des christlichen Namens würdig sind. Die Untersuchung desselben, die wir itzo bewerkstelliget, und die Zergliederung, so wir dargestellet haben, beweisen dieses auf eine überzeugende Art. Den Schluß des schönen Gedichtes machet dies andächtige Gebeth:

Vol-

(h) Job 38.

Voltaires Gebeth.

O Gott! den man nicht kennt, den alles doch verräthet,
Ach höre, wie mein Mund am Ende zu dir bethet:
Hab' ich geirrt, so wars, um dein Gesätz zu sehn;
Mein Herz ist deiner voll, sollt' es sich auch vergehn.
Daß Gott, der mich gemacht, und mir in meinen Tagen
So manche Gnad' erzeigt, mich ewig sollte plagen,
Nein, nein, das glaub' ich nicht: das kann ja nimmer seyn;
Drum jagt die Ewigkeit mir keinen Schrecken ein.

XXVIII. Hauptstück.

Von einigen, dem Herrn von Voltaire zugeeigneten, aber nicht eingestandenen Werken.

Gegenwärtiges Jahrhundert wird das philosophische Jahrhundert benamset. Ist es nicht zu vermuthen, daß die Nachkommenschaft es das Jahrhundert der Gotteslästerungen und der Gottlosigkeit nennen werde? Für gewisse Schriftsteller ist nichts mehr ehrwürdig, nichts heilig. Gott, die Religion, die Glaubenslehren, die Sittenlehre, die Uebungen des Gottesdienstes, alles dieses ist der Gegenstand unsinniger Vernunftschlüsse, der Galle, der Stachelschrif-

ten, der Spötterenen vieler Bücherschreiber unsrer Tage. Der abscheulichsten Gottlosigkeit leget man den Namen der Philosophie bey; Schriften, deren Unlauterkeit bey den Lotterbuben selbst einen Grausen verursachet, hält man für Zeitvertreib, für Kurzweile; man greift begierig nach Werken, die nach nichts als Freydenkerey und Unabhängigkeit schmecken, oder die nichts anders zum Zwecke haben, als die Ehrerbiethsamkeit und den Gehorsam, den man der Religion schuldig ist, aus den Herzen zu entfernen.

Seit einigen Jahren sind dergleichen Werke häufig zum Vorscheine gekommen. Der Mangel der Bestrafung vervielfältiget sie von Tage zu Tage. Einige schreibt man dem Herrn von Voltaire zu, und unter andern den Brief an die Urania, und das Gedicht von der Jungfer. Von dem einen will er nichts wissen; wegen des andern entschuldiget er sich. Er behauptet, es seyn in diesem Gedichte viele Sachen, die von ihm nicht herkommen, zugesetzet und eingeschaltet worden. Ob diese Vertheidigung statt haben könne, untersuche ich nicht. Man kennet darin eben so leicht die Merkmaale des Geistes, als die Schreibart Voltaires. Beynebens weis man, wie kühn er sey, dasjenige öffentlich zu läugnen, woraus er sich heimlich eine Ehre machet. Allein welche Quelle es immer sey, daraus ein so abscheuliches Gift geflossen, so ist das zum Wenigsten gewiß: daß nie so viel Gottlosigkeiten und Gotteslästerungen, so viel Schandstücke und Unflätigkeiten, so viel viehische Grobheiten, und abgeschmackte Unanständigkeiten irgends zusammengeflicket worden, als man deren in dem Gedichte von der Jungfer antrifft.

Der Unterscheid zwischen diesen zweyen Werken besteht darin: daß man in dem Briefe einen jungen unsinni-

sinnigen Menschen sieht, dem eine höllische Vermessenheit anstatt des Verstandes, der Aberwitz anstatt der Begeisterung, die Gotteslästerung anstatt der Freyheit, und die Gottlosigkeit anstatt eines Wegweisers und der Vernunft dienet.

In dem Gedichte sieht man einen lasterhaften Alten, der den Unterricht und die Erfahrung von allen Arten der Geilheit besitzet. Er athmet noch die schändlichsten Unflätigkeiten aus: seine einzige Ruhe und Freude besteht in den schmutzigsten Lüsten: er mischet das Geistliche und Weltliche, das Göttliche und Menschliche durcheinander; und wickelt den Herrn Jesus, die jungfräuliche Mutter, und die Heiligen in dieselbigen Schändlichkeiten ein: er kurzweilet in Gotteslästerungen, machet sich in Gottlosigkeiten lustig, entzücket sich in Geilheit: er ist im Stande, hierin gräulichere und abgeschmacktere Unterrichtungen zu geben, als selbst die Hölle geben könnte.

Man widerleget dergleichen Werke nicht: denn das wäre eine neue Aergerniß. Selbst die Verfasser davon erröthen; sie dörfen sich nicht blos geben; sie verbergen sich, um sich der öffentlichen Rache zu entziehen. Und in der That wo ist eine christliche Gesellschaft, die das höllische Ungeheuer, so diese abscheuliche Lieder ausgespien hat, dulden könnte? Wo ist die Oberkeit, die das Schwert der Gerechtigkeit einzuhalten vermöchte? Glücklich sind diejenigen, denen dieses schändliche Gedicht blos darum bekannt werden wird, damit sie es den Flammen zum Opfer geben; und dasjenige, so die Verfluchung der Religion, die Verabscheuung des Christen, und die Schande dieses Jahrhunderts enthält, der Känntniß unserer Nachkömmlinge, wo möglich, entziehen und austilgen.

XXIX.

XXIX. Hauptstück.

Wiederholung dieser ganzen Widerlegung, worin gezeiget wird, wie die Werke des Herrn von Voltaire zu betrachten und anzusehen seyn.

Was wir bisher von den Irrthümern des Herrn von Voltaire angeführet haben, war ein bloser Auszug derselben. Wir haben noch nichts von dem verwägenen und ärgerlichen Geschreye, das man in verschiedenen seiner theatralischen Stücke antrifft; nichts von der scheuslichen Freydenkerey, wonach viele seiner kleinern Schriften schmecken; nichts endlich von den gottlosen Lehrsätzen, die er in verschiedenen Stellen seiner Henriade auskramet, gesprochen. Es sind viele sehr beträchtliche Stücke in seiner Geschichte, und in seinen vermischten Schriften; die wir gar nicht untersuchet haben, ob sie gleich eben so wohl geprüfet und beurtheilet zu werden verdienten. Wir besorgeten, den Lesern beschwerlich zu fallen. Das wenige, so wir gesaget haben, hat uns zureichend geschienen, einen Begriff von den Werken dieses berühmten Schriftstellers zu geben.

Man gebe nur acht, daß man sich durch die glänzende Mischung der Farben, mit denen er alle Materien, die er abhandelt, ausschmücket, nicht irre machen lasse; sondern man schlage sie über den Leist einer gesunden Kritik: so wird man sehen, daß er, aller seiner Fähigkeit ungeachtet, schier immer ohne Grundsätze, ohne Richtigkeit in den Vernunftschlüssen, ohne Achtung alles dessen, was die höchste Achtung verdienet, zu Werke geht. Fast allenthalben dienet ihm die

Verwägenheit zum Leitsterne; die Bosheit zum Wegweiser; eine zwar verschiedene, aber nicht gründliche Belesenheit zu Wissenschaft und Erkänntniß: und Irrthümer von allerley Gattung sind die Früchte davon. Auch reist er oft an einem Orte nieder, was er am andern aufgebauet hatte. Er streitet wider sich selber; er widerspricht sich; er läßt sich von dem Feuer, oder vielmehr von den Ausschweifungen seiner Einbildungskraft dahin reisen. Daher kömmt es, daß seine Urtheile über einerley Punkte so oft einander zuwider sind, wie man in vielen Stellen dieser Kritik hat bemerken können.

Seine allgemeine Geschichte scheint keinen andern Endzweck gehabt zu haben, als die Religion der Christen verächtlich und abscheulich zu machen. Er hebt von den Lobeserhebungen, oder von der Rechtfertigung der Fürsten an, die sich in Verfolgung des Christenthumes vorzüglich toll und rasend gewiesen haben. Er redet von dem abtrinnigen Julian nicht anders, als mit Bewunderung; er bemäntelt die Scheuslichkeiten der Neronen; er entschuldiget die Rasereyen der Decien und Maximinen. Unsre Märtyrer hergegen sieht er mehrentheils als aufrührische, und billig zum Tode verdammte Leute an; und findt in den Jahrbüchern der Kirche nichts, auser einem Haufen Mährchen, die nichts anders, als Verachtung verdienen. In Ansehung der Fürsten, die sich durch ihre Ehrerbiethung, ihren Eifer, und ihre Liebe gegen die Religion, berühmt gemachet haben, wie z. E. Constantin, Theodos, Karl der grose, machet er sich damit lustig, daß er sich zu ihrer Anschwärzung der schrecklichsten und häßlichsten Züge bedienet.

In einer Folge von mehr als zehn Jahrhunderten saget er kein Wort von den grosen Tugenden, die so vie-

viele christliche Helden scheinbar gemachet haben. Seine Feder weigert sich allemal, denselben was rühmliches zuzuschreiben; allein über die Unordnungen, die unter ihnen ausgebrochen sind, läßt sie Galle und Bitterkeit in Ueberflusse triefen. Er erschöpfet sowohl dasjenige, was die betrübte Wahrheit darbiethet, als was die schwarze Lästersucht sich unterstanden, ausfindig zu machen.

Hernach öffnen ihm die widrigen Schicksale der Religion und Europens, wegen den Ketzereyen des sechszehnten Jahrhunderts, ein neues Feld. Er durchläuft Aengelland, Holland, Dänemark, Deutschland, Schweden, um uns wegen den Uebeln, so die katholische Religion daselbst gestiftet, die Thränen auszutreiben; und das Gute, welches die Ketzerey allda zuwege gebracht, sichtbar zu machen. Er hatte der erbaulichen Heiligkeit der Stifter des Christenthumes, und der wunderbaren Tugenden der ersten Christen, mit keinem Wörtchen erwähnet. Allein wenn er von den Lutheranern, Calvinisten, Wiedertäufern, Quakern, und von allen denen redet, die der römischkatholischen Religion abgeschworen haben: so ist er von einer geistlichen Ehrfurcht und Hochachtung völlig eingenommen.

Endlich zeiget er sich in den letzten Stücken dieser schönen Geschichte als einen Verschwender der übermäsigsten Erhebungen jener Philosophen, und ihrer itzigen Philosophie, die der Vernunft alles, und dem Glauben nichts zueignen; die weder Offenbarung, noch Glaubenslehren, noch Sittenregeln erkennen; und unter den Worten der Religion und des natürlichen Gesätzes den unvernünftigsten und gefährlichsten Unglauben verbergen.

Man

Man kann einen ziemlichen Theil seiner vermischten Schriften als einen Auszug, oder kurzen Begriff von allem dem betrachten: so die Gottlosigkeit in diesem Jahrhunderte wider die Religion zur Welt gebracht hat. Indessen muß man bemerken, daß er in diesem Falle kein eigner Verfasser mehr; sondern blos ein knechtischer, gefährlicher, und verführischer Abschreiber ist. In diesen vermischten Schriften wird man folgende Stücke wahrnehmen: die den Sitten, der Religion, und dem Staate nachtheiligsten Grundsätze, mit gutem Muthe aufgeführet, aber mit aller nur möglichen Kunst verdecket; das Deistenthum überall eingeflößet, angerathen, und als die Frucht der reinen Vernunft, und das Erbgut der wahren Weisen dargestellet; die Fangschlüsse über allerley Materien vervielfältiget; das Materialistenthum begünstiget, oder fragweise vorgestellet; die Verachtung der ehrwürdigsten und heiligsten Glaubenslehren allenthalben beygebracht. Das ist alles, was man in einem guten Theile der voltairischen vermischten Schriften finden und lernen wird.

Das Urtheil, so wir über seine Werke fällen, ist eine nothwendige Folge der Prüfung, die wir damit vorgenommen haben: und die Widerlegung, die wir geben, leget die augenscheinlichsten Beweise von der Wahrheit und Billigkeit dieses Urtheils vor Augen.

Was daraus folget, ist dieses. Die Lesung dieser Werke wird die Anweisung geben, daß man die christliche Religion nur für eine blutgierige Religion, und für die eigentliche Ursache fast aller Unsterne, die die Welt verwüstet haben; die meisten ihrer Gesätze und Bräuche für die Frucht einer blinden, schwachen, oder unsinnigen Raserey; und ihre Diener für ehrsüchtige, verächtliche, oder unnütze Leute ansehe.

Sie wird lehren, die verschiedenen Spaltungen, Gottesdienste, Religionen der Welt aus einem gleichen Gesichtspunkte betrachten; sie dulden; alle verachten; gegen keine eine Achtung haben; die Ketzer in Betreffe des Glaubens allemal in einen gleichen Grad mit den Katholischen, und in Absehen auf die Weisheit und Sitten allemal weit über sie sezen; die Deisten aber, die Freydenker, die vermeyntlichen Philosophen, und alle jene, die keine Religion haben, oder so verwägen sind, die Religion anzugreifen und zu bestürmen, weit über beyde erheben.

Sie wird den Geschmack und die Liebe zu jenen hochmüthigen Grundsätzen einflösen: deren einziger Endzweck ist, es dahin zu bringen, daß alle geistliche Macht verächtlich gemachet, die bürgerliche Oberkeit, wenn sie noch so rechtmäsig ist, gehasset und gefürchtet, der vernünftigste und billigste Gehorsam für eine häßliche Sklaverey gehalten, und die lasterhaftesten Empörungen bewundert und gepriesen werden.

Sie wird das Gemüth nur mit den verderblichen Begriffen anfüllen: welche die Gottlosigkeit, die Freydenkerey, die Schimpf und Lästersucht einflösen kann. Endlich wird sie es bald zu Stande bringen, daß die häßlichsten Laster entschuldiget, übersehen, geliebet; und die ehrwürdigsten Tugenden verabscheuet werden.

Ich gestehe, daß in der Sammlung der Werke des Herrn von Voltaire manche schöne Stücke anzutreffen sind. Allein es giebt eine noch weit grösere Anzahl solcher Stücke: die ein die Religion liebender und ehrender Mensch nicht ohne Gräuel; ein vernünftiger nicht ohne Unwillen: und ein schlecht unterwiesener, oder nachzudenken unfähiger, nicht ohne die augenscheinlichste Gefahr, gar bald allen Grundsätzen des Christenthumes und der guten Sitten abzuschwören, wird lesen können.

Ant-

Antwort
auf die
historischen Erläuterungen
des Herrn von Voltaire.

Caussa Patrocinio non bona pejor erit. *Ovid.*

Die geneigte Aufnahme, welche die Welt dem Buche von den Irrthümern erwiesen, und der Eindruck, den dieses Werk insbesondere bey dem Herrn von Voltaire gemachet, hat den Verfasser bewogen, mehrere Auflagen * davon zu veranstalten. Das Buch muß wohl von der aufgeklärten und wahrheitliebenden Welt günstig angesehen worden seyn, da die ersten Auflagen bereits ganz abgegangen sind. Was den Herrn von Voltaire betrifft, der, wie er uns selber ankündiget, ungeachtet seiner oftmaligen Unbäßlichkeiten, bey zwanzig Wissenschaften unterhält: so hat er sich die Mühe gegeben, dasselbe zu lesen; er hat es mit Aufmerksamkeit gelesen; er hat es sogar einer Antwort würdig geachtet, die er

* Schon die dritte französische Auflage ist im J. 1767 erschienen.

unter folgendem Titel durch den Druck bekannt gemachet hat: **Historische Erläuterungen bey Gelegenheit einer verleumderischen Schmäheschrift über den Versuch der allgemeinen Geschichte.**

Da er aber die Unzulänglichkeit seiner Erläuterungen gemerket: hat er noch eine andre Schrift unter dem Namen des Herrn Dam ... zu seiner Rechtfertigung drucken lassen, deren Titel dieser ist: **Zusätze zu den Anmerkungen über die Schmäheschrift, so den Titel führet:** die Irrthümer des Herrn von Voltaire, **durch den Herrn Dam ....**

Die Mühe, welche er sich gegeben, diese Erläuterungen seit dreyen Jahren umzuarbeiten, und umzugiesen, und sie im Jahre 1765 in einem ganz andern Kleide, als sie 1762 erschienen, auftreten zu lassen, giebt Anlaß zu glauben: daß weder er, noch die Welt damit zufrieden gewesen. Man findt sie im achten Bande seiner Ausgabe besagten Jahres bey den Brüdern Kramer. Diese Sorge des Herrn von Voltaire, den ihm von dem **Buche der Irrthümer** versetzten Streichen auszuweichen, war für den Verfasser schmäuchelhaft: denn unter allen Werken, die dieses grosen Schriftstellers seine zu prüfen gemacht worden, ist vielleicht dieses das einzige, auf welches er sich gewürdiget hat, zu antworten. Wie kömmt es aber, daß er nicht besorget gewesen, dem Verfasser hierdurch einigen Namen zu machen? Wie kömmt es, daß ihn dieser Gedanke des Ajax, dem er an erhabenen Gedanken ähnlich ist: **Man wird ihn als meinen Gegner rühmen,** nicht zum Stilleschweigen genöthiget hat?

Er wird vielleicht sagen: das Lesen des Buches von den Irrthümern habe ihm einen Eckel verur-

sachet; es mache, daß er eine schätzbare Zeit verliere; und wenn er ja antwortete, so thue er es mit dem ihm eigenen Tone der Ueberlegenheit, wie auch mit der höchsten Verachtung, womit er alle diejenigen ehret, die das Herz haben, sich mit ihm auf den Kampfplatz zu wagen.

Ich will es ihm leicht einräumen, daß ihm die Lesung des Buches von den Irrthümern eckelhaft gewesen sey: sie würde jedem andern, der an seiner Stelle gewesen wäre, einen Eckel erwecket haben. Hierinnen ist nichts, worüber sich Jemand verwundern darf. Man würde das wohl gedacht haben, wenn er sich gleich die Mühe nicht gegeben hätte, es uns zu sagen. Was den Verlust seiner schätzbaren Zeit anbelanget, so hat er sich deßhalben blos an sich selbsten zu halten. Es lag blos an ihm, sich die Lesung desselben zu Nutze zu machen, oder selbige abzubrechen, wenn er nichts dabey fand, das ihm einen Nutzen verschaffen konnte. Niemand nöthigte ihn dieses zu thun, und noch weniger seine schätzbare Zeit durch mehrmahlige Giesung und Umgiesung der Rechtfertigungen zu verlieren, die er für nöthig gehalten, um die verdrüßlichen Eindrücke zu vernichten, die das Buch von den Irrthümern, ungeachtet des ihm dadurch verursachten Eckels, allenthalben machte.

Was den Thon des Stolzes, der Heftigkeit, und der Verachtung betrifft, dessen sich der Herr von Voltaire gegen den Verfasser des Buches von den Irrthümern bedienet; so wollen wir augenblicklich sehen, was man daraus für eine Folge zu ziehen habe. Es bleibt allemal wahr, daß er dieses Werk mit Aufmerksamkeit gelesen; und dasselbe, ohne einigen neuen Angriff von Seiten des Verfassers, verschiedene male beantwortet habe.

Wir haben gesaget, daß wir sehen würden, was man für eine Folge aus der heftigen Schreibart, und aus dem Tone des Stolzes und der Verachtung ziehen könnte, womit er sich seine Antwort zu unterstützen bestrebet. Wir haben bereits in unserer vorläufigen Abhandlung die Talente des Herrn von Voltaire anerkannt. Wir haben uns eine Pflicht daraus gemachet, selbigen alle Gerechtigkeit, die sie verdienen, widerfahren zu lassen. Unsre Gesinnungen sind allemal einerley: wir wiederruffen nichts von allem dem, was wir gesaget haben; wiewohl gelehrte Personen befunden, daß wir uns in den Lobeserhebungen gegen diesen berühmten Schriftsteller gar zu freygebig erwiesen haben. Wir wollen es nicht bergen, daß der Gebrauch, den er von seinen Talenten, und besonders von der Stärke seiner Einbildungskraft, in jenem Tone des Stolzes und der Verachtung machet, die er in seiner Vertheidigung anbringt, das Stärkeste und Nachdrücklichste wider das Buch der Irrthümer sey. Allein wir meynen auch, daß dieses Vertheidigungsmittel, so verführisch es auch in Ansehung der Vielheit ist, die nicht nachdenket, und sich mehr durch eine heftige Lästerrede, als durch ein gründliches Vernünfteln, einnehmen läßt; wir meynen, daß dies Vertheidigungsmittel bey einem verständigen Leser einen ganz widrigen Eindruck mache. Was soll man in der That denken, wenn man die säftigsten Züge beym Lichte besieht, die einen guten Theil der fünfzig Seiten, woraus die Erläuterungen bestehen, anfüllen? Der Verfasser des Buches von den Irrthümern erhält daselbst die Ehrennamen eines Pasquillenschreibers, eines Spitzbuben, eines Unwissenden, eines Verwägenen, eines Unverschämten, eines Hochmüthigen, eines Unglückseligen, eines Verleumders, eines vermeyntlichen Doktors, eines Abschaums der Menschen, eines Unsinnigen, eines

nes Frechen, eines Verfälschers, eines Gecken; und der frohlockende Beyfall, den ihm sein trefflicher Schutzredner schenket, ist eine blose Lobrede des Lasters, der Lüge, und der Unwissenheit, die ein Gespan aufgesetzet hat.

Gewiß, diese Worte haben einen grosen Nachdruck, und setzen handgreiflich voraus: daß die Lesung des Buches von den Irrthümern bey dem Herrn von Voltaire andere Eindrücke als des Ekels, und des durch den Verlust einer schätzbaren Zeit veranlaßten Unwillens gemachet habe. Er zeiget hier Zorn und Ungestümmigkeit; der Herr von Voltaire ist auser sich. Er hat jenes Gleichgewicht der Seele verloren, welches die süseste Frucht der Philosophie ist. Selbst jene, die ihn mit der grösten Entzückung bewundern, und ihn in dem Reiche der Gelehrsamkeit in einen gleichen Rang mit dem Jupiter in Himmel setzen, empfinden: daß man berechtiget sey, den Spruch Lucians auf ihn anzuwenden: O Jupiter! du zürnest: du hast allso Unrecht.

Allein was halten wir uns bey diesen kleinen lustigen Anmerkungen lange auf? Laßt uns die Vernunftschlüsse des Herrn von Voltaire etwas näher beleuchten. Sind sie gleich, so zu sagen, von einer Fluth von Lästerreden überschwemmet: so will ich mich doch, wenn sie einige Stärke haben, sie zu beantworten bemühen. Ihn selbsten will ich als einen andern Lucilius betrachten, und ihm eben die Gerechtigkeit, wie diesem vormals geschehen, widerfahren lassen: Cùm flueret lutulentus, erat, quod tollere velles. Ich will mich nach den klugen Grundsätzen richten, die er in seiner Vorrede zum Trauerspiele Alzire auf die Bahn bringt. Es ist, sagt er, dem menschlichen Verstande sehr schimpflich, daß die Gelehrsamkeit

von persönlichen Feindseligkeiten angestecket ist. Was gewinnen die Schriftsteller dadurch, daß sie sich untereinander zerfetzen? Sie machen ein öffentliches Amt verwerflich; welches ansehnlich zu machen blos an ihnen liegt. Muß denn die Kunst zu denken, das schönste Erbgut der Menschen, eine Quelle des Gelächters werden? Und müssen die Gelehrten, da sie oftmals durch ihre Zänkereyen ein Gespött der Narren werden, der Welt, deren Meister sie seyn sollten, zum Zeitvertreibe dienen? ... Es ist sicher, daß ein Mensch, der blos in seinen Schriften angegriffen wird, die Tadelungen nimmer beantworten soll: denn sind dieselben gegründet, so hat er nichts anders zu thun, als seine Fehler zu bässern; sind sie aber übel gerathen, so sterben sie in der Geburt.

Es giebt Leute, deren schönen Grundsätzen man kühn folgen darf, deren Beyspiele aber man sich fleißig hüten muß nachzuahmen. Solche schöne Vernünftler können sagen, wie dort Polyphem: Video meliora probóque, deteriora sequor (i).

Zuvörderst bemerke ich mit Vergnügen, daß der Herr von Voltaire in seinen Erläuterungen einige jener Züge, womit er einen so grosen Fürsten, als Karl der grose war, aus Verachtung angeschwärzet hatte, gelindert und sanfter gemachet; daß er einige male die Widersprüche, in die er aus Unbedachtsamkeit gefallen, zu retten gesuchet; daß er anstatt etlicher auf ein Gerathewohl abgefaßten Stellen, andere geschicklich angebracht habe, die weniger Tadel verdienen. Man wird die Beweise davon in der Folge dieser Beantwortung finden.

Ich

(i) Ovid. Met.

Ich bemerke ferner (und wenn ich es selber nicht merkete, so würde es die ganze Welt genugsam merken), daß der Herr von Voltaire unter mehr als tausend Irrthümern, die in einem Theile seiner Werke angemerket worden, sich nur in Betreffe einer ganz geringen Anzahl derselben vertheidige. Sein Stilleschweigen ist eine Art der Bekänntniß, daß er die übrigen verlasse. Ich muß ihm davon um so viel mehr Rechenschaft geben, da er, falls er gewollt hätte, in seiner an Ausflüchten fruchtbaren Einbildungskraft ungefähr eben die Mittel, sich aus dem Gedränge zu machen, gefunden haben würde, die er angewandt hat, um sich wegen denen, die wir itzt prüfen wollen, zu vertheidigen.

Prüfung der Punkte, welchen sich der Herr von Voltaire in seinen Erläuterungen widersetzet.

Wir wollen den zwey und dreyßig Artikeln, so die Erläuterungen enthalten, Schritt für Schritt nachgehen: nachdem wir über den kurzen Eingang, der denselben vorgeht, eine nothwendige Anmerkung werden gemachet haben.

Der Herr von Voltaire nennet das Buch von den Irrthümern eine verleumderische Schmäheschrift. Die Schmäheschrift ist eine Schrift, worinnen man Lästerungen, Lügen, Verleumdungen, schimpfliche Ausdrücke anwendet, um eine Person um ihre Ehre zu bringen. Ich habe allein geschrieben, um die verhaßten Irrthümer zu widerlegen, die in den Werken vorkommen, welche der Herr von Voltaire selbst bekannt gemachet, und für die seinigen erkannt hat. Ich habe darinn nichts vorgebracht, so ich nicht bewiesen und dargethan hätte. Ich habe gegen seine Person alle Achtung und Bescheidenheit bezeiget, welche die

Ehrbarkeit und der Wohlstand erfodern konnten. Er seinerseits stellet in seinen Erläuterungen seinen Widersager als einen Abschaum der Menschen dar; er leget ihm alle jene Ehrentitel bey, die wir im vorhergehenden gesehen haben. Er verantwortet sich über dasjenige, so man ihm vorwirft, mit keinem Worte; er beweist nichts von dem, so er auf die Bahn bringt. Die Welt mag urtheilen, welches von beyden Werken den Namen einer verleumdrischen Schmäheschrift bässer verdiene; welcher von beyden Schriftstellern würdiger sey, ein Verleumder geheissen zu werden.

Nun wollen wir uns in die Untersuchung der Punkte einlassen. Zuvörderst werden wir Voltaires Stelle abschreiben, so wie wir sie in der Ausgabe von 1765 finden: damit man von den Antworten, die allemal auf die Stellen folgen werden, desto leichter urtheilen könne.

I §.

Erste Verleumdung der Schmäheschrift.

Voltaires Stelle.

„ Der Pasquillenschreiber beschuldiget den Verfas„ ser der allgemeinen Geschichte, als habe er gesa„ get: Die christliche Unwissenheit stellet sich Dio„ cletianen insgemein vor, als einen wider die „ Gläubigen stets bewaffneten Feind. Es steht „ nicht darin: die christliche Unwissenheit: in allen „ Ausgaben steht: Die Unwissenheit stellet sich Dio„ cletianen insgemein vor, u. s. w. Man sieht „ zur Gnüge, wie ein Wort mehr oder weniger, die „ Wahrheit in eine abscheuliche Lüge verkehret.

Antwort.

Ich habe dafür gehalten, ich müßte das Wort christliche, mit besonderer Schrift dazusetzen. Die Gründe sind folgende:

1. Im ein und sechszigsten Hauptstücke seiner vermischten Schriften schimpfet Voltaire über die Geschichten der Märtyrer, die von christlichen Schriftstellern beschrieben worden: er bemerket dabey Seltsamkeiten, Unmöglichkeiten, Ungereimtheiten.

2. Es befremdet ihn, daß Fleury, ein christlicher Schriftsteller, eine so ungeheure Anzahl von Thaten, die in diesen Geschichten angeführet worden, beybringt; als welche, wie er sagt, mehr zur Aergerniß, als zur Erbauung dienen (k).

3. Er hält dafür, der gerechte Schmerz der Christen habe sich dazumal in übertriebene Klagen ausgegossen (l).

4. Er saget, der Eifer Lactanzens, eines christlichen Schriftstellers, wider Diocletianen sey nicht billig gewesen (m).

5. Er behauptet, der Abt Euker (der h. Eucher, Erzbischof zu Lyon) habe die Geschichte von dem Marterkampfe der thebanischen Legion blos aus dem Hörensagen beschrieben; und es sey sehr zweifelhaft, ob jemals eine Legion dieses Namens gewesen sey (n).

(k) Mêlang. C. 61.
(l) Ibid.
(m) Ibid.
(n) Hist. gen. C. 5.

6. Er versichert, aus der eiteln Lust, auserordentliche Sachen zu schreiben, und die Anzahl der Märtyrer zu vergrösern, sey es gekommen, daß man den Verfolgungen, die nur gar zu wirklich gewesen, andere falsche und unglaubige an die Seite gesetzt habe.

Sind es allso nicht die Christen, denen Voltaire allemal die Schuld der Unwissenheit zuleget? Der Verfasser des Buches von den Irrthümern, hat dem Worte Unwissenheit das Wort christliche mit besonderer Schrift zugesetzet, um den Gedanken, den Voltaire darstellen und zugleich verhöhlen will, an den Tag zu legen. Urtheilet aus dem, was itzo gesaget worden, ob er es zu thun berechtiget gewesen sey.

Wenn der Buchhändler Fez, der die Abdruckung dieses Buches mit einer ungeheuren Anzahl Fehler besudelt, das Wort christliche nicht mit besonderer Schrift gesetzet hat, wie er doch hat thun sollen: so gehe Voltaire hin, und beschwere sich deßhalben bey ihm. Dies wird aber nicht hindern, daß dieses Wort in dieser Auflage nicht erscheine.

II §.

Kleine Verwägenheit des Pasquillenschreibers.

Voltaires Stelle.

„Die Rede ist von einem Christen, der den kaiserlichen Befehl öffentlich in Stücke zerrissen. Der Verfasser der allgemeinen Geschichte nennet diesen Christen unbesonnen. Der Pasquillenschreiber rechtfertiget ihn, und saget: war eine dergleichen Verordnungen nicht offenbar unbillig? Man kann antworten, daß dieses die Grundsätze

„ zu

„ zu sehr handhaben und unterstützen heise, die alle „ unsre Parlamenter so ernsthaft verdammet haben. „ Der Verfasser der Schmäheschrift sollte wissen, „ daß man die Könige und Gesätze in Ehren halten „ muß. „ Nach diesem saget der Herr von Voltaire dem Verfasser mit jenem Tone der Höflichkeit und des Wohlstandes, der sich in einigen seiner Schriften zeiget: „Mein Herr! sie sind ein Unwissender, oder „ ein Betrüger. .... Haben sie Euseben gelesen, „ aus welchem Fleury diese Begebenheit gezogen: „ so sind sie ein Betrüger, da sie, um mich zu ver„ leumden, diese Stelle verfälschen. Haben sie ihn „ nicht gelesen: so sind sie ein Unwissender; dem ich „ noch hinzufüge, daß sie unverschämt sind, da sie „ von einer Sache reden, die sie nicht verstehen..... „ Allein ich kann nicht umhin, diesem Herrn zu sagen: „ daß er Schuld daran sey, daß ich durch Lesung sei„ ner Schmäheschrift, die mir einen Ekel verursachet, „ eine schätzbare Zeit verliere.

Antwort.

Was mich anbelanget, so kann ich nicht umhin, dem Herrn von Voltaire zu sagen: daß es mir Leid thue, daß er sich so empfindlich zeigt, und so schlecht vertheidiget. Was grose Seelen sind, die haben mehr Gelassenheit, und bedienen sich solcher Ausdrücke nicht, wie er hier auf die Bahn bringt. Wenn mein Buch bey ihm solch einen Ekel erwecket, wie er vorgiebt; so kann ers ja liegen lassen. Die Geschmacke und Vortheile sind unterschiedlich. Andere lesen es mit Vergnügen; und dies hat die Welt bewogen, auf eine neue Auflage desselben zu dringen.

Nun auf die besondern Stücke seiner lärmenden Klagen zu kommen, so beruft er sich auf den Fleury

er verweist uns auf den Fleury; er bemühet sich, uns auf einen Abweg zu führen. Allein wir werden ihn nicht eingehen, mein Herr von Voltaire! Hier ist keine Frage vom Fleury, sondern von Euseben von Cäsarea, auf welchen ich mich berufen habe, um sie von ihren Irrthümern zu überführen.

Sie, Herr von Voltaire! sagen: der Befehl Diocletians vom Jahre 303 habe keine Todesstrafe wider die Christen bestimmet (o): und ich sage ihnen, daß sie die Wahrheit entweder nicht gewußt, oder verrathen haben. Sie schimpfen über den Märtyrer, der diesen Befehl abgerissen: und ich sage ihnen, daß es kein Wunder sey, daß der Lobredner Diocletians seine Galle wider die Christen ausgiese. Sie rufen ihren Widersager für einen Verfälscher, für einen Spitzbuben, Verleumder, Unverschämten, Unwissenden aus: und ich kann erweisen, daß alle diese Beschuldigungen auf ihren Urheber zurückfallen.

Sie, mein Herr! hätten sich die in dem Buche von den Irrthümern bemerkete Anführung, und Hinweisung zu dem 8ten Buche Eusebs zu Nutze machen sollen: sie würden im sechsten Hauptstücke die Umstände der beyden Befehle, die fast zu einer Zeit wider die Christen ergiengen; und im achten Hauptstücke die Marter dessen, der einen von diesen Befehlen zerriß, und dem Euseb den Namen Vir illustris beyleget, gesehen haben. Weil sie aber diese Sachen nicht gewußt haben: so will ich den griechischen Geschichtschreiber, der ein Augenzeuge gewesen, ihrer untreuen Erzählung entgegen setzen. So lauten seine Worte:

„Im

(o) Hist. gen. C. 5.

„ Im neunzehnten Jahre der Regierung Diocle„ tians, im Monate Dystros, der von den Römern „ März benamset wird, da das Fest des heilsamen „ Leidens des Herrn vor der Thüre war: ward ein „ kaiserlicher Befehl aller Orte bekannt gemacht, „ kraft wessen die Kirchen niedergerissen und der Erde „ gleich gemacht, die Schriften dem Feuer geopfert, „ die, welche mit irgend einer Ehrenstelle versehen „ wären, ihres Amtes mit Schande entsezet, die „ Privatpersonen, falls sie das Christenthum zu be„ kennen fortführen, der Freyheit völlig beraubet „ werden sollten. So sah die erste Verordnung wi„ der die Christen aus. Nicht lange danach kam ein „ abermaliger Befehl zum Vorscheine, wodurch ver„ ordnet ward, daß alle Vorsteher der Kirchen im „ ganzen Umfange des Reiches in Bände geleget, „ und alle Mittel ergriffen werden sollten, dieselben „ dahin zu bringen, daß sie den Göttern opferten. „ Das war denn der betrübte Zeitpunkt, da unzäh„ lige Kirchenhäupter sich ganz willig mit Ruthen „ entsetzlich zerfetzen liesen, auf dem Kampfplatze des „ Herrn tapfer fochten, und durch ihr rühmliches „ Streiten den Augen der Menschen die schönsten „ Schauwunder zu betrachten darlegten. Allein es „ war eine grose Anzahl, die durch den Gräuel und „ Schrecken der Peinen zum Abfalle gebracht wurde. „ Die übrigen aber wurden, einer nach dem andern, „ durch verschiedene Tormente geprüfet. Der eine „ ward durch Schläge am ganzen Leibe zerrissen; der „ andre durch Spannung der Glieder gemartert; der „ dritte mußte die bittersten Schmerzen ausstehen, „ indem ihm alle Theile des Leibes mit scharfen Scher„ messern zerschnitten wurden, u. s. f. „ Nach diesem fährt Euseb fort mehr Umstände zu erzählen, und zeiget eine unzählbare Menge der Christen, die durch das Schwert, in den Flammen, auf den Rädern, und

in den erschrecklichsten Tormenten, die man sich immer einbilden kann, ihr Leben beschlossen haben. So redet Euseb (p).

So ist denn der Verfasser des Buches von den Irrthümern kein Unwissender, noch ein Betrüger, noch ein Unverschämter, wie der höfliche und bescheidene Herr von Voltaire saget. Er ist kein Unwissender, weil er das, so er zuvor auf Eusebs Ansehen vorgebracht hatte, nunmehr so schön aus Eusebеn selbsten bestätiget. Er ist kein Betrüger; er verfälschet keine Stellen, um verleumden zu können, weil er dieselben ganz anführet, und die Bücher und Hauptstücke anzeiget, daraus sie genommen sind. Er ist kein Unverschämter, weil er so tüchtig beweist, daß er als ein der Sachen Kündiger geredet habe. Allein was für Titel und Ehrennamen verdienet wohl der Herr von Voltaire? und was würde er zu seiner Vertheidigung zu sagen haben, wenn man mit ihm in eben dem Tone reden wollte, dessen er sich gegen seinen Widersager bedienet?

Er sagt, er habe den Christen, der den Befehl Diocletians zerrissen, unbesonnen genennet. Allein ist er hierbey stehen geblieben? Hat er ihn nicht einen ausgelassenen, und aufrührischen Menschen gescholten? Saget er nicht, dies wäre eine That gewesen, welche nicht die Religion, sondern der Geist der Empörung eingeflößet hätte (q)?

Er setzet hinzu, daß der Verfasser des Buches von den Irrthümern diesen Christen noch rechtfertige, und sage: War ein solcher Befehl nicht augenscheinlich

(p) Euseb. Hist. eccles. L. 8. C. 6.
(q) Mêlang. C. 61.

lich ungerecht? Freylich hat er das gesaget; und er saget es noch: allein er hat sich auch auf eine viel vernünftigere und richtigere Art, als Voltaire, ausgedrücket. Es ist gewiß, sagt er (r), daß die That dieses Christen sträflich gewesen: weil es den Unterthanen niemals erlaubet ist, die den Obrigkeiten gebührende Ehrerbiethung auser Acht zu setzen, wenn schon die Oberkeiten ihrer Pflicht gegen die Unterthanen vergäsen.

Er fodert seinen Gegner vor Gericht; weil dieser gesaget: War nicht ein solcher Befehl augenscheinlich ungerecht? Man fraget aber Voltairen: ob er denselben für gerecht ansehe? War es recht, daß man Christen folterte, verbrannte, in Stücke zerhieb, mit Peinen von einer unerhörten Grausamkeit hinrichtete, weil sie Jesum Christum nicht verläugnen wollten? War es recht, wegen dem Fehler eines einzelnen, die ganze Welt mit Blute zu überschwemmen? War es recht, ganze Städte, Männer, Weiber, und Kinder über die Klinge springen lassen, weil sie die Götter des Reichs nicht anbetheten, wie Euseb berichtet?

Wie mag doch Voltaire, dieser hitzige Verfechter der Glaubensduldung, der wider jene, so wider die ehrlosen Albigenser gewüthet, oder die aufrührischen Anhänger Calvins verfolget haben, so viel Galle ausgegossen hat, wie mag doch dieser seinen Ton hier ändern können, indem er mit so vieler Wuth auf die Verfolgten losbricht, und den Verfolgern so prächtige Lobreden widmet?

(r) Die Irrthümer des Herrn von Voltaire I Theil, 47. S.

Der Verfasser der Schmähschrift, setzet er hinzu, sollte wissen, daß man die Könige und Gesätze in Ehren halten muß.

Und sie, Herr von Voltaire! die sich hier als einen Rächer der Könige darstellen, erlauben sie, daß man dieses von ihnen fodere. Reden sie als ein Rächer der Könige, da sie sagen (s): die ängliſche Nation sey die einzige in der Welt, welche es so weit gebracht, daß sie, indem sie sich ihren Königen widersetzet, derselben Macht eingeschränkt habe? Reden sie als ein Rächer der Könige, da sie unsern Königen vom ersten Stamme den schönen Titel wilder Beherrscher beylegen (t)? Reden sie als ein Rächer der Könige, da sie von Ludwig dem XI sagen: es seyn wenige Tyrannen, die mehrere Bürger durch die Hand des Henkers, und durch ausgesuchtere Peinen haben hinrichten lassen; und er habe seine Macht über sein Volk durch seine Strengheiten vermehret (u)? Reden sie als ein Rächer der Könige, wann sie sagen (x): Ludwig der gerechte sey grausam gewesen; er habe mit sechszehn Jahren zu wüthen angefangen, da er seinen ersten Staatsbeamten habe ermorden lassen; er habe zugelassen, daß der Cardinal Richelieu, der ihm an Grausamkeit überlegen war, das Blut über die Gerichtsplätze daher strömen lies; Ludwig der XI habe unumschränkt seyn wollen; und Ludwig der XIV sey es wirklich gewesen; und; wie sie in verschiedenen Stellen ihrer Werke zu verstehen geben, unumschränkt und despotisch sey beynahe einerley? Re-

(s) Mêlang. C. 21.
(t) Hist. gen. C. 10.
(u) Ibid. C. 20.
(x) Mêlang. C. 2.

Redeten sie als ein Rächer der Könige, da sie vor vier Jahren in einer zahlreichen Gesellschaft, wobey eine der vornehmsten oberkeitlichen Personen von Lyon gegenwärtig war, in ihrem Hause sageten: es wäre zu wünschen, daß in den Monarchien von fünfzig zu fünfzig Jahren ein Cromwel entstünde? Könnte man nicht ihnen selbst sagen, daß sie der giftigste Feind der Monarchien, und der Monarchen seyn; und daß sie sich immer bestreben, selbige verhaßt zu machen?

III §.

Andere Grobheit der Schmähschrift.

Voltaires Stelle.

„ Ein Hauptmann, Namens Marcell, warf nächst „ bey Tanger in Mauritanien, in einer Musterung „ seinen Kriegsgürtel und seine Waffen von sich, und „ rief: Ich will weder den Kaisern, noch ihren Göt„ tern mehr dienen. Der Verfasser der Schmähschrift „ findt diese That sehr vernünftig. Er verübelt es „ dem Verfasser der allgemeinen Geschichte, daß er „ saget, der Eifer dieses Hauptmanns sey unbeschei„ den gewesen. Allein hiervon geschieht in der allge„ meinen Geschichte nicht die geringste Meldung: „ wiewohl in einem andern Werke davon geredet „ worden„.

Antwort.

Voltaire muß doch stark empfinden, daß er ganz unrecht habe: weil er dasjenige hier verstellet und bemäntelt, was er anderswo mit gutem Muthe behauptet. Ich sage sogleich, daß es falsch sey, daß dieser Kriegsbeamte gerufen habe: Ich will weder den Kai-

fern, noch ihren Göttern mehr dienen. Hier folget die Begebenheit, so wie sie in den Geschichten erzählet wird.

Als der h. Marcell, Hauptmann der trajanischen Legion, in Mauritanien war: ward eine Feyerlichkeit zu Ehren der Kaiser verordnet. In diesen Feyerlichkeiten mußte den Götzen geopfert werden. Da man nun Marcellen zusetzte, er sollte opfern, sagte er: Ist es um die Kriegsleute so bestellt, daß sie verbunden seyn sollen, den Göttern und Kaisern zu opfern; so werfe ich meinen Befehlshaberstab und das Gewehrgehenk weg; ich verlasse meine Fahne, und sage dem Kriege gute Nacht. Diese Antwort ist von Worte zu Worte aus den gerichtlichen Urkunden gezogen: und wegen dieser Antwort ward er zum Tode verdammet. Voltaire, der immer ein Feind der Märtyrer und der Wahrheit ist, behauptet mit einem standhaften Tone: der Eifer des Marcellus sey nicht vernünftig gewesen; das Christenthum habe ihn nicht verpflichtet, ein Beyspiel der Aufruhr zu geben; und es sey kein Land in der Welt, wo ein so frevelhaftes Betragen nicht geahndet würde.

Hier haben wir zween Artikel nacheinander, in welchen Voltaire auf eine doppelte Untreue verfällt. Er verhöhlet in seinen Erläuterungen, was er in seiner allgemeinen Geschichte behauptet hat; und er leget seinem Gegner zur Last, was dieser nicht gesaget hat. In dem vorhergehenden Artikel giebt er jenem Christen nur den Namen eines Unbescheidenen, mit dem er in der allgemeinen Geschichte als mit einem aufrührischen und tollsinnigen Menschen verfährt; und er saget, ich rechtfertige eine That, die ich mich doch begnüget habe zu entschuldigen, in-

dem ich sie verdammte. Hier erkläret er nur, der Eifer des heil. Marcells sey nicht vernünftig gewesen: und in der allgemeinen Geschichte geht er mit diesem Märtyrer als mit einem Aufrührischen und Frevler um, der verdienet habe gestrafet zu werden.

Der Verfasser des Buches von den Irrthümern hat sich begnüget zu sagen: Wo steckt in den Worten des heil. Marcells ein unvernünftiger Eifer, ein Geist der Empörung, eine strafbare Verwägenheit? Er fraget nun, wo der Hochmuth sey. Ist er wohl bey dem, der dasjenige, so er mit Gewißheit behauptet hat, bescheiden erweiset; oder bey dem, der da verhöhlet und läugnet, was er gesaget hat, und was noch jedermann in seinen Schriften finden kann?

IV §.

Von der wunderbaren Geschichte des heiligen Romanus.

Voltaires Stelle.

„Unser Pasquillenschreiber hält es für sehr gott-
„los, die Begebenheit des jungen heiligen Romans
„läugnen wollen. Die allgemeine Geschichte
„redet nichts von diesem heiligen Romanus. Die-
„ses geschieht in dem Gemenge der Gelehrsamkeit
„und der Historie, u. s. w.

Antwort.

Das Gemeng der Gelehrsamkeit und der Historie kömmt von Voltairen her; und die Irrthümer Voltaires sind es, die man bestreitet. Seine Anmerkung will allso nichts heisen.

Um die Geschichten der Märtyrer, die Ruinart, ein gelehrter Benedictiner und scharfsichtiger Kunstrichter geschrieben, unglaublich zu machen, erzählet er ein mit Ungereimtheiten angefülltes Mährchen, und verkaufet es als ein aus ächten Urkunden genommenes Stück. Der Verfasser des Buches von den Irrthümern zeiget 1tens: daß sich Voltaire in Betreffe der Zeitrechnung in demselbigen Hauptstücke selbst widerspreche. 2tens: daß die Geschichte der Marter des heiligen Romans von dem, so er erzählet, ganz unterschieden sey.

Wir wollen uns bey diesem Punkte nicht länger aufhalten: weil die Erörterung desselben im dritten Hauptstücke der historischen Irrthümer so zu finden ist, wie sie die Liebhaber der Wahrheit immer verlangen können.

Am Ende dieses Artikels setzet er hinzu: Der Verfasser der Schmähschrift kann auch die Erscheinung des Labarum glauben, wenn es ihm beliebet: aber er muß darum auf diejenigen nicht schmähen, so dieser Meynung nicht beytreten. Indem er nun über diesen Punkt weiter nichts saget: so muß er sich wohl nicht im Stande gefunden haben, eine bässere Antwort zu geben.

V §.

Von Kaiser Julianen.

Voltaires Stelle.

„Man kann sich an Ausscheltungen wider Kaiser „Julianen erschöpfen: das wird doch nicht hindern, „daß er nicht sehr reine Sitten gehabt habe. Man

kann

„ kann ihn beklagen, daß er kein Christ gewesen ist;
„ aber man muß ihn nicht verleumden „.

Antwort.

Man kann sich an Lobeserhebungen erschöpfen, so lange man will, um diesen bekannten abtrinnigen zu der ersten, oder wenigstens zu der zweyten Stelle unter den Menschen zu erheben: so wird das doch nicht hindern, daß ihm die Heyden nicht sehr verächtliche Fehler und Mängel zur Last geleget haben. Man kann viel Böses von ihm sagen, ohne ihn zu verleumden.

VI §.

Von der thebanischen Legion.

Voltaires Stelle.

„ Der Verfasser der Schmähschrift giebt sich eine
„ lächerliche Mühe, um die Fabel von der thebani-
„ schen Legion glaubhaft zu machen: die aus lauter
„ Christen bestanden haben, und in dem Schlunde ei-
„ nes Gebirges ganz eingeschlossen gewesen seyn soll,
„ wo keine fünfhundert Mann in Schlachtordnung ge-
„ stellet werden können; an dem Fuse des sanct Bern-
„ hardsberges, wo zweyhundert Mann ein Heer auf-
„ halten würden. Und sehet die Beweise, die unser
„ scharfsinniger Kunstrichter von dieser Begebenheit
„ anführet. Eucher, sagt er, (der diese Geschichte
„ zweyhundert Jahre nach ihrer Eräugung erzählet)
„ war reich: folglich sagte er die Wahrheit. Eucher
„ hatte sie von Isaaken, einem Bischofe von Genf,
„ der auch sonder Zweifel reich war, erzählen hören.
„ Isaak sagte, er habe alles von einem Bischofe,
„ Namens Theodor, der hundert Jahre nach dieser

„ blütigen Begebenheit gelebet hat. Das sind in der „ That mathematische Proben. Ich bitte den Pasquillenschreiber, eine Reise nach dem grosen sanct „ Bernhardsberge zu wagen: so wird er mit Augen „ sehen, ob es daselbst leicht sey, eine ganze Legion „ aufzureiben. Man setze noch hinzu, daß man sage, diese Legion sey aus Morgenlande gekommen; „ der Berg des h. Bernhards ist aber gewiß der gerade Weg nicht, u. s. f.

Antwort.

Der Herr von Voltaire giebt sich eine lächerliche Mühe, sich zu vertheidigen. Er will haben, wir sollen ihm jene historische Beyträge glauben, die er beybringt, und von dem Herrn Herzoge, dem Herrn Grafen, u. d. gl. her hat; er führet auch nimmer andere, als todte Zeugen an: und wir sollen nicht glauben, was ein reicher und mächtiger Rathsherr, dem seine Verdienste und Heiligkeit den vornehmsten bischöflichen Stuhl der Gallier eingeräumet haben, nach den gründlichsten Erforschungen geschrieben hat. Dieser Erzbischöfliche Rathsherr sammlete an dem Orte selber die Denkmäler dieser Begebenheit; und setzet die Umstände dazu, die er von dem Bischofe des Ortes vernommen hat. Diese Art Urkunden einzuziehen, um eine Geschichte zu schreiben, will Voltairen nicht gefallen. Man weis wohl, daß er auf diese Weise nicht zu Werke geht. Er ladet seinen Gegner auf eine Reise zu dem sanct Bernhardsberge ein. Es dienet zur Antwort, daß es bässer sey, in Frankreiche zu seyn: indem es ihm sehr leid thut, daß er selbst so nahe bey diesen Bergen wohnen muß. Das Uebrige von seiner Vertheidigung, so den engen Raum, worin er voraussetzet, daß die Legion gewesen sey, und die Einrichtung des Zuges betrift, verdienet die

Mühe

Mühe nicht, widerleget zu werden. Dieses fällt von selbsten übern Haufen.

VII §.

Von Ammian Marcellinen, und von einer wichtigen Stelle.

Voltaires Stelle.

„ Der Pasquillenschreiber drücket sich so aus: Am„mian Marcellin saget nirgendwo, daß er gese„hen, daß die Christen sich, wie die wilden „Thiere, untereinander zernaget haben. Der „Verfasser der allgemeinen Geschichte verleumdet „Ammian Marcellinen, und die Christen zu „gleicher Zeit. Wer ist der Verleumder, sie oder „der Verfasser der allgemeinen Geschichte? Fürs Er„ste sind sie ein falscher Anführer. In der Stelle „steht nicht, Ammian Marcellin habe gesehen; „sondern die Christen haben sich zu seiner Zeit „zernaget. Zum Andern lauten die Worte Am„mian Marcellins allso: *His efferatis hominum* „*motibus .... Iram in Georgium episcopum* „*verterunt, viperinis morsibus ab eo sæpius ad-*„*petiti.* Man fraget den Pasquillenschreiber, wo„rin die Natur der Nattern bestehe? Sind sie sanft? „sind sie grimmig? Wie lange wird man doch das „Siegeszeichen der Lüge und Unerträglichkeit auf„pflanzen?

Antwort.

Sollte man diesmal nicht sagen, Voltaire sey seiner Sache versichert, und habe seinen Richter im Verbrechen erwischet? Allein er bleibt immer der alte Voltaire, Er giebt Versicherungen, auch wo er am

Wenigsten versichert ist, um aufschneiden zu können. Sie sagen mir: Sie sind ein falscher Anführer. Ich antworte ihnen: Sie irren sich selber; sie verfallen in eine Falschheit, da sie Marcellinen dasjenige zulegen, was sie Niemanden, als Julianen, haben zulegen sollen; und auf Marcellins Rechnung schreiben, was selbst Marcellin auf Julians Rechnung schreibt. Ich habe die ganze Stelle in dem Buche der Irrthümer französisch angeführet: ich will ihnen dieselbe hier noch lateinisch mittheilen. Sie steht in der Ausgabe von Heinrich Valois zu Paris, bey Camusaten 1636, mit folgenden Worten: *Ubi vero abolitis, quæ verebatur, adesse sibi liberum tempus faciendi, quæ vellet, advertit; sui pectoris patefecit arcana, & planis, absolutisque decretis aperiri templa, arisque hostias admoveri, & reparari deorum statuit cultum. Utque dispositorum roboraret effectum, dissidentes Christianorum antistites cum plebe discissâ in palatium admissos monebat: ut civilibus discordiis consopitis, quisque, nullo vetante, Religioni suæ serviret intrepidus. Quod agebat ideo obstinatè, ut, dissentientes augente licentiâ, non timeret unanimantem postea plebem; nullas infestas hominibus bestias, ut sunt sibi ferales plerique Christianorum, expertus. Sæpeque dictitabat: Audite me, quem Alamani audierunt & Franci* (a).

Nun belieben sie zu antworten, mein Herr von Voltaire! Ist diese Stelle von Ammian Marcellinen? beweist sie das, was ich gesagt habe? wer ist der Verleumder, sie oder ich?

Sie

(a) Amm. Marcell. L. 22.

Sie führen nach diesem mit ihrer gewöhnlichen Redlichkeit eine andere Stelle an, die den Bischof Georg betrifft. Ey, was machet hier der Bischof Georg zur Sache? weder sie noch ich, haben etwas mit diesem zu schaffen. Es ist um eine Stelle zu thun, welche die Bosheit Kaiser Julians wider die Christen erweise. Ich führe ihnen diese Stelle an; ich lasse die Wahrheit dessen, so ich gesaget habe, erscheinen. Sie eignen die Gesinnungen dieses gottlosen Mamelucken einem schätzbaren und geehrten Geschichtschreiber zu. Sie haben sich vergangen. Ich zeige es ihnen. Alles ist gesaget. Um dem Schlupfe zu entgehen, bringen sie eine Stelle bey, die zur Frage nicht gehöret; und betriegen Niemanden.

Sie fragen mich, ob die Nattern sanft seyn. Jedweder anderer, als ich, würde ihnen mit einem einzigen Worte eine persönliche Antwort ertheilen. Ich begnüge mich aber, ihnen zu sagen: daß es Schriftsteller gebe, aus deren Feder ein Gift abtreuft, das unendlich gefährlicher ist, als das Gift einer Natter.

VIII §.

Lästerung des Pasquillenschreibers in Betreffe Karl des grosen.

Voltaires Stelle.

„ Er beschuldiget den Verfasser der allgemeinen „ Geschichte, als habe er gesaget: Karl der grose „ sey nichts anders, als ein glücklicher Freybeuter „ gewesen. Unser Pasquillenschreiber lästert manch„ mal.

Antwort.

Der Verfasser des Buches von den Irrthümern fängt sein zehntes Hauptstück folgendergestalt an: Karl der grose, der die Gränzen des fränkischen Reiches von der Iber in Spanien bis in Ungarn, und von den Thoren der Stadt Rom bis an die nördliche Seite Deutschlandes erweitert hat; der gleichfalls als ein neuer Stifter des westlichen Reiches gewesen: der das trotzige Deutschland, welches der ganzen römischen Macht Widerstand gethan hatte, unter das Joch gebracht: der die Religion eben so weit, als seine Eroberungen, ausgebreitet, und der von etlichen Kirchen als ein Heiliger verehret wird; eben dieser Karl, wenn man dem Herrn von Voltaire Glauben beymißt, war nichts als ein glücklicher Freybeuter, ein unmenschlicher Eroberer, und vielleicht gar ein blutschänderlicher Vater.

Nein, mein Herr! ich lästere gar nicht, da ich ihnen diese Art, von diesem grosen Fürsten zu denken und zu urtheilen, zur Last lege.

Bald stellen sie vor, wie er alle Einwöhner zu Ehresburg, nach Eroberung dieses Platzes, hat erwürgen lassen, 113 S.; bald, wie er die Priester auf den Drümmern des umgestürzten Götzenbildes zu ermorden befohlen, 113 S.; bald, wie er die Sachsen, welche zu ihrem alten Gottesdienste wiederkehreten, durch Kundschafter hat erstechen lassen, 115 S. (b). Da haben wir gewiß den unmenschlichen Eroberer.

Da sie von jener Handlung der Strenge reden, als er nach einem Siege viertausend fünfhundert Kriegs-

ge-

(b) Hist. gen. C. 8. petite Edit. de 1757.

gefangene, die ihres Eides ungeachtet mehrmals die Waffen ergriffen hatten, ermorden lies: so sagen sie a. d. 115 S.: mit Leuten, die für ihre Freyheit und Gesätze fochten, allso verfahren, ist eine That eines Freybeuters. Da haben wir auch den glücklichen Freybeuter.

Endlich sagen sie a. d. 127 S.: Man findet geschrieben, daß er die Weiberliebe so weit getrieben, daß er auch mit seinen eigenen Töchtern eine verbothene Gemeinschaft gehabt habe (c). Hier haben wir den blutschänderischen Vater. O, wie steht es dem Herrn von Voltaire so artig an, daß er dem Verfasser des Buches von den Irrthümern sage: er lästere manchmal!

IX §.

Von den zweiweibischen Königen in Frankreiche.

Voltaires Stelle.

„ Unser Pasquillenschreiber versichert, bey Gele-
„ genheit Karl des grosen: die Könige Gontran, Ca-
„ ribert, Siegebert, Chilperik, hätten nicht mehr,
„ als eine Gemahlinn zu gleicher Zeit gehabt. Unser
„ Pasquillenschreiber weis nicht, daß Gontran zu
„ gleicher Zeit Veneranden, Margatruden, und
„ Austregilden zu Frauen gehabt; daß Siegebert
„ sich mit Brunehauten zur Zeit seiner ersten Frau
„ verehliget, daß Caribert zugleich Merosleden, Mar-
„ covesen und Theodegilden gehabt habe, u. s. f.

(c) C. 9.

Antwort.

Ey, diesmal haben wir was neues! Die Geschichtschreiber von Frankreiche waren noch nicht auf den Gedanken gefallen, das Hauptstück von den zweyweibischen Königen aufzusetzen. Diese Entdeckung war dem Herrn von Voltaire vorbehalten. Er hat auch einige Zeit lang den Titel eines Geschichtschreibers von Frankreiche gehabt. Allein es beliebe diesem grossen Schriftsteller einmal nachzudenken, was das Wort zweyweibisch sagen wolle. Vielleicht ist ihm das unbekannt. Man ist deßwegen nicht zweyweibisch, wenn man mehrere Weiber zugleich hat. Dieses hängt von dem Titel ab, unter welchem solche Weiber bey einem Manne wohneten, d. i. als Beyschläferinnen, oder als Gemahlinnen. Sollte man alle Könige, die Beyschläferinnen gehabt haben, dem Register der zweyweibischen Männer einverleiben: so würde das Verzeichniß der zweyweibischen Könige unglaublich hoch hinaufsteigen. Allein dahin gehören nur diejenigen, die zu gleicher Zeit mehrere Weiber als Gemahlinnen und Königinnen gehabt, und mit selbigen feyerlich und öffentlich vermählet worden.

Diesem zufolge sage ich noch einmal, daß die Könige Gontran, Caribert, u. a. m. nicht mehr als eine Frau zugleich gehabt haben; daß Voltaire sich und uns betrüge, da er denen, die nur Kebsweiber oder Beyschläferinnen gewesen, den Namen der Weiber, das ist, der Gemahlinnen beyleget; daß Gregor von Tours, bey dem er die Namen dieser Frauen entlehnt hat, ihn klärlich widerlege. Hat er diesen Geschichtschreiber wirklich gelesen, oder führet er ihn untreu an? Kann er hier den Vorwurf einer Unwissenheit oder Untreue von sich abwenden? Allein um die Rechte der Wahrheit zu befestigen, will ich die

Stel-

Stellen Gregors von Tours selbst über diese Punkte anführen. Er drückt sich im 4ten Buche seiner Geschichte, am 25 und 26sten Hauptstücke ruinartischer Ausgabe vom Jahre 1699 allso aus:

„ *Guntchramnus* autem, Rex bonus, primo „ *Venerandam*, cujusdam ſuorum ancillam, pro „ concubina toro ſubjunxit, de qua *Gundobaldum* filium ſuscepit. Poſtea vero *Marcatrudem*, filiam *Magnarii*, in matrimonium accepit. *Gundobaldum* vero, filium ſuum, Aurelianis transmiſit . . . . . Non multo poſt tempore mortua eſt; poſtquam Rex *Auſtrechildem* cognomento *Bobilam* accepit: de qua duos filios habuit.

„ Poſtea *Charibertus* Rex *Ingobergam* accepit Uxorem: de qua filiam habuit, quæ poſtea in Cantiam ad virum eſt deducta. Habebat tunc temporis *Ingoberga* in ſervitium ſuum duas puellas, pauperis cujusdam filias: quarum prima vocabatur *Marcoveſa*, religioſam veſtem habens; alia vero *Meroſledis*: in quarum amore Rex valde detinebatur. Erant enim, ut diximus, artificis lanarii filiæ. Æmula ex hoc *Ingoberga*, quod a Rege diligerentur, Patrem earum ſecretius operari fecit, futurum credens, ut, dum hæc Rex cerneret, odio filias ejus haberet. Ille autem ſperans aliquid novi videre, adſpicit hunc eminus lanas regias componentem. Quod videns, commotus in ira reliquit *Ingobergam*; & *Meroſledem* accepit. Habuit & aliam puellam opilionis, id eſt, paſtoris ovium, nomine *Theudechildem*: de qua & fertur Filium habuiſſe. „ Das iſt:

„ König Gontran, ein guter Fürst, nahm an„ fänglich Veneranden eines seiner Beamten Magd, „ zum Kebsweibe an. Er zeugete mit ihr einen Sohn, „ Namens Gundobald. Hernach vermählete er sich „ mit Margatruden, einer Tochter des Magnari„ us. Seinen Sohn Gundobalden aber schickete „ er nach Orleans ..... Eine Zeitlang danach starb „ Margatrud; und der König heurathete nach ihrem „ Tode Austrechilden, mit dem Zunamen Bobila: „ mit welcher er zween Söhne gezeuget.

„ Nach diesem nahm König Caribert Ingober„ gen zur Ehe, mit welcher er eine Prinzessinn ge„ habt, die im Königreiche Kent verheurathet ward. „ Ingoberga hatte dazumal zwo Töchter eines ar„ men Mannes in ihren Diensten: deren die erste, die „ ein geistliches Kleid trug, Marcovefa; die andere „ aber Merofledis hies. Diese beyde Mägdchen ge„ wann der König heftig lieb. Sie waren, wie oben „ bereits gesaget worden, eines Wollenwebers Toch„ ter. Ingoberga merkete die heftige Leidenschaft des „ Königes gegen dieselben, und ward eifersichtig. Sie „ läßt ihren Vater heimlich in den Palast berufen, „ um ihn allda arbeiten zu lassen, in der Meynung: „ wenn der König dieses sehe, würde er vor seinen „ Töchtern einen Ekel bekommen, und von ihnen ab„ lassen. Der König, der fest geglaubet hatte, In„ goberga würde ihm was sonderbares zeigen, sah „ den Vater seiner Kebsweiber von ferne an der kö„ niglichen Wolle arbeiten. Er gerieth deßwegen wi„ der die Königinn in Zorn, verslies sie von sich, und „ nahm an ihrer Statt Merofleden. Er hatte auch „ noch eine andere Beyschläferinn, Namens Theude„ child, die eines Schäfers Tochter war. Man „ sagt, er habe auch einen Sohn mit ihr gezeuget (d)„.

Aus

(d) Greg. tur. L. 4. C. 25. 26.

Aus diesen Stellen Gregors von Tours sieht man, daß von den dreyen Gemahlinnen, die Voltaire König Gontranen zu gleicher Zeit zuleget, Venerande blos eine Beyschläferinn gewesen, die dieser Fürst in seiner Jugend gehabt; daß Margatrud hernach seine wahre Gemahlinn gewesen, und nicht lange mit ihm gelebet; und daß er sich allererst nach dem Tode dieser ersten Königinn mit Austregilden vermählet habe. Da sehen wir, wie König Gontran zu gleicher Zeit Veneranden, Margatruden, und Austregilden zu Frauen gehabt habe.

Von Cariberten ist der Herr von Voltaire so trefflich benachrichtiget: daß er die wahre Gemahlinn dieses Fürsten nicht einmal namhaft machet. Er redet nur von seinen Kebsweibern, deren Namen er anführet, ohne zu wissen, was für Personen, noch was sie gewesen seyn. Wir machen hierüber keine Anmerkungen: es brauchet weiter nichts, als daß man ihn zu der Geschichte Gregors von Tours verweise, um dieselbe bässer zu lernen.

Endlich was König Siegeberten betrifft, der ein groser Fürst war, so kann man nachsehen, was im Buche von den Irrthümern, im Hauptstücke von Karl dem grosen gesaget worden.

Ich bitte um Verzeihung, Herr von Voltaire! wenn ich so klar erweise, daß ich Recht, sie aber Unrecht haben. Es ist mir leid, daß ich der Welt so überzeugende Proben darlege: daß alles, was sie mit der grösesten Zuversicht behaupten, und mit so viel Hartnäckigkeit und Kühnheit vertheidigen, dessen ungeachtet nichts als Irrthum und Falschheit sey.

X. §.

Von ernsthaftern Sachen.

Voltaires Stelle.

„ Nein, mein Herr! die Verfolgung hatte ihren „ Grund nicht in der Gemüthsart der Römer. Alle „ Religionen wurden zu Rom geduldet: wiewohl der „ Rath nicht alle fremde Götter annahm ..... Die „ Römer, dies königliche Volk, liesen sich nimmer „ in Glaubensstreitigkeiten ein. Sie dachten an nichts „ anders, als wie sie die Völker besiegen, und die „ Nationen mit Gesätzen versehen möchten. Es ist „ nicht möglich, daß sie irgend einen Menschen blos „ wegen der Religion gestrafet haben sollten. Sie „ waren gerecht .... Der h. Jakob, Bruder des „ Herrn Jesus, ward nicht auf Befehl eines Römers, „ sondern eines Saduceäers gesteiniget. Es ist allso „ ganz wahrscheinlich, daß der Haß, den man alle„ zeit wider seine von der Gemeinschaft getrennte „ Brüder trägt, die Ursache der Marter der ersten „ Christen gewesen sey. Ich werde anderswo hiervon „ reden. Für itzo will ich ihnen, o Pasquillenschrei„ ber! kein Wort davon sagen. Ich ermahne sie nur, „ die Geschichte, wenn sie dazu fähig sind, als ein „ Philosoph zu studiren.

Antwort.

Ich weis nicht zu errathen, warum der Herr von Voltaire diesen Artikel betitele: Von ernsthaftern Sachen. Dies sind ja doch nur ausschweifende, und ohne einen bestimmten Gegenstand daher rollende Wörter. Jene Titel der Hauptstücke, die in Dom Quischotten zuweilen vorkommen, scheinen mir eben so

rei-

reizend zu seyn; Hauptstück, worin von Sachen gehandelt wird, die man wissen wird, wann man sie wird gelesen haben. Der Herr von Voltaire macht einen Satz, wie ein sorbonischer Doktor. Er hebt von Proben an, und schliest mit Schändung seines Widersagers. Dies ist der einzige Punkt, den sein Widersager nicht beantworten wird.

Sein Satz ist, daß die Verfolgung ihren Grund nicht in der Gemüthsart der Römer gehabt habe. Die Proben sind folgende 1. weil alle Religionen zu Rom geduldet wurden. 2. Weil die Römer sich nimmer in Glaubensstreitigkeiten einliesen. 3. Weil es nicht möglich ist, daß sie jemals einen Menschen, blos um der Religion willen, gestrafet haben sollten. 4. Weil der Landpfleger Festus den Juden, die auf den Tod des h. Pauls andrangen, antwortete: es laufe dem Gebrauche der Römer zuwider, Jemanden zum Tode zu verdammen, ohne ihn vorher gehöret zu haben. 5. Weil der h. Jakob auf Befehl eines Juden gesteiniget worden. Man kann nicht in Abrede stellen, daß dieses unumstößliche Proben sind; und daß nichts klärers, nichts überzeugenders gefunden werden kann.

Die abgöttischen Römer nahmen alle Art Götzendiener bey sich auf: folglich verfolgten sie die Christen nicht. Festus sagte zu den Juden, die auf den Tod des h. Pauls drangen: die Römer seyn nicht gewöhnt, einen Menschen zum Tode zu verdammen, ehe ihm die Freyheit eingestanden sey, sich zu rechtfertigen: folglich verfolgte Rom die Christen nicht. Ein Saducäer hetzet das Volk zu Jerusalem auf, und läßt den h. Jakob steinigen: folglich verfolgeten die Römer die Christen nicht. Diese Römer duldeten die Juden eine Zeitlang: folglich verfolgeten sie die Christen nicht.

Welch eine Vernunftlehre! lernet man allso vernünfteln, nachdem man sich als ein Philosoph auf die Geschichte geleget hat? In der That, es brauchet mehr nichts, um mir vor dergleichen Studiren einen ewigen Ekel zu erwecken, wie kräftig mich immer der Herr von Voltaire mit diesen schulfüchsischen Worten dazu einladet: Ich ermahne sie nur, die Geschichte, wenn sie dazu fähig sind, als ein Philosoph zu studiren. Ich muß ihm bescheiden antworten, daß ich dazu nicht fähig bin.

XI §.

Von der Messe.

Voltaires Stelle.

„Unser Herr versichert, die Messe sey zur Zeit „Karl des grosen eben das gewesen, was sie heut „zu Tage ist. Er will uns was weis machen. Es „war dazumal keine stille Messe: und hierüber ist „die Frage. Die Messe war anfänglich das Abend„mal. Die Gläubigen kamen in dem dritten Stock„werke zusammen. Sie brachen das Brod untereinander, gemäs den Worten: so oft ihr dieses thun „werdet, sollet ihr es zu meiner Gedächtniß thun, „u. s. w.

Antwort.

Es ist keine Frage unter dem Herrn von Voltaire, und seinem Richter, weder von der stillen, noch von der hohen Messe. Die Frage betrifft schlechtweg die Messe. Selbst die Stelle Voltaires soll uns davon überführen. Es heist in dem eilften Hauptstücke seiner allgemeinen Geschichte allso: „die Messe war

„von

„ von dem unterschieden, was sie heutiges Tages ist,
„ und noch vielmehr von dem, was sie zu den ersten
„ Zeiten gewesen. Sie war anfänglich das
„ Abendmal. Als die Pracht des Gottesdienstes
„ mit der Zahl der Gläubigen zunahm: war sie bey-
„ läufig dasjenige, was heut zu Tage eine hohe
„ Messe ist. „

Nun ist aber im eilften Hauptstücke des Buches von den Irrthümern erwiesen und dargethan worden: daß die Messe, gleich im ersten Jahrhunderte, als die Kirche Ruhe bekommen, einige Gebether ausgenommen, eben das gewesen sey, was sie noch heut zu Tage ist. Es war allso sehr unnöthig, in den Erläuterungen einen Artikel über einen Punkt zu machen, über welchen nichts zu antworten war.

Weil man in den warmen orientalischen Landen, um lüftiger und kühler zu sitzen, an erhabenen Orten zu Nacht speisete; und weil während dem Nachtmahle das h. Altarssacrament eingesetzet worden: so will der Herr von Voltaire behaupten, die Messe sey in dem dritten Stockwerke gehalten worden. War aber das auch wesentlich? ward es überall so gehalten? konnte es überall so gehalten werden? Wir wollen hierüber die Erläuterungen und Entdeckungen dieses grosen Geschichtschreibers erwarten.

XII §.

Von der Beichte.

Voltaires Stelle.

„ Der Pasquillenschreiber saget a. d. 85 S., die
„ Ohrenbeichte wäre von den ersten Zeiten der Chri-
„ stenheit her eingesetzet worden Er nimmt die Oh-

„ renbeichte statt der öffentlichen Beichte. Man ver„ nehme die eigentliche und wahre Geschichte von der „ Beichte, die ich itzo treu erzählen will „. Nach diesem Eingange verwendt der Herr von **Voltaire** dritthalbe Seiten, um zu erweisen, daß wir den Gebrauch der Beichte von den Heyden her haben; daß die ersten Christen auf die Worte des h. Jakobs: beichtet und bekennet einander eure Sünden, diese Gewohnheit, als eine Hüterinn der Sitten, auch angenommen haben; daß man, wie die Misbräuche denn auch in die heiligsten Sachen einschleichen, unter Theodos dem I, wegen einer zu Constantinopel geschehenen grosen Aergerniß, gezwungen worden, das Amt eines Beichtvaters, d. i. den Gebrauch der Beichte abzustellen; und daß es Jedermann erlaubet gewesen, gemäs dem, was ihm sein Gewissen eingeben würde, zum Tische des Herrn zu gehen. Als Zeugen seiner Aussage führet er zween griechische Geschichtschreiber, Sokraten und Sozomenen an. Er schleußt seine grose Auslegung, und saget: Johann Chrysostom, den er mit dem Namen eines Heiligen zu beehren, nicht für gut befindet, habe mit allem Ernste anbefohlen, Gott dem Herrn allein zu beichten; und führet aus diesem Lehrer zwo Stellen an, die aus calvinischen Werken hergenommen sind.

Antwort.

Bisher waren wir so einfältig gewesen, daß die Beichte eine Einsetzung des Sohnes Gottes, des göttlichen Gesätzgebers der Christen sey. Allein der Herr von **Voltaire**, dessen Entdeckungen allemal artig und wichtig sind, giebt uns eine ganz neue Geschichte von der Beichte. Er lehret uns, dieser Gebrauch sey von den Heyden, bey denen er von undenklicher Zeit her im Schwange gewesen, zu uns gekommen; und einige

ge hinfällige, ja sehr zweifelhafte Ungereimtheiten etlicher rohen Barbarn machen den ganzen Grund seines Angebens aus. Hernach will er, die ersten Christen hätten diesen Brauch, von dem sie gewiß wenig Känntniß hatten, auf das blose Wort des h. Jakobs angenommen; und etliche Misbräuche hätten demnächst Gelegenheit zu seiner Unterdrückung gegeben. Wir haben im I Th. am XI Hst. des Buches von den Irrthümern die göttliche Einsetzung des Sacraments der Buse, durch klare Worte der Schrift, und durch eine Menge Stellen der allgemeinen Kirchenversammlungen dargethan. Dahin verweisen wir für itzo die Leser. Was der Herr von Voltaire aus Sozomenen beybringt, das betrifft blos die öffentliche Beichte: welche wegen einer Aergerniß, die sich zu Constantinopel durch das Verbrechen einer vornehmen Frau und eines Diakons, zur Zeit des Patriarchen Nectarius, eräuget, abgeschaffet worden. Die Stellen des h. Chrysostoms, seines Nachfolgers, beziehen sich allein auf diese Art der Beichte. Wann es der Herr von Voltaire wird gewaget haben, auf die Proben, so wir im ersten Theile gegeben haben, etwas zu antworten: so werden wir ihm mit neuen aufzuwarten wissen.

XIII §.

Von Berengaren.

Voltaires Stelle.

„Der Artikel von Berengaren, sagt er a. d. 132 „S., ist sehr merkwürdig. Der Verfasser der all„gemeinen Geschichte scheint in der katholischen „Christenlehre sehr schlecht, in der calvinischen aber „vortrefflich unterrichtet zu seyn.

„ Man kann ihm antworten, daß er in beyden
„ Christenlehren gar wohl unterrichtet sey: und er
„ weis, daß beyde die Unwissenden verdammen, die
„ da lästern.

„ Man geht alles das vorbey, so dieser ehrliche
„ Mann von dem Altarsacramente saget: denn man
„ heget eben so viel Ehrfurcht gegen dieses Geheim-
„ niß, als Verachtung wider die Verleumdung. Es
„ giebt so heilige und häßliche Sachen: daß man we-
„ der mit Schelmen darüber wortwechseln, noch vor
„ Unsinnigen davon reden darf.

Antwort.

Der Herr von Voltaire saget, er sey in beyden Christenlehren, der katholischen und calvinischen, wohl unterrichtet, und wisse, daß beyde diejenigen, die da lästern, verdammen: und doch lästert er zu gleicher Zeit seinen Widersager; er schreyt ihn als einen Unwissenden, als einen Verleumder, als einen Schelmen, und Unsinnigen aus. Er folget allso der einen so wenig, als der andern. Man möchte gerne wissen, was das für ein Katechismus sey, dessen er sich itzo bedienet. Sollte es wohl der mahometanische seyn?

Man geht alles das vorbey, setzet er dazu, was dieser ehrliche Mann von dem Altarsacramente saget. Beym Herrn von Voltaire scheint doch nicht alle Hoffnung der Bässerung verloren zu seyn. Er hat sich die Verweise zu Nutze gemacht, die ihm das Buch von den Irrthümern, wegen seiner unanständigen Weise, von einem so anbethenswürdigen Geheimnisse zu reden, gegeben hat. Man besehe die ihm im XVII Hauptst. gegebenen Antworten.

XIV §.

Von dem zweyten nicänischen Kirchenrathe, und von den Bildern.

Voltaires Stelle.

„ Wir wollen dasjenige nicht widerlegen, was die „ Schmähschrift von dem zweyten nicänischen Kir„ chenrathe, von dem Kirchenrathe zu Frankfurt, und „ von den karolinischen Büchern saget. Man weis „ zur Gnüge, daß die nach Rom geschickten, und „ nicht verdammten karolinischen Bücher, den zwey„ ten nicänischen Kirchenrath für eine hochmüthige „ und unverschämte Versammlung halten.

Antwort.

Man weis zur Gnüge, daß die karolinischen Bücher sobald sie ans Licht kamen, ins Vergessen gerathen seyn; und daß Papst Leo der III dieselben auf eine eben so scharfsinnige, als kräftige Art beantwortet habe, um den Kaiser, und die Väter des Kirchenrathes zu Frankfurt zu unterweisen. Voltaire saget, er wolle nichts von dem, so von diesem Artikel gesaget worden, widerlegen. Eine der sichersten Proben, daß er nichts zu sagen habe finden können!

XV §.

Von den Kreuzzügen.

Voltaires Stelle.

„ Der gesunde Witz des Verfassers der Schmähschrift „ läßt sich aus den Lobeserhebungen schliesen: mit

 „ wel-

„ welchen er die Unternehmungen der Kreutzüge, und
„ die Weise, wie selbige angeführet worden, beehret.
„ Allein er wird wohl erlauben, in Zweifel zu ziehen,
„ daß Mahometaner einen christlichen Fürsten, ihren
„ geschworenen Feind, und ihren Gefangenen, der
„ weder von ihren Sitten, noch von ihrer Sprache
„ eine Känntniß hatte, zu ihrem Sultane haben er-
„ kiesen wollen. Der Verfasser der allgemeinen Ge-
„ schichte saget, Constantinopel sey von den Fran-
„ ken im Jahre 1204 zum erstenmale eingenommen
„ worden; und vor dieser Zeit habe keine fremde Na-
„ tion sich dieser Stadt bemächtigen können. Der
„ Verfasser der Schmähschrift nennet diese Wahrheit
„ einen groben Irrthum, unter dem Vorwande, daß
„ einige griechische Kaiser, nach vorhergegangenen
„ Meutereyen, in Constantinopel siegreich eingezogen
„ wären.

Antwort.

Es wäre der Klugheit gemäs gewesen, diese Punkte nicht abermals zu berühren, um nicht Gefahr zu laufen, der Falschheit aufs Neue überwiesen zu werden; und um nicht grobe Irrthümer mit einer niederträchtigen Hinterlist zu häufen. Man lese das XVIII Hst. des Buches von den Irrthümern. Man wird den gesunden Witz des Verfassers sehen, der die Kreuzzüge besondere Kriegszurüstungen nennet; der die wahren Ursachen von ihrem geringen Fortgange anzeiget; der etliche wirkliche Vortheile bemerket, welche sie den abendländischen Völkern zuwege gebracht haben. Das sind die Lobeserhebungen, mit welchen er die Kreuzzüge, und die Weise, wie selbige angeführet worden, beehret.

Daß Voltaire in seiner Studierstube, fünfhundert Jahre nach der Begebenheit, jenes in Zweifel zieht, was ein Augenzeuge bestätiget, der sowohl seiner Einsicht und Weisheit, als seiner hohen Geburt halber, viele Hochachtung verdienet, das muß Niemanden Wunder nehmen. Es giebt wesentlichere, augenscheinlichere Dinge, die zu glauben ihm etwas nützlicher seyn würde, an denen er doch zu zweifeln ein Belieben trägt.

Allein wir haben etwas, das noch sonderbarer ist. Im 45 Hauptstücke der allgemeinen Geschichte, bey Gelegenheit der durch die Franken geschehenen Eroberung der Stadt Constantinopel, saget er, dies sey das erstemal, daß Constantinopel eingenommen und geplündert worden; und dies sey durch Christen geschehen, die sich mit einem Gelübde verbunden hatten, nicht anders, als wider die Ungläubigen zu fechten. Der Verfasser des Buches von den Irrthümern saget ihm hierauf: sein Zorn wider die Kreuzzüge verleite ihn in grobe Irrthümer. Er beweist ihm durch das Zeugniß der griechischen Geschichtschreiber, daß Constantinopel bereits verschiedene male von den Griechen selbst eingenommen, geplündert, und in die Asche geleget worden war. Anitzo giebt Voltaire zu verstehen: er habe dieses nicht gesaget; in seiner Stelle werde blos von der Einnahme der Stadt durch ausländische Völker gehandelt; und was die griechischen Geschichtschreiber sagen, das betreffe nur einige Aufruhr.

Was werden diejenigen von Voltairen gedenken, welche die Stelle der allgemeinen Geschichte, und diese Stelle der Erläuterungen gegeneinander halten werden? Man brauchet sich allso nicht mehr zu verwundern, wenn er den grösten Geschichtschreibern so oft

und kühn widerspricht: weil er so verwägen ist, daß er sich selber widerspricht.

XVI §.

Von den Albigensern.

Voltaires Stelle.

„ Der Artikel von den Albigensern ist einer von „ jenen, worin der Verfasser der Schmähschrift die „ gröste Unwissenheit verräthet, und die gröste Wuth „ ausgiest. Es ist gewiß, daß man den Albigensern „ solche Laster aufgebürdet habe, die nicht einmal in „ der menschlichen Natur zu finden sind. Man be„ schuldigte si:, sie hielten heimliche Zusammenkünfte: „ in welchen sich die Männer und Weiber, nach aus„ gelöschtem Lichte, ohne Unterschied vermischten. „ Man weis, daß dergleichen Gräuel den ersten Chri„ sten, und allen jenen, die eine Glaubensverbässe„ rung haben vornehmen wollen, zur Last geleget „ worden. Man beschuldigte sie dabey, sie wären „ Manichäer: ob sie gleich nimmer vom Manes „ hatten reden hören. „ Nach diesem machet Voltaire eine ziemlich unnöthige Wiederholung eines Theils der Sachen, die er in seiner allgemeinen Geschichte vorgebracht hatte, und die von mir widerleget worden sind; er rechtfertiget sich aber über keinen von jenen Punkten, die den Gegenstand der Wiederlegung ausmachen.

Antwort.

Dieser Artikel ist einer von jenen, worin der Verfasser der Schmähschrift die gröste Unwissenheit verräthet: indessen kann ihn doch Voltaire in kei-

keinem Punkte eines Fehlers überweisen. Er ist einer von jenen, worin er die gröste Wuth ausgiest; indessen hat er doch nichts vorgebracht, das nicht durch bewährte Proben unterstützet sey. Es ist gewiß, daß man ihnen solche Laster aufgebürdet habe: die nicht einmal in der menschlichen Natur zu finden sind; allein er führet keine einzige Probe an, daß die Aufbürdung ohne Grund gewesen sey. Man weis, daß dergleichen Gräuel den ersten Christen, und allen jenen, die eine Glaubensverbässerung haben vornehmen wollen, zur Last geleget worden. Allein fürs Erste sind die Christen in diesem Punkte von den Heyden selber gerechtfertiget worden: will Voltaire die Albigenser auch rechtfertigen? Zum andern wurde diese Aufbürdung durch die Lehrsätze der Albigenser nur gar zu viel bestätiget. Drittens ist es falsch, daß eben diese Gräuel allen denen zur Last geleget worden, die den Glauben haben verbässern wollen. Man hat dergleichen niemals weder den Lutheranern, noch den Calvinisten, noch den Hussiten, noch unzählbaren andern Secten vorgeworfen. Endlich ist es im höchsten Grade unanständig, beschrieene Manichäer mit den ersten Christen in Vergleichung zu setzen.

Da er in diesem Artikel der Erläuterungen das, was er schon anderswo von den Blutbädern von Carcassonne berichtet hatte, wiederholet, so saget er: Es findt sich heut zu Tage ein Mensch, der diese Gräuel heiligsprechen darf; und der zu Avignon durch den Druck bekannt machet, daß man auf solche Art mit den Fürsten und Völkern im Namen Gottes habe verfahren müssen. Laßt uns bekennen, daß das ein sanftmüthiger und gelinder Mensch sey!

Ich setze seinem Schlußspruche einen andern entgegen: Laßt uns bekennen, daß der Geschichtschreiber Voltaire ein ächter Liebhaber der Wahrheit und der Treue sey! In dem Buche von den Irrthümern ist nicht das Mindeste weder von diesen Ausdrücken, noch von diesen Gesinnungen anzutreffen. Man findt darin schnurgerad entgegengesetzte Gedanken. Die Stelle des Verfassers a. d. 218 S. lautet allso: Man kann die Strenge, oder bässer zu sagen, die Grausamkeit, womit man wider die Albigenser verfahren ist, nicht ohne Entsetzung lesen. Diese Strenge hatte der Geist Jesu Christi nicht eingegeben. Viele Buspprediger setzten sich dawider ..... Das Blutbad zu Beziers, die Plünderung von Carcassonne, die Eroberung der Stadt Lavaur erwecken Schrecken und Schaudern; dieser Schrecken aber scheint sich zu vermindern, wenn man die entsetzlichen Verheerungen und Blutbäder, deren die Albigenser sich selbst schuldig gemacht hatten, zu Gemüthe führet. Sehet, auf solche Weise habe ich diese Gräuel heiliggesprochen, und entschieden: daß man solchergestalt mit den Völkern im Namen Gottes habe verfahren müssen.

Herr von Voltaire! wenn ihr Widersager so bescheiden ist, daß er sie nicht als einen Verleumder, noch als einen .... ausschilt: so glauben sie, und seyn versichert, daß nicht alle Welt eben diese Gelassenheit haben werde.

XVII §.

Von den in der Kirche vorgegangenen Veränderungen.

Voltaires Stelle.

„ Der Pasquillenschreiber bildet sich ein, man „ hätte wider die Hochachtung gegen die katholische „ Kirche gefehlet, da man die verschiedenen Gestal„ ten, so sie angenommen, erzählet hat.

Antwort.

Der grose Geschichtschreiber muß wohl selber hiervon überzeuget seyn: weil er sich in diesem Artikel über keinen jener Punkte, um welcher willen er bestrafet worden, vertheidiget noch rechtfertiget. Er machet weiter nichts, als eine kleine Rede von ungefähr zwoen Seiten: in welcher sich ein Dutzend neuer Irrthümer befindt, die sich bey Aufführung seines allgemeinen Geschichtgebäudes seinem Geiste vermuthlich nicht vorgestellet hatten. Da einem die Widerlegung derselben allenthalben aufstößt: so ist es nicht nöthig, daß wir uns dabey aufhalten.

XVIII §.

Von Johannen von Arc.

Voltaires Stelle.

„ Daß dieser liebreiche Mensch die Aschen Johann „ Hussens, und Hieronyms von Prag annoch lä„ stert; das schicket sich für ihn: daß er uns aber

„ überreden will, Johanna von Arc sey von Gott
„ getrieben gewesen; und Gott habe Karl dem VII
„ wider Heinrich den VI ein schlechtes Mägdchen zu
„ Hülfe geschicket; darüber kann man lachen. Allein
„ wir müssen zum Wenigsten die Untreue widerlegen,
„ mit welcher er den schriftlichen Gerichtshandel von
„ Johannen von Arc, den wir in Rymers Urkunden
„ finden, verfälschet.

„ Auf geschehene Befragung im Jahre 1471 antwor=
„ tete sie, sie wäre neun und zwanzig Jahre alt. Folg=
„ lich war sie, als sie zu dem Könige gieng, sieben
„ und zwanzig Jahre alt. Folglich ist der Pasquil=
„ lenschreiber ein ziemlich schlechter Rechenmeister,
„ da er behaupten will, sie sey nur neunzehn Jahr
„ alt gewesen.

Antwort.

Voltaire hat Johann Hussen, und Hieronymen von Prag, die in dem Kirchenrathe zu Constanz als Ketzer verdammet worden, als zween Männer eines unsträflichen Wandels, einer wunderbaren Unerschrockenheit, und als solche Männer geschildert: die blos darum verurtheilet worden, weil sie sich den Haß der Schulfüchse und Pfaffen über den Hals gezogen hatten. Diese Lobeserhebung habe ich nicht geradzu und schlechtweg unterzeichnet. Das war mein erstes Verbrechen in Voltaires Augen. Nun laßt uns zu der sonderbaren Begebenheit der Jungfer von Orleans schreiten.

Was ist doch das für eine auserordentliche Weibsperson, die unter dem Namen der Jungfer von Orleans bekannt ist, die durch ihre Thaten so berühmt geworden, und die eine für Frankreich so vortheil-

hafte,

hafte, und für Aengelland so verderbliche Rolle gespielet? das ist der Stoff vieler Untersuchungen. Ein hochtrabendes Wort ist nicht zulänglich, diese Frage zu entscheiden.

Der Verfasser des Buches von den Irrthümern hat sich zu derjenigen Partey geschlagen: die ihm die weiseste zu seyn geschienen hat. Voltaire beschuldiget ihn, den schriftlichen Gerichtshandel, der sich in Rymers Urkunden befindt, verfälschet zu haben: der Verfasser saget aber kein Wort von Rymern, noch von seinen Urkunden.

Man weis wohl, daß Rymers und Tyndals Auszüge mit der ängelländischen Geschichte des Herrn Rapin von Thoiras abgedrucket worden; und von diesem allein hat Voltaires Richter geredet. So lautet die Stelle a. d. 245 S. **Was ihr Alter angeht; so ist es gewiß, daß Herr Rapin von Thoiras sich verstosen hat, da er 27 anstatt 17 gesetzet. Ich untersuche nicht, ob es ein vorsetzlicher Irrthum sey. Ich sage allein, daß die zuverlässigen Urkunden des Gerichtshandels diesen Fehler erweisen.** Wo ist hier die Verfälschung, die Voltaire verkündiget?

XIX §.

Vom Rapin Thoiras.

Voltaires Stelle.

„Er greift den richtigen und verständigen Rapin
„von Thoiras an; er sagt, es sey demselben nicht
„anständig; noch dienlich gewesen, sich für die
„Jungfer von Orleans zu erklären. Sehen wir

„da

„ da nicht einen Mann, der eine richtige Känntniß
„ von den Sitten Aengellands hat? Ein Schrift-
„ steller schreibt daselbst gewiß alles, was er will,
„ mit einer vollkommenen Freyheit.

Antwort.

Unter einer unzählbaren Menge französischer Schriftsteller, die von der Jungfer geschrieben, sind nicht mehr als drey, die ihr das Wort nicht sprechen: **Monstrelet**, ein Unterthan des Herzogs von Burgunde; **du Haillan**, der sich selber sehr oft widerspricht; und **Rapin von Thoiras**, ein Flüchtling in Aengelland, der hernach zu Wezel gestorben. Der Verfasser des Buches von den Irrthümern ist weit davon entfernet, den Herrn Rapin von Thoiras zu verachten. Im Gegentheile bedienet er sich im 42ten Hauptstücke des Ansehens dieses Geschichtschreibers wider Voltairen selber. Da er aber ein geflüchteter Protestant war: so konnte man von ihm nicht erwarten, daß er von der Jungfer anders reden sollte, als er wirklich geredet hat.

XX §.

Von Mahometen, und der Einnahme der Stadt Constantinopel.

Voltaires Stelle.

„ Der Verfasser der Schmähschrift wärmet das
„ artige Mährchen von Mahomet dem II wieder
„ auf: der seinen Janitscharen zu Liebe sein Kebsweib
„ Irene enthauptet hat. Diese Fabel widerlegen
„ sowohl die türkischen Jahrbücher, als die Sitten
„ des Serrails, die niemals zugelassen haben, daß

„ die

„ die Heimlichkeit des kaiserlichen Schlafzimmers dem
„ Geplauder des Kriegsvolkes blosgestellet würde.
„ Er läugnet, daß die Hälfte der Stadt Constanti-
„ nopel durch Vergleich eingenommen worden sey.
„ Allein die türkischen Jahrbücher, die der Prinz
„ Cantemir verfasset hat, sind gute Beweise: daß
„ der Pasquillenschreiber so wenig in der türkischen,
„ als in unsrer Geschichte zu Hause sey.

Antwort.

Der Herr von Voltaire hält den Prinzen Cantemir für einen Fabelkrämer: und doch versichert er auf das Ansehen dieses Schriftstellers, die Hälfte der Stadt Constantinopel sey durch Vergleich eingenommen worden.

Er steifet sich auf die türkischen Jahrbücher, um läugnen zu können, daß Mahomet die schöne Irene enthauptet habe: und die türkischen Jahrbücher sagen von dieser Begebenheit kein Wort.

Er sagt, sein Widersager sey so wenig in der türkischen, als in unsrer Geschichte zu Hause. Der Widersager antwortet ihm: er wisse von beyden so viel, daß er erkennen könne, wie sehr Voltaire die eine sowohl als die andere misstalte und verfälsche.

XXI §.

Von der Schätzung der Sünden.

Voltaires Stelle.

„ Der Verfasser der Schmähschrift fraget a. d.
„ 208 S. Wo ist denn diese abscheuliche Aus-

„ schweifung, diese schändliche Schätzung, die„ ser gesetzte Preis, u. s. w., welcher zu einer „ Gewohnheit, einem Rechte und Gesätze geworden? Man lese doch die Schätzung der römischen „ Kanzley, gedruckt zu Rom im Jahre 1514 bey „ Markus Silberten, auf dem Floraplatze; und im „ folgenden Jahre zu Köln beym Goswin Colinius; „ endlich zu Paris im Jahre 1520 beym Toussaint „ Denis in der Jakobsstrase. Der erste Titel ist: „ De caussis matrimonialibus.

„ In caussis matrimonialibus pro contractu „ quarti gradus, taxa est turonenses septem, „ ducatus unus, carlini sex.

„ Muß uns denn dieser einfältige Tropf hier zwin„ gen zu sagen: daß im achtzehnten Titel demjenigen „ die Lossprechung für fünf Karolinen gegeben werde, „ der seine Mutter erkannt hat? Daß es einem Va„ ter und einer Mutter, die ihren Sohn umgebracht „ haben, nur sechs Turonenser und zwo Dukaten ko„ ste? Und wenn man die Lossprechung von der Sün„ de der Sodomiterey und Viehbeschlafung begehret: „ daß es samt dem Untersagungsanhange nur sechs und „ dreysig Turonenser, und neun Dukaten koste? Nach „ solchen Beweisen kann der Pasquillenschreiber „ schweigen.

Antwort.

Das Buch von der Schätzung der römischen Kanzley, welches Voltaire anführet, ohne es gesehen zu haben, ist allezeit ein Theil des grosen Kriegsgeschreyes der Protestanten wider die römische Kirche gewesen. Sie haben verschiedene Auflagen und Uebersetzungen davon gemacht, welche sie allemal mit Auslegungen,

Erläuterungen und Anmerkungen geschmücket haben: allein sie berufen sich nimmer auf andere Auflagen als auf jene, die in Deutschlande oder Frankreiche herausgekommen. Keiner von ihnen darf sagen, daß er die vermeynte römische Auflage bey Markus Silberten, zu Rom 15[?]4, welche die erste ist, und nach welcher die übrigen gemachet worden, oder gemachet haben werden sollen, in Händen habe, oder auch nur gesehen habe. Es ist zu merken, daß alle diese Auflagen, die aus protestantischen Händen gekommen, sehr voneinander unterschieden seyn; und in vielen Punkten ganz und gar nicht miteinander übereinstimmen.

Dergleichen Werke waren schon unter den Päpsten Johann dem XXII, und Benedict dem XII herausgekommen: die aber, sobald sie ans Licht traten, unterdrücket wurden. Dasjenige, so man unter Leo den X setzet, ist, als ein von den Ketzern verfälschtes Werk, in Spanien und zu Rom verdammet worden. alle diese Proben wird man bey Baylen in den Artikeln von Laurenz Banken, und Anton Dupineten finden.

In diesem besteht der Grund der trötzigen Aussprüche Voltaires, und der Zuversicht, mit welcher er zu seinem Richter saget: Nach solchen Beweisen kann der Pasquillenschreiber schweigen.

Bey einer grosen Anzahl Irrthümer und Verleumdungen, die im XXIV Hauptstück des Buches von den Irrthümern widerleget werden, widersetzet sich Voltaire in keinem andern, als in jenem Punkte: wo man ihm alle Kirchenversammlungen des sechszehnten Jahrhunderts entgegen setzet. Die bewährten Urkunden dieser Kirchenversammlungen halten der Mis-

geburt seines Buches, das er nicht anders, als in Baylen hat kennen lernen, gewiß die Wage.

XXII §.

Von dem Rechte der Weltlichen, Beichte zu hören.

Voltaires Stelle.

„ Er fraget, wo der Geschichtschreiber gelernet „ habe, daß die Weltlichen, und selbst die Weiber, „ das Recht gehabt haben, Beichte zu hören. Ach! „ mein armer Strohkopf! im h. Thomas, a. d. 255 „ S. des dritten Theils lyonischer Auflage 1738: „ Confessio ex defectu Sacerdotis Laico facta, sa„ cramentalis est quodam modo. Wie? wissen „ sie nicht, wie viele Abtissinnen ihre Klosterfrauen „ Beichte gehöret haben?

Antwort.

Ach! mein gelehrter Voltaire! wissen sie denn nicht, daß alle Kunstrichter behaupten, dieser Theil der Summe sey nicht vom heiligen Thomas? Wissen sie nicht, daß das quodam modo ein Einschränkungswort sey, welches uns lehret, daß diese Beichte nicht wahrhaftig sacramentalisch sey? Sollten sie uns wohl eine Abtissinn namhaft machen können: die ihre Klosterfrauen wirklich Beichte gehöret hätte? Was mich anbelanget, so kenne ich keine, auser der närrischen Stifterinn der Versammlung der Kindheit, die durch die Geschichte des Sachwalters Reboulet berühmt geworden.

XXIII §.

Von dem Calvinistenthume.

Dieser Artikel ist eine blose Bezeugung des Verfassers der allgemeinen Geschichte, von seiner Unparteylichkeit. Dieselbe ist Jedermann bekannt. Wir halten uns dabey nicht auf. Man weis zur Gnüge, was davon zu glauben sey.

XXIV §.

Von Franz dem I.

Voltaires Stelle.

„ Der Verfasser der Schmähschrift treibt den Geist „ der Verfolgung so weit, daß er dasjenige berichtet, „ so Florimund von Raymund König Franz dem „ I beymißt: Wenn ich eines von meinen Kindern „ wüßte, das mit Theil daran hätte (an den Meynungen wider die römische Kirche); so wollte ich es „ selber abschlachten. Dieses nennet der Verfasser „ der Schmähschrift eine zarte Andacht. Wie? „ Franz der I, der Barbarossen eine Moschee in „ Frankreiche zu bauen erlaubte, sollte eine so zarte „ Andacht gehabt haben, daß er den Dauphin erdrosselt hätte, wenn derselbe französich hätte bethen, „ und das Abendmahl mit gesäuertem Brode, und „ mit Weine hätte empfangen wollen? u. s. w.

Antwort.

Wer sollte wohl glauben, daß diese grose Ausrufungen blos auf eine schändliche Hinterlist gegründet seyn? Wahrhaftig! dem Herrn von Voltaire ist sehr we-

wenig an seiner Ehre gelegen. Er bekümmert sich wenig darum, was der Leser von ihm denken werde, wann er von der Sache unterrichtet seyn wird. Es ist gar keine Frage, weder von dem Abendmahle unter beyden Gestalten; noch von dem Abendmahle nach der Art der Griechen mit gesäuertem Brode; noch von französischen Gebethern. Es ist die Frage von einem gräulichen Schimpfe, der dem göttlichen Geheimnisse des h. Altarsacraments angethan worden. Die Sache hat sich so zugetragen: Einige rasende Schwärmer liesen in ganz Paris öffentliche Schriften anheften: die mit den entsetzlichsten, und schimpflichsten Lästerungen wider das anbethenswürdigste Geheimniß des h. Altarsacraments angefüllet waren. Als es dem Könige zu Ohren kam: ward er mit dem lebhaftesten Schmerzen gerühret. Er stellte einen allgemeinen Bittgang an: dem er selber an der Spitze seines ganzen Hauses beywohnen wollte. In diesem Bittgange verrichtete er im Angesichte seines ganzen Hofes, und des ganzen parisischen Volkes, mit einer Fackel in der Hand, eine öffentliche Abbitte, um diese Schmähworte und Gotteslästerungen zu ersetzen. Den Schluß machte er mit einer Rede, woraus die Lebhaftigkeit seines Glaubens, und die Zärtlichkeit seiner Andacht klar hervorleuchtete (c). Und was mich, euren König, betrifft, sagte er mit weinenden Augen, wenn ich eines von meinen Gliedern wüßte, das mit diesem verfluchenswerthen Laster besudelt oder angestecket wäre: wollte ich euch selbiges nicht nur abzuhauen darreichen; sondern noch mehr! wenn ich merkete, daß eines meiner Kinder Theil daran hätte: so wollte ich es mit eigener Hand zum Tode befördern.

Die-

(c) Voltaires Irrth. I Th. 264.

Diese Erzählung ist schon zureichend, allen Lärmen des voltairischen Marktgeschreyes zu entkräften, und begreiflich zu machen: daß seine Vertheidigungen nur auf unanständige Ausflüchte, und häßliche Treulosigkeiten gegründet seyn. Niemand ist, der nicht den Sinn der Worte des Königs beym ersten Anblicke begreife.

XXV §.

Von dem Bartholomäustage.

Voltaires Stelle.

„ Unglückseliger! ist ihnen von dem Verfasser der „ Schutzschrift des Bartholomäustages in ihrer „ Schmähschrift geholfen worden? Sie scheinen diese „ Blutbäder entschuldigen zu wollen. Sie sagen, selbige wären nimmer vorbedacht gewesen. Lesen sie „ doch den Mezerai, der da gesteht: daß man vom „ Jahre 1570 an das Vorhaben, die Hugonotten in „ das Netz zu bringen, fortgesetzet habe, u. s. w.

Antwort.

Ich habe in meinem Werke keine andere Hülfe, als von der Wahrheit gehabt, deren Leitschnur ich gefolget bin. Ich habe gezeiget, daß ich vor diesen Blutbädern einen Abscheu habe. Den Mezerai habe ich gelesen. Dieser hat mich den Irrthum verbässern lehren, in welchen sie fallen, da sie sagen: es wären sechszigtausend Hugonotten ermordet worden. Mezerai zählet deren nur fünf und zwanzigtausend.

Sie sagen, ich schiene diese Blutbäder zu entschuldigen. Ich aber sage in meinem Werklein von den Sitten: dies sey ein Flecken für unsre Nation, und

ein Fehler eines von einigen gemeinen Leuten verführten Fürsten gewesen. Ich sage in dem Buche **von den Irrthümern**: es sey ein Ueberfall des Zorns bey Karl den IX, dem Urheber dieses Blutbades, gewesen. Finden sie hierin die Gesinnungen eines Gönners der Verfolgung?

XXVI §.

Von dem Herzoge von Guise, und den Wegsperrungen.

Voltaires Stelle.

„So lauten die Worte des unwissenden Verleumders a. d. 419 S.: **Was die Untersagung betrifft, die Heinrich der III dem Herzoge von Guise gethan hat, nach Paris zu kommen; so sage der Verfasser der allgemeinen Geschichte, der König habe ihm mit der Post zuschreiben müssen, weil er kein Geld, einen Eilbothen zu zahlen, gehabt habe.** Armer Pasquillenschreiber! führen sie die Stellen bässer an. In der Stelle steht: Er schrieb zween Briefe, und befahl, zween Eilbothen abzufertigen. Es fand sich kein Geld in der königlichen Schatzkammer zu dieser nöthigen Auslage. Man trug die Briefe auf die Post, „u. s. w.

Antwort.

Der Verfasser des Buches **von den Irrthümern** hat eben das der Wesenheit nach gesaget: was Voltaire weitläuftiger daher gesetzet. Der Leser kann beyde Stellen leicht vergleichen, und urtheilen. Wo ist allso die Verleumdung? wo ist die Unwissenheit?

wo ist die untreue Anführung der Stelle? Ich habe hinzugesetzet, daß dieser Beytrag vom Geldmangel, stark nach einem niederträchtigen Bürger, und übel unterrichteten Menschen schmecke. Der Herr von Voltaire glaubet, ich wollte vom Herrn von Etoile reden. Er irret sich aber. Es ist ein andrer, den diese Worte betreffen.

XXVII §.

Von der vermeynten Strafe Marien von Aragonien.

Voltaires Stelle.

„Es ist sehr nützlich, alle die lächerlichen Fabeln, „mit denen die Romanschreiber, sowohl Mönche, als „weltliche, die mittlern Zeiten überschwemmet ha„ben, zu Nichte zu machen. Ein Gottfried von „Viterbo erzählet: als Otto der III zweyhundert „Jahre davor, sich mit Marien von Aragonien ver„mählet hatte, habe sich diese Kaiserinn in einen Grafen „des Landes Modena verliebt; dieser junge Mensch „habe dieselbe leer abgewiesen; Maria habe ihn aus „Rache verklaget, als hätte er ihr nach der Ehre „gestrebet; der Kaiser habe dem Grafen das Haupt „abschlagen lassen; die Wittwe sey, mit dem Kopfe „ihres Mannes in der Hand, gekommen, und habe „auf Gerechtigkeit angedrungen; sie habe sich zur „Probe des glühenden Eisens anerbothen; sie sey „über dieses glühende Eisen ohne Verletzung daher „gegangen; die Kaiserinn hergegen habe ihre Fusso„len verbrannt, und der Kaiser habe sie hinrichten „lassen. Diese Fabel ist allen Erzählungen jener Jahr„hunderte der Barbarey ähnlich. Zur Zeit Kaiser „Otto des III war kein Königreich Aragonien, noch

„ eine Maria von Aragonien, noch ein Graf von „ Modena. Ein Unwissender, der solche Falschheiten geschrieben, ist schon Ursache genug, daß hundert Schriftsteller dieselben abschreiben.

Antwort.

Da sehe man den grosen Dienst, den der gelehrte und scharfsinnige Voltaire der Welt leisten will. Er will nämlich alle lächerliche Fabeln der Romanschreiber, sowohl der Mönche, als der weltlichen Schriftsteller, vernichten. Vermuthlich hat er in dieser Absicht seine allgemeine Geschichte geschrieben: die ganz nach dem Lichte der Wahrheit, und mit der sorgfältigsten Treue abgefasset ist. Indessen will ich, ohne auf den Grund der Begebenheit von der Kaiserinn Maria von Aragonien zu gehen, etliche Irrthümer bemerken, in welche er bey dieser Gelegenheit gefallen ist. Er saget, Gottfried von Viterbo habe zweyhundert Jahre nach Otto dem III geschrieben: und Gottfried ward wenig Jahre nach dem Tode dieses Fürsten gebohren.

Er sagt: dazumal, d. i. um das Ende des zehnten, und zu Anfange des eilften Jahrhunderts wäre kein Königreich Aragonien gewesen: und im XXXIV Hauptst. der allgemeinen Geschichte nennet er selbst die aragonischen Könige, die in selbigem Jahrhunderte gelebet haben. Uebrigens hat man nur den Mariana zu lesen.

Er sagt: damals sey kein Graf von Modena gewesen. Es war schon lange Zeit, daß die Kaiser den Grafentitel gaben; es wahr eine Stadt und ein Land Modena; und wie will der Herr von Voltaire bewei-

weisen: daß dazumal kein einziger Edelmann von Modena den Grafentitel geführet habe?

Wie schwer ist es doch, mit sich selbst übereinzukommen, wann man andere Absichten hat, als die blose Wahrheit! Wie schwer ist es, in keine Irrthümer zu fallen, wann man keine andere Führer hat, als die Einbildung, und die Leidenschaft!

XXVIII §.

Von Pipins Schenkung.

Voltaires Stelle.

„ Ja, man fährt fort zu glauben: daß weder Pi-
„ pin, noch Karl der grose jemals die Herrschaft
„ über das Exarchat von Ravenna, oder über Rom
„ gegeben habe. 1. Weil, wenn diese Verehrung
„ statt gehabt hätte, die Päpste die bewährten Ur-
„ kunden davon aufbehalten, und gezeiget haben wür-
„ den. 2. Weil Karl der grose in seinem Testamen-
„ te Rom und Ravenna in die Zahl der Städte setzet,
„ die ihm zugehören. 3. Weil die Ottonen diese Ver-
„ ehrung gar nicht erkannten. 4. Weil Pipin keine
„ Städte hat schenken können, auf welche er weder
„ Recht, noch Anspruch hatte. 5. Weil die griechi-
„ schen Kaiser sich über diese vermeynte Schenkung
„ nimmer beklagten. 6. Weil die Stelle Eginharts,
„ der da sagt, Pipin habe dem heiligen Peter die
„ fünf Städte geschenket, nur so viel sagen will:
„ daß er selbige unter den Schutz des heiligen Peters
„ gestellet habe; so wie Ludwig der XI hernach die
„ Grafschaft Bolonien der Mutter Gottes verehrete.
„ u. s. f.

Antwort.

Dem Herrn von Voltaire soll erlaubet seyn zu glauben, was er will; uns sey aber dagegen erlaubet, ihm zu zeigen, daß die Proben, womit er sich bemühet, seine Meynung zu unterstützen, nichts weniger als schliesend sind. Französische und lombardische Geschichtschreiber, die zu selbiger Zeit gelebt haben, beschreiben die Umstände dieser Verehrung. Italienische Geschichtschreiber, die von den römischen Urkunden Känntniß hatten, sagen eben dasselbe. Und der Herr von Voltaire will diesen so wenig als jenen glauben. Warum sollen wir ihm denn selber glauben?

Allein die Päpste, sagt er, würden die bewährten Urkunden davon aufbehalten haben. Worin haben diese Urkunden bestanden? blos in einem Briefe? blos in einer förmlichen Abtretung, die in einer Versammlung, und vor Zeugen geschehen? Es müssen aber wohl Schriften vorhanden gewesen seyn: denn Anastas der Bibliothekär schrieb gemäs diesen Schriften ein Jahrhundert nach Pipinen und Karl dem grosen.

Pipin, setzt Voltaire hinzu, konnte nicht schenken, was ihm nicht zugehörte. Dies Vernünfteln ist nicht wohl gerathen. Die Ueberwinder nehmen oft, was ihnen nicht zugehöret: sie können es allso auch wohl schenken. Diese kennen kein ander Recht, als das Faustrecht. So waren die Rechte beschaffen, welche die Römer, Alexander, Cäsar, Pipin, Karl der grose, Mahomet, Tamerlan gültig macheten.

Er versichert, die griechischen Kaiser hätten sich gar nicht beschweret. Freylich haben sie es gethan,

wie in dem Buche von den Irrthümern gezeiget worden; aber sie richteten nichts damit aus.

Allein Karl der grose setzet Rom und Ravenna in die Zahl der Städte, die ihm zugehören. Das machet, er hatte in selbigen Städten die Rechte der Oberherrlichkeit behalten.

Die Ottonen haben diese Verehrung gar nicht erkannt. Viele andere Kaiser haben sie weder erkannt, noch verworfen. Was soll man aber daraus schliesen?

Endlich ist diese Verehrung jener gleich, sagt Voltaire, die Ludwig der XI gemacht, als er die Grafschaft Bolonien der Mutter Gottes geschenket hat. Es ist ein groser Unterschied zwischen Ludwig dem XI, und Karl dem grosen. Ludwig der XI wußte wohl, daß die Mutter Gottes keine Statthalter, Oberkeiten, oder Rentmeister vom Himmel in die Grafschaft Bolonien schicken würde, und daß sie die Gefälligkeit haben würde, ihm den Nutzen und die Ehre allezeit zu überlassen. Er hielt sie auch allezeit in seinen Händen. Er wollte lieber etwas den Einwöhnern des Himmels, als der Erde verehren. Durch dergleichen Verehrung setzte er nicht viel in Gefahr. Doch dies ist schon genug, um die Stärke der Gründe des Herrn von Voltaire empfindlich zu machen. Darüber lachen, oder sie mit einem Mitleiden betrachten, das ist alles, was man zu thun hat.

XXIX §.

Von einer That, die den König in Frankreiche, Heinrich den III betrifft.

Voltaires Stelle.

„ Sie, Verfasser der Schmähschrift! sagen, sie „ hätten nimmer finden können, in welchem Buche „ es stehe, daß Heinrich der III Livron im Delphi„ nate belagert habe. Sie behaupten, dieser Ort „ sey niemals belagert worden; weil er heutiges Ta„ ges nur ein Dorf ist .... Belieben sie den chrono„ logischen Auszug des Mezerai nachzusehen, so wer„ den sie lernen: daß Livron dazumal eine Stadt ge„ wesen; daß Heinrich der III sie durch Bellegarden „ hat belagern lassen; daß dieser König sich selber ins „ Lager begeben; daß die Belagerten ihm von der „ Höhe ihrer Mauern den Bartholomäustag vor„ gerupfet haben ... Sie werden es in den Urkunden „ Etoiles a. d. 117 S. finden. Der Verfasser der „ allgemeinen Geschichte hat oftmals bey bekannten „ Thaten Schriftsteller anzuführen versäumet, und „ es blos bey auserordentlichen Sachen gethan, die „ eine Bestätigung nöthig haben. Sie müssen aus al„ len Bürgen, die er ihnen darstellet, seine Treue „ schliesen, und erröthen, daß sie mit solcher Frech„ heit von Sachen geredet haben, die sie nicht ver„ stehen.

Antwort.

Da haben wir viel Zorn und Galle. Indessen hat man sich nicht zu fürchten. Voltaire machet es zuweilen jenem wunderbaren Ritter gleich: der Windmühlen für Riesen ansah, die er zu bestreiten hätte.

Sein Richter hat schier nichts von allem dem gesaget, so er ihm in den Mund leget. Nimmer ist er der Meynung gewesen, daß Livron nicht belagert worden sey. Er hat keineswegs gesaget, Livron sey nimmer eine Stadt gewesen. Er redet von dem heutigen Zustande dieses Ortes; und das thut er mit Gewißheit und Einsicht.

Die Stelle des Buches von den Irrthümern ist folgende: Der Herr von Voltaire saget, Heinrich der III, als er sich in eine kleine Stadt, Namens Livron (es ist nur ein Dorf, oder kleiner Flecken im Delphinate) habe begeben wollen, habe gemerket, daß seine Entschliesung nicht die beste gewesen sey; und daß man ihm von der Höhe der Mauern zugerufen: Kommt nur, ihr Mörder! ihr werdet uns nicht, wie den Seeobersten, schlafend finden. Ich habe mir Mühe gegeben, die Wahrheit dieses Umstandes irgendwo ausfindig zu machen; aber vergebens. Doch habe ich einen andern von gröserer Wichtigkeit entdecket. Es ist die Antwort, die Montbrun gab, als dieser kleine Ort aufgefodert ward. Zwey Dinge machen die Menschen gleich, antwortete er mit Trotzigkeit dem Könige selbst, das Spiel und die Waffen. Herr von Voltaire! man giebt ihnen Beytrag für Beytrag ... Sie müssen zufrieden seyn.

Sie sagen, ich wollte behaupten, Livron sey nimmer belagert worden: und ich mache den Befehlshaber der Festung namhaft, der sich weigerte, den Ort Heinrich dem III zu übergeben.

Sie stellen den Herr von Etoile als Bürgen ihres Beytrages dar; und sie selbst verachten diesen Schriftsteller, worauf sie sich fusen, im höchsten Grade. Soll

ich

ich jenem Etoile glauben, sagen sie in der Abhandlung über den Tod Heinrich des IV a. d. 241 S., der des Abends alle Fabeln des Pöbels aufschrieb, die er den Tag durch gehöret hatte?

Sie haben manchmal, wie sie hinzusetzen, Schriftsteller anzuführen versäumet. Man weis die Ursachen ihrer Nachlässigkeit. Man weis, wie es mit ihrer sorgfältigen Treue beschaffen ist. Das Buch der Irrthümer ist Bürge davon.

Ist ihr Widersager genöthigt zu erröthen, wie sie sagen, daß er mit solcher Frechheit von Sachen geredet hat, die er nicht versteht? Ist er der Verfälscher, der Unwissende, der Freche?

XXX §.

Von der Bekehrung Heinrich des IV.

Voltaires Stelle.

„Es ist eine Treulosigkeit von dem Jesuiten Daniel, und eine Kinderey von dem Pasquillenschreiber, daß sie behaupten wollen: Heinrich der IV habe die Religion verändert, weil er überzeuget gewesen.... Dieser grose Mann, der auf eine so niederträchtige Art verfolget ward, der seine Tapferkeit unter den Gesätzen seiner Feinde zu beugen gezwungen war, würdigte sich nicht einmal seine Glaubensbekänntniß zu unterzeichnen: die nach vielen Zwistigkeiten durch Daviden du Perron aufgesetzet worden, so wie man sie in den Urkunden des Herzogs von Sully findt, der viele Kleinigkeiten davon unterdrücken lies. Heinrich der IV lies selbige nur durch den Lomenie unterzeichnen,

„ In

„ In einer eiteln Lobrede läßt sich dieser Held schon „ als ein Bekehrter schildern: allein die Geschichte „ muß die Wahrheit sagen „.

Nach diesem geht er mit Danielen auf die verächtlichste Art um.

Antwort.

Heinrich den IV, der die Aufrichtigkeit, die Ehre, und die Frömmigkeit selber war, als einen Häuchler darstellen wollen, der die Katholischen sowohl, als die Hugonotten betrogen; oder als einen Freydenker, der durch eine Scheinbekehrung mit beyden Religionen den Spott getrieben: das heist das Andenken dieses grosen Fürsten lästern. Welche Ehre vermeynet er diesem grosen Könige zu erweisen, da er saget: selbiger hätte sich nicht einmal gewürdiget, die von dem Cardinale du Perron, dem geschicktesten Gottesgelehrten seines Jahrhunderts, verfaßte Glaubensbekänntniß zu unterzeichnen? Und was versteht er durch die von dem Herzoge von Sully unterdrückten Kleinigkeiten.

Heinrich der IV leget seine Glaubensbekänntniß an der Thüre der Dionysiuskirche, in Gegenwart der meisten Grosen des Königreiches, feyerlich ab; und dieser Austritt soll eine blose Aeffung beyder Parteyen seyn! Er begnüget sich, dieselbe durch den Lomenie unterzeichnen zu lassen, als einer, der sich nicht verbinden will; als einer, der selbst gar keinen Theil daran nimmt! Hier ist sicher der Ort, wo Schriftsteller angeführet werden sollten. Hier haben wir gewiß eine von den auserordentlichen Sachen, die eine Bestätigung nöthig haben.

Hätte Voltaire die gebührende Aufmerksamkeit angewandt, so würde er begriffen haben: daß der König, da er seine Glaubensbekänntniß öffentlich abgeleget, nicht nöthig gehabt habe, dieselbe zu unterschreiben. Genug, daß sie durch den Staatssecretär, als einen Zeugen, unterschrieben ward.

Voltaire mag seine Stimme wider Danielen, so viel er immer will, erheben; er halte nur Heinrich den grosen in Ehren.

XXXI §.

Von dem Cardinale du Perron, und dem Reichstage 1614.

Voltaires Stelle.

„ Der Pasquillenschreiber giebt uns Gelegenheit, „ eine erhebliche Frage zu untersuchen. Alle histori- „ sche Nachrichten selbiger Zeit bezeugen, daß der „ Cardinal du Perron sich der Bekanntmachung des „ Grundgesätzes von der Unabhängigkeit der Krone „ widersetzet habe; daß er den Parlamentsschluß, „ wodurch dies natürliche und geschriebene Gesätz be- „ stätiget ward, habe unterdrücken lassen; daß er sich „ verschworen, daß er gedrohet, daß er öffentlich ge- „ saget habe: daß man einen König, falls er ein „ Arianer oder Mahometaner wäre, absetzen müßte.

„ Man will hier nicht sagen, was der Pasquillen- „ schreiber verdienet. Allein diese Meynung, daß „ die Kirche die Könige absetzen könne, ist unter al- „ len die ungereimteste, und strafbarste; und diejeni- „ gen, so sie zuerst haben ans Licht bringen dörfen,

„ sind

„ sind Ebenteuer, Feinde des menschlichen Geschlech-
„ tes gewesen.

„ Der Pasquillenschreiber fraget, wo man die
„ Worte des du Perron finde. Wo? in den histo-
„ rischen Nachrichten, die le Vassor gesammelt; in
„ der chronologischen Geschichte des Jesuiten d' Av-
„ rigny; allenthalben.

Antwort.

Man fodert vom Herrn von Voltaire Schriftsteller; und er führet le Vassor, jenen ausgetrettenen Oratorianer an: der, nachdem er seinem Vaterlande und seiner Religion den Rücken gewandt, nach Aengellande gieng, und eine Geschichte von Ludwig dem XIII schrieb, die nichts anders ist, als ein wüthendes Geschrey wider Frankreich. Er beruft sich auf den d' Avrigny, der doch, wo er von den Begebenheiten des Reichstages von 1614 redet, allen Gesinnungen des Verfassers der allgemeinen Geschichte widerspricht. Er saget, man finde die Beweise von dem, was er behauptet, allenthalben: und man antwortet ihm, daß derjenige, der zu viel saget, nichts sage.

Der Verfasser des Buches von den Irrthümern hat dasjenige, was er bey Gelegenheit dessen, so sich auf dem allgemeinen Reichstage 1614 eräuget, gesagt hat, aus dem schriftlichen Berichte dieses Reichstages selber genommen. Diese Quelle ist richtiger, als jene dunkele Urkunden und unbenennte Schriften, aus welchen Voltaire geschöpfet, um die Welt durch seine ebenteuerliche allgemeine Geschichte zu vergiften.

Er verleumdet den Cardinal du Perron, da er ihm die in diesem Artikel der Erläuterungen verkündig-

digten Schritte und Gesinnungen zueignet. Es hat dieser Cardinal in den Reden, die er bey Versammlung der Stände gehalten, die geheiligten Rechte der Person der Könige, und die Unabhängigkeit der Krone, mit der grösesten Stärke festgesetzet. Man kann über diesen Punkt nachsehen, was im 56ten Hauptstücke der Irrthümer bereits gesaget worden; welches hier zu wiederholen überflüssig seyn würde.

Man will hier nicht sagen, setzet Voltaire noch hinzu, **was der Pasquillenschreiber verdienet.** Allein die ganze Welt weis, was ein Lobredner Cromwels verdienet, der seinem Könige das Haupt abschlagen lies; Karls von Sudermannlande, der seinem Vätter Sigismunden, Könige in Schweden, die Krone raubete; **Wilhelms**, Prinzen von Oranien, der seinen Schwiegervater und Wohlthäter vom ängelländischen Throne verjagte. Die Durchlesung der allgemeinen Geschichte wird Niemanden lehren, die Könige in Ehren halten. O wie viele Schriftsteller könnten heutiges Tages den Ebenteuern beygezählet werden!

Der Herr von Voltaire muß doch merken, welch einer Bescheidenheit wir uns hier bedienen. Die Uebernehmung des Zorns vernnehret einen Schriftsteller; beleidiget ehrbare Leute; und kann Niemanden, auser boshaften Gemüthern, gefallen.

XXXII §.

Von der Bevölkerung Aengellands.

Voltaires Stelle.

„Der Ritter Petti hat erwiesen, daß die günstig„sten Umstände erfoderlich sind, damit eine Nation „in

„ in Zeit von hundert Jahren um einen zwanzigsten
„ Theil anwachse. Der Pasquillenschreiber fraget:
„ wie doch Aengelland, seit der Königinn Elisabeth,
„ ein drittel Bürger mehr gekriegt habe? Man ant-
„ wortet ihm, daß dieses gerade deßwegen geschehen
„ sey, weil Aengelland sich in den günstigsten Umstän-
„ den befunden: weil sich Deutsche, Franzosen, Nie-
„ derländer häufig in diesem Lande niedergelassen ha-
„ ben; weil sechszigtausend Mönche, zehntausend
„ Nonnen, zehntausend weltliche Priester, dem Staa-
„ te und der Fortpflanzung wiedergegeben worden;
„ weil das Liebesfeuer angeflammet worden .... Wer
„ seinen Haushof übel regieret, dem wirds an Feder-
„ viehe fehlen: wer ihn wohl regieret, der wird des-
„ sen eine ungeheure Menge haben. Ganse, die du
„ du wider diese nützliche Wahrheiten schreibst, möch-
„ te doch der Haushof, wo du auf Kosten des Staats
„ gemästet wirst, kein anders, als nothwendiges Fe-
„ dervieh, aufbehalten!

Antwort.

Der Verfasser des Buches von den Irrthümern drücket sich im 45 Hauptst. a. d. 464 S. so aus: Der Herr von Voltaire versichert uns hier, Aengelland sey seit der Religionsänderung, d. i. in Zeit von fünfzig Jahren, um einen dritten Theil mehr bevölkert gewesen: und im ersten Hauptstücke seiner Geschichte sagt er: die Umstände müßten sehr günstig seyn, wenn ein Volk sich in einem Jahrhunderte um einen zwanzigsten Theil vermehren sollte. Wie soll man diese zween Sätze zusammen reimen? Diese Frage beantwortet der Herr von Voltaire. Laßt uns sehen, wie er es angreift, um sich aus dem Gedränge zu ziehen.

Aengelland war um ein Drittel mehr bevölkert. Das macht, sagt er, weil es sich gerade in den günstigsten Umständen befand. Allein man wird ihm antworten: Die günstigsten Umstände geben in einem Jahrhunderte nur einen zwanzigsten Theil Wachsthum. Die von ihnen angeführten Zeiten bestehen in nicht mehr als in einem halben Jahrhunderte. So müßte allso das nur einen vierzigsten Theil Wachsthum geben: sie aber setzen indessen dreyzehn vierzigste Theile statt eines. Wie soll man das zusammen reimen?

Allein Deutsche, Franzosen, Niederländer haben sich häufig in diesem Lande niedergelassen. Das Mittel ist nicht zulänglich Zu eben der Zeit ward das Land von Aengelländern, Irrländern, Schotten geräumet. Folglich bleibt die Schwierigkeit.

Doch es sind sechszigtausend Mönche, und zehntausend weltliche Priester, dem Staate und der Fortpflanzung wiedergegeben worden. Allein es ist nicht gesaget, daß diese siebenzigtausend Mann, unter denen viele Greise waren, sich alle geheurathet, und Kinder bekommen haben. Nebendem machet diese Zahl kaum den hundertsten Theil der Nation aus.

Allein das Liebesfeuer ist angeflammet worden. Es haben aber auch die innerlichen Kriege, die Aengelland in selbigem Zeitraume verwüstet haben, eben so viel Böses gethan, als das Liebesfeuer Gutes hat thun können: mithin bleibt noch alles gleich. Laßt uns bekennen, daß der Herr von Voltaire in Hebung der Widersprüche, so man ihm vorwirft, glücklich ist.

Er nimmt hernach von seinem Widersager, den er eine Hofganse nennet, sehr höflich Abschied. Mußte ihm denn ein kleiner Vogel die Galle so rege machen?

Was sie anbelanget, Herr von Voltaire: so hält man sie für einen Adler. Der Adler übertrifft alle andere Vögel an Schärfe der Augen, an Hochmuthe seiner Blicke, und an Gewaltsamkeit im Zerreisen.

Ende der Antwort auf die Erläuterungen.

Antwort

Auf die Zusätze zu den Anmerkungen über die Schmähschrift, die den Titel führet: die Irrthümer des Herrn von Voltaire, durch den Herrn Dam .....

Wir haben die glücklichen Bemühungen des Herrn von Voltaire gesehen, sich zum Wenigsten wegen eines hundertsten Theils der Irrthümer, die man ihm vorgerupfet hat, zu rechtfertigen. Allein da dieser treue Geschichtschreiber geglaubet, daß er sich selbst nicht genug thät, falls er sich nicht auch wegen den Widersprüchen, in welche man ihn beschuldiget, gefallen zu seyn, rechtfertigte: hat er für dienlich erachtet, seine gelehrte Erläuterungen mit einigen Zusätzen zu bereichern. Er weis, daß die Verschiedenheit der Personen auf der Bühne angenehm sey. Er will diesmal nicht unter seinem eigenen Namen erscheinen. Er lehnet den Namen des Herrn Dam ... wer ist aber dieser Herr Dam ... das giebt er zu rathen. Indessen decket ihn die angenommene Larve nicht genugsam. Man erkennet ihn sogleich an jenem Tone der Anständigkeit, der Sittsamkeit, und Bescheidenheit: den man in den Erläuterungen bereits angemerket hat. Der Ver-

fasser des Buches von den Irrthümern geht auf eine einfachere Weise daher; und entlehnt keine fremde Person. Er will über die seit kurzer Zeit ausgebrüteten Zusätze seine Anmerkungen selbst machen.

Der Verfasser der Schmähschrift, sagt der verstellte Voltaire, deutet in seiner vorläufigen Abhandlung auf vier Widersprüche, in welche, wie er sagt, der Herr von Voltaire gefallen, ohne unendliche andere, die er nicht angezeiget, zu zählen .... Der erste von diesen Widersprüchen bezieht sich auf die Pflanzung des Christenthums; der zweyte auf die verschiedenen Arten der Menschen, die sich auf der Erde befinden; der dritte auf Michael Serveten; endlich der vierte auf Cromweln. Wir wollen uns bestreben, die Aufrichtigkeit, den Witz, und die Ehrlichkeit dieser Herren kennbar zu machen.

Nach diesem Eingange schreitet der Verfasser der Zusätze zur Sache: und wir wollen ihm Schritt für Schritt folgen.

I. Artikel.

Von der Pflanzung des Christenthums.

Stelle.

„ Erste Falschheit des Pasquillenschreibers, Ungereimtheit seiner Vernunftschlüsse.

„ Es ist wahrhaft wunderlich, saget er in seiner vorläufigen Abhandlung, daß der Herr von „ Voltaire, mit seinem weitsichtigen Verstande

„ mit seiner erstaunlichen Gedächtniß, und sei-
„ ner grosen Gelehrtheit, in so sichtbare Wider-
„ sprüche gefallen ist. In seiner allgemeinen Ge-
„ schichte sagt er uns im 5ten Hauptstücke: der
„ römische Rath sowohl, als die Kaiser seyn nim-
„ mer gesinnet gewesen, Jemanden der Religion
„ halber zu verfolgen; die christliche Kirche habe
„ von ihrem Anfange an, Freyheit genug gehabt;
„ sie habe sich ungehindert ausbreiten können,
„ und sey von vielen Kaisern öffentlich vertheidi-
„ get worden.

„ Und in seinem Jahrhunderte Ludwig des
„ XIV, fährt der Pasquillenschreiber fort, im Haupt-
„ stücke von der calvinischen Lehre sagt er, eben
„ diese Kirche habe von den ersten Zeiten her,
„ dem Ansehen der Kaiser getrotzet, indem sie der
„ Verbothe ungeachtet, in den Höhlen und un-
„ terirdischen Krüften geheime Zusammenkünfte
„ gehalten: bis sie Constantin unter der Erde
„ hervorgezogen, um sie seinem Throne an die
„ Seite zu setzen.

„ Es wäre eben so sehr zu bewundern, wenn der
„ Herr von Voltaire sich allso ausgedrücket hätte: als
„ es zu bewundern ist, daß man so viel Unwissenheit
„ mit so viel Untreue verpaaret sieht . . . . Der
„ Herr von Voltaire hat nimmer gesaget: die christ-
„ liche Kirche habe von ihrem Anfange an, Frey-
„ heit genug gehabt. Man weis sattsam, daß er
„ auf solche Weise nicht schreibt. So heist die erste
„ durch den Pasquillenschreiber misstaltete Stelle von
„ Worte zu Worte.

„ Niemals ist es irgend einem Kaiser, noch
„ irgend einem Statthalter, noch dem römischen

„ Rathe in den Sinn gekommen, die Juden zu
„ hindern, an ihr Gesätz zu glauben. Diese einzige Ursache dienet, kennbar zu machen, was
„ das Christenthum für Freyheit gehabt habe,
„ sich heimlich auszubreiten.

„ Ungeachtet der Aenderungen, die der Pasquillenschreiber mit dieser Stelle vorzunehmen für dienlich erachtet hat, sieht man: daß er darin das Wort
„ heimlich unterdrücket habe, welches dem widrigen
„ und gezwungenen Sinne nicht günstig war, den er
„ ihm durch falsche und einfältige Ausdrücke, welche
„ er anstatt der wahrhaften hingesetzet, zu geben getrachtet hat.

„ Wir haben hier den ersten Beweis von der
„ Treue dieses ehrlichen Flickers.

Antwort.

Man kann keinen Zweifel hegen, daß nicht die zwo aus der vorläufigen Abhandlung gezogenen Stellen einen Widerspruch enthalten.

Die erste lehret, daß die christliche Kirche seit ihrem Anfange die Freyheit gehabt habe, sich festzusetzen und auszubreiten: weil nimmer der Rath, noch die Kaiser gesinnet gewesen, Jemanden um der Religion willen zu verfolgen; und weil viele Kaiser selbige öffentlich beschützet haben.

Die zweyte saget, eben diese Kirche habe solche Freyheit nicht gehabt: weil sie gezwungen war, sich in die Höhlen und unterirdischen Oerter zu begeben, um allda ihre Zusammenkünfte insgeheim zu halten; diese Zusammenkünste seyn von den Kaisern verbothen

gewesen; und sie sey unter der Erde verborgen geblieben, bis Constantin sie hervorgezogen habe.

Gewißlich wird niemand in Abrede stellen, daß diese zwo Stellen einen Widerspruch darstellen. Die eine bejahet die Freyheit, deren die christliche Kirche genoß: die andre verneinet sie. Die eine spricht von Erlaubnissen und Beschützungen: die andre von Verbothen und Verfolgungen. Dies sieht ziemlich widersprechend aus. Nun, sind diese Stellen wahrhaftig von Voltairen? Nichts ist leichter zu zeigen, als daß sie der Wesenheit, dem Sinne, und den Ausdrücken nach, von ihm sind.

Er saget im 5ten Hauptst. der allgemeinen Geschichte: Es ist gewiß, daß der Rath niemals geneigt gewesen, Jemanden seines Glaubens halber zu verfolgen. Nerva, Vespasian, Titus, Trajan, Adrian, wie auch die Antoninen waren keine Verfolger. Markus Aurelius verordnete, Man sollte die Christen der Religion wegen nicht verfolgen. Caracalla, Heliogabal, Alexander, Philipp und Gallien nahmen dieselben öffentlich unter ihren Schutz. Sie hatten allso Zeit über Zeit, sich auszubreiten, und ihre angehende Kirche zu befestigen. Sieh die vorl. Abhandl. Die Christen genossen einer so grosen Freyheit: daß sie in vielen Provinzen öffentliche, und sogar auf dem Schutte der abgerissenen Götzentempel, aufgerichtete Gotteshäuser hatten.

Nun frage ich: Ist wohl in der ersten Stelle ein Ausdruck, der nicht von Voltairen, und zwar in demselben Sinne, wie Voltaire ihn nimmt, genommen sey? Sind die Ausdrücke falsch und einfältig, wie er saget: so ist es der Fehler dessen, von dem

man

man die Stellen anführet. So ist denn die erste Stelle der vorläufigen Abhandlung gesätzmäsig gerechtfertiget. Auf die andere saget Voltaire nichts: vermuthlich darum, weil er nichts einzuwenden hat finden können.

Er beschuldiget mithin den Verfasser der Abhandlung ohne Grund einer Untreue und Falschheit. Er führet allso umsonst eine andere Stelle an, die man nicht zum Gegenstande gehabt hat; er vermehret seine Schande nur, da er sie decken will. Es ist allso vergebens, daß er sich so sehr mit dem Worte heimlich brüstet, als wenn selbiges seinen Widerspruch zu retten vermöchte. Dieser bleibt ganz, wie er zuvor war.

Causſa Patrocinio non bona pejor erit.

Allein, ist es nicht gewiß, Herr Doktor! sagt Voltaire ferner, daß das Christenthum vor Domitianen nicht verfolget worden sey? Man antwortet ihm: nein; das Widerspiel ist im Buche von den Irrthümern erwiesen. Nebendem Thut dies nichts zu der Sache, wovon die Frage ist; gleichwie auch alle übrige ausschweifende, und zu unserer Frage nicht gehörende Vernünftlungen, die er hinzuzusetzen für dienlich gehalten. Endlich die zwo Stellen der vorläufigen Abhandlung sind widersprechend; sie sind aus den Schriften Voltaires getreulich ausgezogen. Das ist alles, was zu erweisen war.

II. Artikel.

Von den verschiedenen Arten der Menschen.

Stelle.

„ Zweyte Falschheit des Pasquillenschreibers, und „ Zeugniß seiner Unwissenheit.

„ Der Herr von Voltaire, sagt er, behaup„ tet im III Bande der allgemeinen Geschich„ te a. d. 193 S. Die menschliche Natur, „ deren Grund überall einerley ist, habe ei„ nerley Aehnlichkeit unter allen Menschen „ festgesetzet.

„ Und a. d. 6 S. desselbigen Bandes sagt „ er: es gebe Völker, welche Menschen ei„ ner sonderbaren Art sind, die nichts von „ ihren Nachbarn geerbet zu haben scheinen; „ es sey wahrscheinlich, daß es Arten von „ Menschen gebe, deren eine von der andern „ so unterschieden sey; wie es verschiedene „ Arten von Thieren giebt.

„ Dunkler Theolog! sie lügen. Der Herr von „ Voltaire saget im 3 B. der allgemeinen Geschich„ te a. d. 193. S. wo von gewissen Unähnlichkeiten „ zwischen den japonischen Völkern und uns die Re„ de ist: Die menschliche Natur, deren Grund „ überall einerley ist, hat andere Aehnlich„ keiten zwischen diesen Völkern und uns „ festgesetzet. Und in der zweyten Stelle „ a. d. 6 S. desselbigen Bandes: Es ist glaublich, „ daß die mittägigen Zwerge zu Grunde ge-

„ gan-

„ gangen; und daß ihre Nachbarn sie vertil-
„ get haben. So haben mehrere Arten der
„ Menschen von dem Angesichte der Erde
„ verschwinden können, so wie viele Arten
„ der Thiere. Die Lappländer scheinen nichts
„ von ihren Nachbarn geerbet zu haben,
„ u. s. w.

„ Man sieht, daß in diesen beyden Stellen schier
„ kein Wort sey, das in jenen ist, die der Pasquil-
„ lenschreiber anführet. Allein wenn gleich der Herr
„ von Voltaire gesaget hätte, der Grund der mensch-
„ lichen Natur sey überall einerley; und es gebe ver-
„ schiedene Arten von Menschen: so würde doch Nie-
„ mand, als ein Unwissender seyn, der in diesem Sa-
„ tze einen Widerspruch finden könnte; und der nicht
„ wüßte, daß der Grund der Natur in allen Din-
„ gen einerley ist. „

Antwort.

Sollte man nicht sagen, der Herr von Voltaire hätte diesmal Recht? Indessen ist es ganz leicht, sichtbar zu machen, daß sein Widersager allein und zwar völlig Recht habe.

Der Verfasser des Buches von den Irrthümern hat, da er die Widersprüche des Herrn von Voltaire anzeiget, die Stellen nicht Wort für Wort ausgezogen; er hat sie nicht mit schiefer Schrift hingesetzet; er hat blos die Wesenheit und den Sinn derselben genommen. Nun ist aber der Sinn der ersten Stelle: daß die menschliche Natur, deren Grund überall einerley ist, dieselbigen Aehnlichkeiten unter allen Menschen festgesetzet habe. Denn die Worte: andere

Aehn-

Aehnlichkeiten, wollen nichts anders sagen, als mehr Aehnlichkeit, neue Aehnlichkeiten.

Um hiervon eine Probe zu geben, die dem Leser keinen Zweifel übrig lasse, und selbst den Herrn von Voltaire überzeuge; will ich die ganze Stelle anführen, so wie sie am Anfange des 120 Hauptstückes der allgemeinen Geschichte steht. Was die Türken zu Bagdat gethan haben; was die deutschen Kaiser zu Rom haben thun wollen: das haben die Taicosamen in Japon gethan. Die menschliche Natur, deren Grund überall einerley ist, hat andere Aehnlichkeiten zwischen diesen Völkern und uns festgesetzet. Sie haben den Aberglauben der Zauberkünste, den wir so lange Zeit gehabt haben. Man findt bey ihnen die Wallfahrten; die Proben des Feuers, die vormals einen Theil unsrer Rechtsgelehrsamkeit ausmachten. Endlich setzen sie ihre grose Männer in den Himmel, so wie die Griechen und Römer. Ihr Bischof hat allein das Recht,, so wie itzo der römische, Jemanden in die Zahl der Götter zu setzen; und jenen Menschen, die er dessen würdig achtet, Tempel zu weihen.

Hier mag der Herr von Voltaire selber reden. Sind das nicht eben dieselben Aehnlichkeiten, die er hat festsetzen wollen? und verliert er nicht alle seine Mühe, da er sich zu rechtfertigen bestrebet?

Er hat die Unzulänglichkeit seiner Vertheidigung so klärlich empfunden, daß er hinzusetzet: es würde kein Widerspruch seyn, wenn er das auch gesaget hätte, was man ihn sagen läßt; weil Niemand, als ein

Un=

Unwissender wäre, der nicht wüßte, daß der Grund der Natur in allen Dingen einerley ist.

Aber er merket nicht, daß sich allso vertheidigen nichts anders sey, als aus dem Regen in den Bach fallen, wie man zu sagen pflegt. Um sich wegen eines Widerspruches, den man ihm vorwirft, zu rechtfertigen, fällt er in die ausschweifenden Ungereimtheiten der Spinosistenlehre: die in diesem Weltgebäude nur ein selbstständiges Wesen mit verschiedenen Beschaffenheiten erkennet. Das grosmüthigste Mittel wäre gewesen, seine Schuld zu bekennen: das vernünftigste wäre zum Wenigsten das Stillschweigen gewesen.

Er schliest, und saget: er verweise den Verfasser auf sein eigenes Zeugniß; er könne urtheilen, ob zwischen dem Herrn von Voltaire und ihm eine andere Aehnlichkeit sey, als dieser Grund der menschlichen Natur. Der Verfasser liebet das menschliche Geschlecht, hält die Religion in Ehren, verdammet die Lüge, verachtet Niemanden, schmähet nicht. Der Herr von Voltaire mag selber urtheilen, ob zwischen ihm und seinem Widersager einige Aehnlichkeit sey.

III. Artikel.

Von Michael Serveten.

Stelle.

„ Dritte Falschheit des Pasquillenschreibers.

„ Der Herr von Voltaire versichert, seiner
„ Aussage nach, im 3 B. d. allgemeinen Ge-
„ schich-

„ schichte: Michael Servet, der zu Genf auf
„ Befehl Calvins lebendig verbrannt worden,
„ habe die ewige Gottheit des Herrn Jesus ge-
„ läugnet: und an der folgenden Seite versichert
„ er auch, Servet habe diese Glaubenslehre nicht
„ geläugnet.

„ Eine wunderliche Sache ist es um die Kühnheit,
„ mit welcher diese Herren Ungereimtheiten erdich-
„ ten, um Thorheiten sagen zu können.

„ In der Stelle, wo von Michael Serveten die
„ Rede ist, im III B. der allgem. Geschichte a. d.
„ 119 S. heist es so: Er nahm die alten Lehren
„ zum Theile an, die von Euseben, und vom
„ Arius verfochten worden; die in Morgenlande
„ herrscheten, und im sechszenten Jahrhunderte
„ vom Lälius Socinus angenommen worden.

„ Und an der folgenden Seite, nachdem die Strafe
„ erzählet worden, die Servet auf Befehl Calvins
„ ausstehen mußte: Was den Unwillen und das
„ Mitleiden vermehret, ist dieses: daß Servet in
„ seinen bekannt gemachten Werken die ewige
„ Gottheit des Herrn Jesus klar erkennet.

„ Hätte der Herr von Voltaire die Behutsamkeit
„ nicht gehabt, dazu zusetzen, daß Servet in sei-
„ nen bekannt gemachten Werken die Gottheit
„ des Herrn Jesus erkannt habe: so könnte man
„ es dem Verfasser vergeben, daß er diese zwo Stel-
„ len in die Zahl der Widersprüche hat setzen wollen.
„ Allein nach dergleichen Treulosigkeiten kann man
„ nichts thun, als ihn der Verachtung, die er ver-
„ dienet hat, aussetzen.

Antwort.

Gleichwie die Deutschen ihre Siege durch eine Anzahl blasender Postreiter verkündigen: so verkündiget Voltaire die seinigen, indem er die Lüfte von seinen grosen Ausdrücken, und von jenen Ehrentiteln ertönen läßt, mit denen er seine beschämt gemachte Widersager beehret. Ungereimtheiten, Thorheiten, Unwissenheit, Treulosigkeiten, das sind die Ebenteuer, über die er den Sieg erhält. Allein laßt uns sehen, ob sein Sieg versichert ist.

Er stimmet anfänglich darin überein, daß Servet die Gottheit Jesu Christi geläugnet habe; weil er die Lehrsätze des Arius vertheidigte: und hernach versichert er, daß er sie nicht geläugnet habe; weil er nur wegen einiger gewagten Worte verdammet ward, die ihm lange zuvor in einem Schreiben an einen Freund entflogen waren. Gewißlich einige Worte über eine Meynung wagen ist keine Probe, daß man sie vertheidige: und eine Meynung vertheidigen ist etwas mehr, als etliche Worte wagen. Nun bestand aber, nach dem Herrn von Voltaire, das ganze Verbrechen Servets darin: daß er einige Worte über diese Lehre gewaget hatte. Hier folget die ganze Stelle der allgemeinen Geschichte: **Was den Unwillen und das Mitleiden vermehret, ist dieses: daß Servet in seinen bekannt gemachten Werken die ewige Gottheit des Herrn Jesus klar erkennet. Calvin brachte, um ihn zu verderben, einige geheime Briefe dieses Unglückseligen zum Vorscheine: die er lange zuvor seinen Freunden mit gewagten Worten zugeschrieben hatte.**

Also nahm Servet, gemäs der ersten Stelle, die Lehrsätze des Arius an; nach der andern Stelle hat

Ser-

Servet nur einige sich auf die Lehrsätze des Arius beziehende Worte gewaget. Er focht wider die Gottheit des Herrn Jesus: er erkannte die Gottheit des Herrn Jesus: es sind ihm nur einige Worte über die Lehre von der Gottheit des Herrn Jesus entflogen. Man ist wider Calvinen aufgebracht, der ihn als einen Arianer verbrennen lies, wiewohl er in der That keiner war; er war keiner, ob er gleich die Lehrsätze dieses Ketzers annahm. Man muß Geduld haben, bis uns Voltaire selbst das Mischmasch seiner Gedanken durch neue Erläuterungen auflöset.

IV. Artikel.

Von Cromweln.

Stelle.

„ Vierte Falschheit des Pasquillenschreibers.

„ Ich möchte wünschen, daß er uns sagete, an „ welchem Orte des ersten Bandes der vermischten „ Schriften der Gelehrsamkeit, den er die Frech„ heit hat anzuführen, er gelesen habe: daß Crom„ wel, nach Aussage des Herrn von Voltaire, „ seitdem er sich der königlichen Macht angemaset, „ keine zwo Nächte in demselbigen Zimmer ge„ schlafen habe; weil er immer fürchtete, ermor„ det zu werden: daß er vor der Zeit an einem „ von seinen Unruhen verursachten Fieber ge„ storben sey.

„ An welchem andern Orte des 5ten Hauptstückes „ vom Jahrhunderte Ludwig des XIV hat der Herr „ von Voltaire geschrieben: Cromwel habe die Ge„ sätze in Ehren gehalten?

„ Man muß gestehen, daß dieser theologische Tadler,
„ wenn er nicht getreu ist, doch fruchtbar an Erfin-
„ dungen sei. „

„ Von allem dem, so wir so eben gesehen haben;
„ daß er dem Herrn von Voltaire in Betreffe Crom-
„ wels zueignet, sind blos diese Worte wahr: daß
„ er vor der Zeit gestorben sey. Das Uebrige ist
„ alles eine Erdichtung des Pasquillenschreibers.

Nach diesem drehet und wendet sich der Herr von Voltaire auf alle Seiten um seine Stellen zurecht zu bringen, auszulegen, zu lindern, zu rechtfertigen: er bringet deren viele zu Markte, die zu unsrer Sache gar nichts thun. Er fodert alle Bosheit des Pasquillenschreibers auf, nur einen einzigen Widerspruch in diesen Stellen kennbar zu machen. Er schliest, und saget: „ Sehet da, was Cromwel gewesen;
„ und wie es dem Herrn von Voltaire zugestanden,
„ denselben vorzustellen. Sehet da, was die ganze
„ Welt an diesem auserordentlichen Manne erkennet;
„ und was die Schwachheit und Treulosigkeit Wider-
„ sprüche nennet.

„ Aus den itzo widerlegten Artikeln kann man von
„ dem Uebrigen der Schmähschrift das Urtheil fassen.
„ es verlohnte die Mühe nicht, eine Widerlegung
„ davon auf sich zu nehmen: allein es war dienlich
„ zu erweisen, daß die Irrthümer, so dem Herrn
„ von Voltaire in dieser Schmähschrift zur Last ge-
„ leget werden, nichts seyn, als Betrügereyen eines
„ Verleumders; und daß der frohlockende Beyfall,
„ den ihm sein herrlicher Vertheidiger überflüssig
„ schenket, nichts anders sey, als eine Lobrede des
„ Lasters, der Lüge, und der Unwissenheit, die von
„ einem Mitgespanen verfasset worden.

Antwort.

Man handelt hier von zweenen Punkten. 1. Sind die zwo Stellen der vorläufigen Abhandlung widersprechend? 2. Sind sie, der Wesenheit nach, aus Voltaires Werken treulich ausgezogen?

Es brauchet gewißlich nicht viel Einsicht, um den Widerspruch dieser beyden Sätze zu merken:

Cromwel brachte sein Leben in Verwirrung zu; und starb vor der Zeit an einem von seinen Unruhen verursachten Fieber.

Cromwel starb mit der Standhaftigkeit, die er in seinem ganzen Leben gezeiget hatte.

Denn wie will man jene Verwirrungen seines Lebens, jene immerwährende Furcht: jenes von seinen Unruhen verursachte Fieber, mit dieser Standhaftigkeit, die er in seinem ganzen Leben zeigete, und die ihn bis ans Ende desselben begleitete, vereinbaren? Wie will man nebendem den prächtigen Namen eines grosen Königes mit der Grausamkeit, die sich im Blute badet, zusammen reimen?

Es ist allso nur darum zu thun, daß man erweise: daß diese zween Sätze wahrhaftig und getreulich aus Voltairen ausgezogen sind.

Er fraget gleich anfangs den Verfasser des Buches von den Irrthümern mit Hochmuthe: an welchem Orte des ersten Bandes der vermischten Schriften, den er die Frechheit hat anzuführen, er gelesen habe: daß Cromwel keine zwo Nächte in demselbigen Zimmer geschlafen habe; weil er immer fürch-

fürchtete, ermordet zu werden. Und der Verfasser wird ihn seinerseits mit Bescheidenheit, aber mit Zuversicht fragen: ob er diese Stelle, die aus seinen Werken getreulich ausgezogen ist, nicht kenne.

Im neun und vierzigsten Hauptstücke des Buches von den Irrthümern, wo von Cromweln gehandelt wird, führet man diese Stelle mit vielen andern an, die diesen Kronräuber betreffen. Man führet am Rande das 149te Hauptstück der allgemeinen Geschichte an. Man setzet daselbst eine andere Stelle aus dem 38ten Hauptstücke der vermischten Schriften hinzu. Wenn der nachlässige Drucker, von dem der Verfasser über hundert Meilen entfernet war, eine Stelle anzuführen vergessen hat: wird hierdurch die Sache des Herrn von Voltaire bässer? Will er darum sagen, diese Stelle sey nicht von ihm?

Er getraut sich zu sagen: von allem dem, so man ihm in Betreffe Cromwels zueignet, seyn blos diese Worte wahr: daß er vor der Zeit gestorben sey; das Uebrige sey alles eine Erdichtung des Pasquillenschreibers.

Was wird er aber denen antworten, die seine Werke in Händen haben; und bey Aufschlagung des 149ten Hauptstückes der allgemeinen Geschichte, diese Worte darin lesen werden: daß Cromwel an einem Fieber gestorben sey, das vermuthlich aus der Unruhe, so die Tyranney verursachte, entstanden: Denn in den letzten Zeiten fürchtete er immer, ermordet zu werden; und schlief niemals zwo Nächte nacheinander in demselbigen Zimmer. Und im acht und dreyßigsten Hauptstücke der vermischten Schriften: daß er bis drey und vierzig Jahre unruhig ge-

gelebet; sich im Blute gebadet; sein Leben in Unruhe zugebracht; und vor der Zeit gestorben sey.

Herr von Voltaire! ist das eine Arbeit von mir, oder von ihnen? Ist nichts hierin wahr, nichts von ihnen, als blos diese Worte: daß er vor der Zeit gestorben sey? Habe ich was anders von Cromweln gesaget, als was sie selbst von ihm theils in der allgemeinen Geschichte, theils in den vermischten Schriften, theils endlich in dem Jahrhunderte Ludwig des XIV gesaget haben? Was werden itzo die Leser von ihrer, oder von meiner Vertheidigung gedenken? Werden sie wegen ihres Glückes in Rettung ihrer Widersprüche, frohlockend in die Hände klatschen? Wird man die Wahrheit, die Anständigkeit, die Treue auf ihrer, oder auf meiner Seite finden?

Schluß.

Der Herr von Voltaire schliest seine ruhmvolle Vertheidigung durch den freundlichen Abschied, den er von seinem Widersager nimmt; und den man mit wenig Worten beantworten wird.

Aus den itzo widerlegten Artikeln, sagt er, kann man von dem Uebrigen der Schmähschrift das Urtheil fassen.

Man kann in der That sagen: daß diese Widerlegung die vollständigste Lobrede des Buches von den Irrthümern ausmache. Sie erstrecket sich auf 36 Artikel, da indessen noch über tausend angezeigete und bewiesene Irrthümer zurück bleiben: die er sich mit keinem Worte zu berühren getrauet. Und unter diesen 36 Artikeln ist kein einziger, der nicht noch begreiflicher mache, mit welcher Gewißheit der Verfasser

ser des Buches geurtheilet habe; kein einziger, der nicht die lebhafte Empfindung des Herrn von Voltaire, und die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen, sich zu rechtfertigen, noch klärer an den Tag lege; kein einziger, der nicht erweise, daß die Ausflüchte, die Geschicklichkeiten, die Zufluchtsmittel des witzigsten Menschen nichts helfen, wann er die Wahrheit nicht auf seiner Seite hat.

Es verlohnte die Mühe nicht, eine Widerlegung davon auf sich zu nehmen: allein es war dienlich zu erweisen, daß die Irrthümer, so dem Herrn von Voltaire in dieser Schmähschrift zur Last geleget werden, nichts seyn, als Betrügegereyen eines Verleumders.

Es wäre dem Herrn von Voltaire rühmlich gewesen, wenn er Gründe beygebracht, und sich des Schmähens enthalten hätte. Die Worte: Unverschämter, Schelm, Hochmühiger, Verleumder, Unwissender, Thörichter, Verwägener, Frecher, Pasquillenschreiber, Ganse, Verfälscher, Unglückseliger, u. a. d. gl. gefallen ehrbaren Leuten nicht. Der Verfasser würde sich verwerfen, falls er darauf antworten wollte. Uebrigens bekennet er ganz gerne: daß dies eine Gattung des Kampfes sey, worin der Herr von Voltaire allemal die Oberhand haben wird. Die Erhitzungen und Ausflüchte, die man hier auf der einen; und die Bescheidenheit, und der versicherte Ton, den man auf der andern Seite sieht, machen einen Unterschied: den die Welt gewiß empfinden und merken wird.

Der frohlockende Beyfall, den sein herrlicher Vertheidiger ihm überflüssig schenket, ist nichts anders, als eine Lobrede des Lasters, der Lüge,

und der Unwissenheit: die von einem Mitgespanen verfasset worden.

Ich kenne keine Vertheidigung, noch einen Vertheiger; und ich weis auch nicht, ob selbiger mich kennet. Die Liebe zur Wahrheit, und die Ehrfurcht gegen die Religion haben mich zu schreiben bewogen. Ich glaube, daß ihn eben diese Beweggründe angetrieben haben.

Was die ernsthaften Beschuldigungen des Lasters und der Lüge betrifft, so weis man: daß selbige, wann sie über gewisse Zungen rollen, eben daher Zeugnisse und Proben der Tugend und der Wahrheit werden.

Ende des zweyten und letzten Theiles.

Sendschreiben.
seiner päpstlichen Heiligkeit, Clemenz des XIII, an den Herrn Abt Franz Nonnotte.

Aus dem Lateinischen übersetzet.

Dem geliebten Sohne, Franz Nonnotte, Papst Clemenz der XIII.

Geliebter Sohn, unsern Grus, und apostolischen Segen! Dein in zween Bände abgetheiltes Buch ist uns zu Händen gekommen, worin du die Irrthümer eines nicht sowohl an Verstande, als Gottlosigkeit berühmten Schriftstellers kennbar zu machen unternommen hast: damit diejenigen, welche seine Schriften noch nicht gelesen haben, davon abgeschrecket würden; jene aber, die sie gelesen haben, endlich erkennen möchten, daß sie entweder durch seine zierliche und reizende Feder, oder durch seine betrügliche Spitzfindigkeiten hinter das Licht geführet worden seyn. Fürwahr haben diejenigen, so seine Schriften durchgrübeln, stark zu fürchten: daß sie die Gesinnungen einer giftigen Gottlosigkeit einsaugen; die Pflichten eines

nes redlichen Bürgers endlich auser Acht setzen: und der Religion den völligen Abschied geben. Darum glauben wir, geliebter Sohn! daß du dir die Religion sowohl, als die christliche Welt höchst verbindlich gemachet habest: denn von beyden ist dieser Schriftsteller ein geschworner Feind, welches du, unserer Meynung nach, auf das Deutlichste dargethan hast. Uebrigens haben wir dein Geschenk, dessen ersten Band wir jetzt beynahe ganz mit höchstem Vergnügen durchgelesen haben, mit dankbarestem Herzen empfangen, und halten dafür: du habest keine löblichere, und der Kirche Gottes nützlichere Arbeit zur Hand nehmen können, als dieses Buch; welches wir wünscheten, daß es noch öfters aufgeleget, und bekannter würde, und in aller jener Hände käme, die einiges Vergnügen an den Wissenschaften haben. Wir bitten den Allerhöchsten, daß er dich mit seinem himmlischen Lichte bestralen, und in dem Werke leiten möchte: welches du, deinem Berichte nach, wider das philosophische Wörterbuch bereitest; und an dem wir dich nachdrücklichst ermahnen, mit allem Fleise zu arbeiten. Auf diese Weise wirst du dich um die Religion bästens verdienet machen, indem du das schädlichste Buch widerlegest, welches blos zu dem Ende geschrieben zu seyn scheint: damit der letzte Funke aller Gottesfurcht und Religion in allen menschlichen Herzen erstickt werde. Zur Versicherung unserer Wohlgewogenheit, welche du, geliebter Sohn! durch solche Arbeit vorzüglich verdienet hast, lassen wir dir den apostolischen Segen huldreich angedeihen.

Gegeben zu Rom, bey sanct Marien der grösern, unter dem Fischersringe, den 7 April 1768. Unseres Papstthumes im zehnten Jahre.

M. A. Erzb. von Chalcedon.

Schrei-

Schreiben
des Erzbischofes von
Chalcedon,
an denselbigen Verfasser.

Aus dem Lateinischen übersetzet.

Michael Angelus, Erzbischof von Chalcedon, entbiethet Franz Nonnotten seinen Grus.

Euer wider Voltairen verfaßtes Buch, worin ihr seinen Stolz, seine Unwissenheit, seinen lasterhaften Haß wider die christliche Religion und sein wider das gemeine Wesen und die rechtmäsigen Oberkeiten feindseligstes Gemüth aller Welt vor Augen geleget habet, habe ich mit Bedachtsamkeit und grosem Beyfalle gelesen: wobey verschiedene Regungen in meinem Gemüthe entstanden sind. Denn bald haben mich die Rasereyen dieses unsinnigen Menschen entsetzet; bald mußte ich lachen, daß dessen Hochmuth durch euere Schriften gestutzet worden, welcher anstatt des Ruhmes, den er durch die Neuerung seiner Lehre gesuchet, nichts als die häßlichste Schande der Gottlosigkeit davon getragen hat: denn wo er seine Gelehrtheit vorzüglich an den Laden legen will, eben da giebt er seine Unwissenheit am Meisten blos. Wie wohl habt ihr nicht gethan, daß ihr seiner übermüthigen Frechheit einen Biß angeleget habet! Uebrigens jammert es mich dieses Mannes, der sonst mit einem so vortrefflichen Verstande begabet ist, und in Ansehung

sei-

seiner anmüthigen und schönen Schreibart mit den vornehmsten Schriftstellern in eine Reihe gesetzet zu werden verdienet. Ich bedaure, daß er vielmehr darauf bedacht gewesen, sich bey dem unwissenden Volke einen eiteln Ruhm zu erwerben; als die Früchte der Ehre und Frömmigkeit zugleich, aus dem Ueberflusse der evangelischen Lehre zu sammeln. Laßt uns Gott bitten, daß ihm das Licht des Evangeliums, welches bey ihm gänzlich erloschen zu seyn scheint, wieder aufgehe. Daß ihr euch an die Widerlegung des philosophischen Wörterbuches gemacht habet, könnet ihr euch nicht einbilden, was dieses für eine grose Begierde in uns erwecket habe. Deßwegen will ich euch ermahnet, ja, wenn ihr vielleicht wider mein Vermuthen abgelassen hättet, auch inständigst gebethen haben, daß ihr diese Arbeit eiferig fortsetzet: denn ihr werdet eure Kräfte zum Nutzen der Kirche nicht bässer verwenden, noch irgends eine reichere Aernte der Verdienste bey Gott einsammeln können. Im Uebrigen, daß ihr mich für würdig geachtet, mir euer Buch zum Geschenke zu schicken; so versichere ich, daß ihr mich dadurch sonderbar verbunden habet. Sollte ich irgendwo zu euern Diensten seyn können; so beliebet mir die Gelegenheit, welche mir allezeit sehr angenehm seyn wird, schriftlich anzuzeigen: denn ich werde es an meiner Willfährigkeit gegen euch niemals ermangeln lassen. Lebet wohl.

Rom den 13 April,
1768.

Ver=

Verzeichniß

Der Hauptstücke, die in diesem zweyten Bande enthalten sind.

Seite.

I Hauptstück. Anmerkungen über Voltaires Gedanken von der öffentlichen Regierung. 21

Hauptst. Von den Beweisen des Daseyns Gottes. 37

III Hauptst. Von der Lehre der Deisten. 43

IV Hauptst. Von der Duldung der Philosophen. 50

V Hauptst. Von dem Materialistenthume, oder Abhandlung von der Seele. 57

VI Hauptst. Von der Natur der Seele. 65

VII Hauptst. Von Locken. 67

VIII Hauptst. Von den Meynungen der alten Philosophen von der Seele. 73

IX Hauptst. Von der Unsterblichkeit der Seele. 75

X Hauptst. Von der Sittenlehre der Philosophen. 79

XI Hauptst. Von der Freyheit. 88

XII Hauptst. Von den geoffenbarten Wahrheiten, und den göttlichen Büchern. 94

XIII Hauptst. Von der Erbsünde. 100

XIV Hauptst. Von der Bevölkerung des Erdekreises. 105

XV Hauptst. Von der Bevölkerung von Amerika. 107

Seite.

XVI Hauptst. Von der Bevölkerung der Nordlande. 112
XVII Hauptst. Von dem jüdischen Volke. 116
XVIII Hauptst. Von den Kirchen Versammlungen. 126
XIX Hauptst. Von der, einigen Päpsten beygelegten, Staatsklugheit in Glaubenssachen. 133
XX Hauptst. Von den verfolgenden Secten. 137
XXI Hauptst. Von den Opfern, die um der Religion willen entrichtet werden. 142
XXII Hauptst. Von dem ledigen Klosterstande. 144
XXIII Hauptst. Von der Untergebung. 151
XXIV Hauptst. Von den Reichthümern, und der Macht der Geistlichkeit. 167
XXV Hauptst. Von den Sitten und dem Geiste der Geistlichkeit. 177
XXVI Hauptst. Von der französischen Nation. 191
XXVII Hauptst. Untersuchung des Gedichtes über das natürliche Gesätz. 198
I Artikel. Von dem göttlichen Schöpfer. 201
II Artik. Von der Natur der Seele. 206
III Artik. Von dem Gottesdienste. 214
IV Artik. Von der Göttlichkeit der Religion. 221
V Artik. Von der Lehre der Duldung. 224
VI Artik. Von den Vortheilen der Duldung. 229
VII Artik. Von den Kriegen und Verfolgungen wegen der Religion. 233

VIII Artik. Von der Verwaltung der Religion. 238

IX Artik. Von den Tugenden der Heyden. 242

X Artik. Zergliederung des Gedichtes über das natürliche Gesätz, samt kurzen Anmerkungen über verschiedene Stellen dieses Gedichtes. 246

XXVIII Hauptst. Von einigen, dem Herrn von Voltaire zugeeigneten, aber nicht eingestandenen Werken. 265

XXIX Wiederholung dieser ganzen Widerlegung: worin gezeiget wird, wie die Werke des Herrn von Voltaire zu betrachten und anzusehen seyn. 268

Antwort auf die historischen Erläuterungen des Herrn von Voltaire. 273

Antwort auf die Zusätze zu den Anmerkungen über die Schmähschrift, die den Titel führet: Die Irrthümer des Herrn von Voltaire, durch den Herrn Dam ... 343

I Artikel. Von der Pflanzung des Christenthums. 344

II Artik. Von den verschiedenen Arten der Menschen. 349

III Artik. Von Michael Serveten. 352

IV Artik. Von Cromweln. 355

Re=

Verzeichniß
des Inhaltes beyder Theile.

A.

Aberglauben. Wie Voltaire, und die Philosophen dieses Wort nehmen, um die Religion verächtlich zu machen II Th. 22. u. f. S. Sie finden allenthalben Aberglauben I Th. 376. Vom Aberglauben im zehnten und eilften Jahrhunderte I Th. 144.

Abendmahl. Irrthum wider das Abendmahl I Th. 146. Verleumderische, und ungerechte Beschuldigung der Katholischen in Betreffe dieses Geheimnisses 147. Voltaire wird dießfalls widerleget 148. Die Stelle aus Ratramen wird gerechtfertiget 150.

Albigenser. Schändliche Irrthümer derselben I Th. 170. Wie grausam man wider sie verfahren sey 173. Voltaire lobet, und bedauert sie 170. Er widerspricht sich 171. Wunderliche Schlacht bey Muret. Voltaires Urtheil darüber 175.

Alfred König von Aengellande. Voltaires Irrthum davon I Th. 141.

Amboise. Die Verschwörung von Amboise I Th. 295. Besondere Nachricht vom la Renaudie, Urheber dieser Verschwörung 296. Voltaires scheusliche Meynung 297.

Ammian Marcellin. Dieser, obschon heydnische Schriftsteller, läßt den Christen mehr Recht widerfahren, als Voltaire. I Th. 73. Voltaires Verleumdung 75. Er verschweigt Julian des abtrinnigen Laster nicht 73.

Amurath der II, nach Voltairen ein türkischer Philosoph I Th. 196. Dieser Philosoph läßt seinen Bruder, und die Kinder des Königs von Albanien, seine

seine Geiseln erwürgen 169. Er legt die Krone aus Unruhe ab, und nimmt sie wieder durch List 197. Schlägt die Christen bey Varna 198. Voltaires Verleumdung wider die Christen, und den Cardinal Julian Cesarini 199.

Anna von Bulen, sieh Heinrich den VIII.

Annas von Bourg, ein hitziger Verfechter der Protestanten I Th. 270.

B.

Bajazeth, ein gewaltthätiger Prinz, und groser Kriegsheld I Th. 194. Schlägt die Christen bey Nicopolis 195. Wird von Tamerlanen überwunden, und in einem Käfig eingesperret, worin er sich den Kopf einstöst 195. Voltaires Lügen, die Christen zu beschämen 196.

Beichte. Dieselbe ist so alt, als die Religion I Th. 105. Die Laien und Weiber haben niemals die Gewalt gehabt, Beichte zu hören 105. Sieh auch den II Th. 307, 324.

Berengar. Sieh Abendmahl.

Bevölkerung. Voltaires lächerliche Meynung von der Bevölkerung der Welt II Th. 107, 112. Sie wird aus der Geschichte, Meynung der Völker, und heiligen Schrift beleuchtet 107. Was Voltaire dawider einwendet 109.

Bilder. Die Bilderverehrung wird in der zweyten nicenischen Kirchenversammlung bestätiget I Th. 110. Was man den Vätern dieser Versammlung fälschlich aufbürde, ebend. Die Kirchenversammlung von Frankfurt nimmt die nicenische nicht an, weil sie durch falsche Abschriften ist hintergangen worden 111. Papst Adrian der I bringt ächte bey, und antwortet auf die karolinischen Bücher 125. und II Th. 112.

Bischöfe. Es giebt gelehrte, geschickte und fromme unter ihnen II Th. 173. Verschiedene Verleumdungen wider dieselben werden widerleget I Th. 210. u. f. S.

Buchanan, ein schlechter schottländischer Dichter und Geschichtschreiber I Th. 254.

C.

Calvinisten. Sie werden von Voltairen gelobet I Th. 300. Beurtheilung dieses Lobes 301. Sie gehen mit den Katholischen grausam um 306. Empören sich wider ihre Landesherren 307. Wollen in Frankreiche eine Republick aufrichten 307. Voltaire wiederholet ihre Klagen 395. Geist der Calvinisten 392. Die Verordnung von Nantes wird zum Bästen des Staates nothwendiger Weise aufgehoben 358. Der Verlust, den der Staat dadurch gelitten, ist kleiner, als man ausschreyt 400. Voltaire saget viel ohne Beweis 401. u. f. S.

Conde. Voltaire schreibt die Jahre, die der grose Conde der Religion gewidmet hat, der Schwachheit des Alters zu I Th. 365.

Constantin. Er wird von seinen Soldaten zum Kaiser ausgerufen I Th. 55. Er begnüget sich mit dem Titel eines Cäsars, den ihm Maximian beygeleget, und wird bald darauf zum Kaiser erkläret 58. Wird in Maxenzens Gegenwart von den Römern unüberwindlich genannt 60. Maxenzens Grausamkeit 59. Constantin schlägt denselben in 3 Schlachten. ebend. Erscheint bey der nicenischen Kirchenversammlung 60. Wird von Voltairen beschrieen 61. Seine Rechtfertigung 62. Er schenkt der römischen Kirche sehr viel 113. Seine Abbildung 65. Wie ihn Eutrop, ein heydnischer Schriftsteller, beschreibe 66. Was für Titel ihm das römische Volk nach seinem Tode beygelegt habe 67.

Constanz. Die Kirchenversammlung daselbst I Th. 177. Was Voltaire davon halte; wie er Johann Hussen lobe, und die versammelten Väter durchziehe. ebend. Johann Hussens Irrthümer 181. Seine Verdammung 183. Die Laster Johann des XXIII werden von Voltairen vergrösert 179. Es misfällt ihm, daß Papst Martin der V seinen Namen verändert hat 185. Er redet verächtlich von Amadäus dem VIII, Herzoge von Savoyen 185.

Cranmer, Erzbischof von Aengellande soll die Religion 17mal verändert haben. Wird von Voltairen stark gelobt I Th. 245. Diese Lobsprüche werden untersuchet 246.

Cromwel. Lobsprüche dieses Kronräubers I Th. 360. Falschheit in diesen Lobsprüchen 363. Voltaires Widersprüche II Th. 357. Voltaire wünschet jedem Staate alle fünfzig Jahre einen Cromwel II Th. 289. Wahre Schilderung Cromwels I Th. 364.

D.

Decius. Dieser Kaiser ist grausam wider die Christen I Th. 41. Voltaire schreibt die Schuld dieser Verfolgung den aufrührischen Christen zu. ebend.

Deistenthum. Es wird von Voltairen erkläret II Th. 43. Diese Lehre wird beleuchtet 45. Widersprüche, Ungereimtheiten und Folgen dieser Lehre. ebend. u. s. f.

Diocletian wird von Voltairen als einer der grösesten Männer des Reiches, von den Heyden aber als ein furchtsamer, hofärtiger, und grausamer Mann beschrieben I Th 42. u. s. f. Es ist nicht wahr, daß die Christen in den ersten zwanzig Jahren seines Reiches in Frieden gelebet haben 46. Seine zwo Verordnungen wider die Christen 47. Dieselben werden erwiesen II Th. 285. Ein ansehnlicher

Christ reißt eine dieser Verordnungen ab I Th. 47. Voltaire fährt über diesen Christen her 47. Anmerkung über diese Verordnung 48. Voltaire beantwortet diesen Artikel nicht II Th. 289. Diocletians Tod I Th. 45.

Domitian verfolget die Christen, und wird von Voltairen gerechtfertiget I Th. 34, 35.

E.

Elisabeth Königinn von Aengellande. Ursache ihres Hasses wider die katholische Religion I Th. 249. Sie läßt viele Gesätze wider die Katholischen ergehen 250. Wird zum Haupte ihrer Kirche erkläret 250, 253. Unterhält die Aufruhr der Schotten wider ihre Königinn 258. Läßt Marien von Stuart enthaupten 259. Was Voltaire denen antworte, welchen das Papstthum dieser Fürstin lächerlich vorkömmt 251.

Erbsünde. Sie wird aus der Vernunft bewiesen II Th. 102. Daß alles gut sey, wie Voltaire und Pope meynet, wird widerleget 101. Was die Offenbarung von der Erbsünde lehre 104. Unterschied und Erklärung des dreyfachen Standes der Natur 103.

Erschaffung der Welt. Wer daran zweifelt, zweifelt an der Wirklichkeit Gottes II Th. 202. Die Erschaffung der Materie ist nicht unbegreiflicher: als die Ewigkeit derselben; aber sie ist der Vernunft gemäser 203. Die Fruchtbarkeit der Materie läßt sich nicht leichter begreifen, als die Erschaffung selbst 204. Die Erschaffung der Welt giebt uns den höchsten Begriff von der Allmacht Gottes 203.

F.

Fehler Voltaires in Berechnung der Staatseinkünfte I Th. 282. In seiner Beurtheilung des pyreneischen Friedensschlusses 358. In seinen Anmerkungen über die Fähigkeit der Staatsleute 356. In Beurtheilung der Werke der Baukunst 349. u. f. S.

Fenelon wird von Voltairen verschwärzet I Th. 408. Lächerlicher Grund dieser Verschwärzung. 410. Unwahrheit. ebend.

Fest der Esel, Fest der Narren I Th. 152.

Franz der I. Es wird bewiesen, daß er eifrig katholisch gewesen I Th. 261.

Franzosen. Sie werden von Voltairen verachtet. Vorrede I Th. 348. II Th. 192.

Freyer Willen. Er wird aus der innerlichen Ueberzeugung erwiesen II Th. 88. Diese Ueberzeugung wird erläutert und dargethan. 89. Voltaire versteht darin Locken nicht, und legt ihm eine falsche Meynung bey 89. Locke beweist den freyen Willen mit unwidersprechlichen Proben 89. Voltaires lächerliche Einwürfe wider den freyen Willen 90. u. f. S. Die Vernunft überzeuget uns von der Unendlichkeit Gottes, und das Gewissen von unserm freyen Willen 93. Von der Vorsicht Gottes 93.

G.

Geistlichkeit. Voltaire ist wider dieselbe aufgebracht II Th. 177. Ursache davon 180. Verleumderische Stellen aus der Henriade und dem Oedip wider dieselbe 181. 183. Unanständige Vergleichung der katholischen Geistlichkeit mit der protestantischen 168. 173. Was die Geistlichkeit der Religion, den

Wissen.

Wissenschaften, und dem Nebenmenschen für Dienste erwiesen habe 178. Sie giebt dem Staate Beysteuer, und den Armen Allmosen 170. 171. Verleumdungen wider die Sitten der Geistlichkeit I Th. 211. 390. wider die Treue derselben gegen die Landesfürsten. ebend.

Gottesgelehrtheit. Beschreibung der wahren Gottesgelehrtheit II Th. 262. Von der scholastischen Gottesgelehrtheit 263.

H.

Häucheley Voltaires in seinem Briefe an Kramern II Th. 185.

Heinrich der IV. Voltaire beurtheilet dessen Bekehrung I Th. 312. Auf eine unvernünftige, gottlose, und der Ehre Heinrichs anstößige Art. ebend. u. s. f. Er wird unbillig mit Heinrich dem VIII, und mit Elisabethen verglichen 316. Abbildung dieses Fürsten 318. Wie lehrreich eine gute Geschichte von ihm wäre 319. Lächerliche Vergleichung Heinrichs mit den Prälaten seines Reiches, in Betreffe der Religionswissenschaft 318. Was er den Venetianern für einen Dienst gethan 321. Merkwürdige Nachrichten von dessen Liebeshändeln 322.

Heinrich der VIII verliebt sich in Annen von Bulen I Th. 240. Will sich zu Rom von Catharinen von Aragonien scheiden lassen, aber ohne Wirkung 240: Läßt sich durch Cranmern, Erzbischof von Canterburi scheiden 243. Läßt die neue Königinn nach dreyen Jahren enthaupten 241. Und viele Herren, die ihre Liebhaber waren 241. Voltaire spricht diese unzüchtige Königinn heilig 238. Bayle urtheilet anders von ihr 238. Heinrich raubt die Kirchengüter, und überladet die Unterthanen mit Auflagen 235. Verfolget die Katholischen, und Lutheraner 236.

Holland. Wahre Ursache der Staatsänderung in Hollande I Th. 284. Voltairens grobe Unwahrheiten in diesem Stücke 291. Lobsprüche auf die Holländer, welche die Franzosen herunter machen 342. Die Holländer sind Schuld an der Vertreibung der Christen aus Japonien 330.

Honorius Papst, wird von Voltairen gelobet, weil er einen Monotheliten aus ihm machet II Th. 134. Er wird gerechtfertiget 135.

J.

Jakob der II wird aus seinem Reiche vertrieben, weil er katholisch ist I Th. 370. Wird deßwegen von Voltairen gering geschätzet 371.

Japonien, Schicksal der christlichen Religion daselbst I Th. 328. Die Holländer sind Schuld daran 329. Voltaire dichtet den Portugiesen eine Verschwörung an 331. Die Holländer versehen die Japonier mit Mannschaft und Geschütze wider die Christen 334.

Johann der VIII, Papst, giebt Anlaß zu der Fabel von der Päpstinn Johanna II Th. 137. Wird von Voltairen beschuldiget, als hätte er das Ausgehen des heiligen Geistes vom Vater und Sohne geläugnet I Th. 125. Wird dießfalls gerechtfertiget ebend.

Juden. Die Schicksale derselben sind ein Zeichen göttlicher Absichten II Th. 116. Ihre Gesätze waren gleich anfangs die vollständigsten 116. Warum Gott ihre Gemeinschaft mit andern Völkern verbothen habe 117. Die Erhaltung derselben ist ein Werk der Weisheit Gottes ebend. Voltaires Verleumdungen wider die heilige Schrift 118. Wider Jephtens Opfer 118. Wider Salomons Reichthümer 119. Wider die Zurückkunft aus Babylon 121. Wider die Känntnisse der Hebräer 122. Wider die Beschaffenheit ihres Landes 123. Voltaire wird in diesen Stücken widerlegt 124.

Julian, Vortreffliche Eigenschaften dieses Kaisers I Th. 73. Sie werden durch seine grose Laster verderbet 74. Er wird von den Heyden wegen seines Aberglaubens getadelt 75. Schlachtet zu Carres eine Frau zum Opfer 75. Hält weder seine Beamten, noch Befehlshaber in den Schranken 76. Will den Tempel zu Jerusalem wieder aufbauen lassen, um die Prophezeihungen davon falsch zu machen, aber umsonst 77. u. f. S. Verfolget die Christen 83. Voltaire bezeigt seinen Unwillen, daß man Julianen den Beynamen eines Abtrinnigen giebt I Th. 84.

Jungfer, Gedicht von der Jungfer. Beschreibung dieses Werkes II Th. 266.

Jungfer von Orleans, Johanna von Arc. Ihre wahrhafte Geschichte I Th. 187. Ihre unsträfliche Sitten. ebend. Ihre Geschichte wird von dreyen Schriftstellern, einem vertriebenen in Aengellande, einem Gasconier, einem dritten, der ein Unterthan einer der grösesten Feinde Karl des VII war, falsch vorgetragen 192.

K.

Ketzer, Ketzerey. Beschreibung verschiedener abendländischen Ketzereyen I Th. 265. Voltaires Unwissenheit, Kühnheit, und blinder Eifer in Vertheidigung der Ketzer 263. Grausamkeit derselben in den Niederlanden 289. In Frankreiche 306. Sieh auch Calvinisten.

Ketzergericht. Voltaires Zorn und Verleumdung wider dasselbe II Th. 237. I Th. 275. Gerichtliches Verfahren desselben I Th. 272. Unwahrheiten über das Auto da Fe Philipp des II. 281.

Kirchenversammlungen. Ursprung derselben II Th. 129, Ihre Nothwendigkeit 130, Wie sie gehalten

werden 130. Sie sind in ihren Schlüssen unfehlbar 131. Lächerliche Vergleichung der christlichen Lehre mit den heydnischen Thorheiten 127.

Kirchengüter. Sie werden angefochten, und grösser gemacht, als sie sind II Th. 29. u. f. S. Sind dem Staate und der menschlichen Gesellschaft nützlich 169. Abgaben der Geistlichkeit seit 1741. ebend. Unzählige Allmosen 170. Der Misbrauch, den viele Geistliche mit denselben machen, muß der Kirche nicht zugeschrieben werden 172. Diesen kann man gehörig abändern 172. Unvernünftiges Geschrey wider die Kirchengüter 174.

Krieg. Die innerlichen Kriege von Frankreiche und Aengellande werden mit einander verglichen II Th. 163. Die französischen werden falsch und häßlich beschrieben 166. Was man der Vernunft und Religion gemäs, von dergleichen Kriegen halten solle 165. Die Religion hat denselben ein Ende gemacht 25.

Kreuzzüge. Ursprung und Gelegenheit derselben I Th. 155. Ursache der kurzen Dauer ihres guten Erfolges 156. Was sie den Abendländern genutzet haben 157. Voltaire ist sehr wider die Kreuzzüge aufgebracht 157. Die Muselmänner und Griechen sind bey ihm gerecht und treu 159. Er gesteht erliche seiner Verleumdungen ein II Th. Vorrede. Fehlerhafte Berechnungen des Verlustes, den die Kreuzzüge den Abendländern sollen verursachet haben I Th. 160. Sieh auch die Antwort auf die Erläuterungen im II Th.

— Nördliche. Sie sind den Nordländern nützlich I Th. 167. Voltaires Betragen gegen diese Züge 166. Seine Unwahrheiten 169.

Kreuzzüge wider die Albigenser, sieh Albigenser.

L.

Lediger Stand. Heiligkeit des geistlichen ledigen Standes II Th. 146. Voltaires Lästerungen wider denselben 147. Falsche und lächerliche Vernünftlungen 149. Der philosophische ledige Stand ist zu gemein, und dem Staate sowohl, als den Sitten, nachtheilig 145. Römische Gesätze wider dergleichen ledigen Stand. ebend.

Leidenschaften. Alle Philosophen streiten für die Leidenschaften. Erklärung derselben II Th. 82. Wie Sie beym Menschen wirken 85. Nothwendigkeit, dieselben zu bemeistern 86.

L'enfant, ein vertriebener Prediger I Th. 177.

Ludwig der heilige wird von mahometanischen Fürsten geehret; von Voltairen verachtet I Th. 159. u. f. S.

Ludwig der XIV. Lächerliche Vergleichung, welche Voltaire zwischen Wilhelmen von Nassau, Könige von Aengellande, und Ludwig dem XIV macht I Th. 373.

Luther. Abbildung desselben I Th. 219. Sein Hochmuth wider die Fürsten 222. Heurathet eine Klosterfrau 232. Erlaubet dem Landgrafen von Hessen, zwey Weiber zu nehmen 227.

M.

Mahomet wird von Voltairen vortrefflich beschrieben I Th. 84. Wird von demselbigen abscheulich geschildert 89. Wird als einer beschrieben, der Asien von der Abgötterey befreyet hat 86. Dessen abgeschmacktes Gesetz 86. Sein Begriff von Gott ist von den Juden entlehnet 88. Er gesteht, daß er keine Wunder wirken könne II Th. 223.

Mahomet der II. Was Bayle davon halte I Th. 201. Seine Grausamkeit 202. Seine Erziehung, Fähigkeit, und Menschenliebe wird von Voltairen übermäsig herausgestrichen 201. Das Gegentheil wird dargethan 201. Mährchen von der Kriegsflotte Mahomets vor Constantinopel 203. Mahomets Abbildung 207.

Mahometaner. Voltaire vergrösert derselben Macht. I Th. 136.

Marcel: Der heilige Marcel, Befehlshaber bey den Römern, weigert sich, den Göttern zu opfern I Th. 49. Seine schöne Antwort 49. Wird zum Tode verurtheilet. ebend. Wird von Voltairen als ein Ungehorsamer wider den Kaiser ausgeschrieen; wie schlecht sich Voltaire dießfalls rechtfertige II Th. 289.

Maria Königinn von Aengellande ist im katholischen Glauben standhaft I Th. 241. Besteigt den Thron, aller Hindernisse ungeachtet 242. Ist bey Voltairen übel angeschrieben 242.

Maria von Stuart. Gute Eigenschaften, und Unglücksfälle dieser Königinn I Th. 255. Ursache ihres Unglückes. ebend. Ihr erbarmungswürdiger Tod 257. Camden ein Protestant und Aengelländer schreibt gut von ihr 256. Voltaire stürmet auf sie los 258.

Markus Aurelius. Ein sanftmüthiger Herr; ist aber dem Götzendienste über alle Maase ergeben I Th. 39. Giebt dadurch zu einem lächerlichen Gedichte Anlaß 40. Unter ihm kommen viele Christen um 40. II Th. 242.

Märtyrer. Sie werden insgesamt von Voltairen verleumdet I Th. I u. III Hauptst. Er läugnet die wider sie ausgeübte Grausamkeit; wird aber widerleget I Th. 49. Verkleinert ihre Anzahl 50. Bemüht sich umsonst, ihre Geschichten umzustosen

51. Giebt

51. Giebt allen Religionen Märtyrer II. Th. 291. Vergleichet die aufrührischen Hugonotten mit den Märtyrern I Th. 4 8.

Materie. Materialisten. Grundsätze derselben II Th. 57. 65. Die Materie kann nicht denken 69 Dieses wird aus Locken bewiesen 70. Voltaires schlechte Schlüsse in diesem Stücke 58. Die Einwürfe der Materialisten werden beantwortet 207. Daß die Materie denken könne, ist ein Widerspruch 209. Aus der Thierseele wird nichts für die Materie bewiesen 211.

Maximian der Verfolger, wird aus heydnischen Schriftstellern beschrieben I Th. 62. Dessen Tod 63.

Messe. Alterthum derselben I Th. 103. Voltaire bemühet sich umsonst, die ihm in diesem Stücke gemachten Vorwürfe abzulehnen II Th. 306.

N.

Natur. Drey Stände derselben, sieh Erbsünde.

Naturgesätz. Das Gedicht über das Naturgesätz wird beleuchtet II Th. 246. Ein Gedicht ohne Verbindung, ohne Grund und Vernunft 246. Zeuget vom Alter Voltaires 264. Absichten desselben 263. Erklärung des Naturgesätzes II Th. Vorrede.

Nero. Verbrennet Rom. I Th. 34. Verfolget die Christen 32. Voltaire entschuldiget ihn 33.

O.

Opfer. Wesen, Absichten, und Gebrauch derselben II Th. 142.

Otto der III. Dieser Kaiser läßt seine Gemahlin, wegen Verleumdung und Unzucht, lebendig verbrennen I Th. 150.

P.

Päpste. Ursprung der weltlichen Macht derselben I Th. 113. Sie werden von Voltairen verschiedener Laster und Ketzereyen beschuldiget; ihre Rechtfertigung I Th. 144. 208. II Th. 133. u. s. f. Es waren viele grose und heilige Männer unter den Päpsten 186. Verleumdungen wider die Päpste I Th. 209.

Parlement. Ursprung der Parlementsmacht in Aengellande I Th. 324. Voltaires aufrührische Grundsätze bey dieser Gelegenheit 323.

Patriarch. Entwurf einen Patriarchen in Frankreiche zu machen; ungereimter Entwurf I Th. 387. Beschwernisse dieses Entwurfes. ebend. Unnützlichkeit desselben 388. Schädliche Folgen, welche daraus entstanden seyn würden 388.

Philipp der II. Dieser Prinz wird von den Ketzern gehaßt I Th. 277. Staatsklugheit dieses Fürsten 278. Voltaires Verleumdungen wider ihn, in Betreffe seines Lehnträgers des Prinzen von Oranien; des Anton Perez; König Sebastians; des Dom Karlos 278. Von der Staatsänderung in Hollande 284.

Philosophen. Voltaire schreibt alle Vortheile der Gesellschaft, der Philosophie zu I Th. 375 u. s. f. Weise Anmerkung des Vorsitzers Henault in diesem Stücke 376. Was die Religion und Gesellschaft zu fürchten hätten, wenn die Philosophen mächtig wären II Th. 26. Beschreibung verschiedner Philosophen 53. Sie sind Feinde der Religion 51. Es ist ein groses Unglück für die Menschen, daß es viele dieser Philosophen giebt 32. Wie gefährlich es sey, sie zu dulden 52. Was uns die erläutertste Vernunft von dieser Duldung sage 56. Warum die Philosophen die Mönche hassen 35.

Photius. Seine grose Eigenschaften, und Laster I Th. 121. Ist ein groser Schmäuchler und Verfälscher 126.

Plinius. Sein Sendschreiben an Trajanen über die Tugenden und Sitten der Christen I Th. 38. Sein Betragen gegen dieselben. ebend.

Poggius, ein Schriftsteller, wird beschrieben I Th. 178.

Pulververschwörung. Voltaires Bosheit und Lügen in Ansehung derselben I Th. 326.

R.

Religion. Kurze und neue Erklärung der Religion in Absicht auf den Menschen. Vorrede Nothwendigkeit einer Religion II Th. 215. Gott ist nicht gleichgültig in Ansehung eines jeden Gottesdienstes 216. In der christlichen Religion ist alles nothwendiger Weise göttlich 130. 221. Hülfsmittel, so die Religion an die Hand giebt 245. Das gute, so sie in der Welt gestiftet hat 188. Sie hat die bürgerlichen Kriege im römischen Reiche geendiget 25. Die Verwaltung der Religion ist durch den Herrn Jesus gestiftet, und dem Priesterthume anvertrauet worden 240. Voltaires besondere Gedanken hierüber 140. Eventeuerlicher Begriff, den er von der Religion giebt I Th. 392. Er legt ihr einen republikanischen und blutdürstigen Geist bey. ebend. Es ist falsch, daß sie durch das Ansehen der Fürsten festgesetzet worden I Th. 268. Gefahr der Neuerungen und Aenderungen in der Religion 266 u. s. f. Beyspiel Soliman des II 367. Die katholische Religion ist keine sklavische Religion 371.

Religionskrieg. Verläumderisches Geschrey der Religionsfeinde bey Gelegenheit dieser Art Kriege II Th.

Th. 26. Wahre Ursache der Religionskriege in Flandern, Frankreiche, und Deutschlande 234. Grausamkeit der Protestanten in diesen Kriegen 236. I Th. 305.

Reformirte Religion. Einführung der reformirten Religion in der Schweiz I Th. 222. Zu Genf 229. Was Voltaire für Lügen davon schreibe. ebend.

Romanus. Die Geschichte dieses Märtyrers wird von Voltairen verfälschet I Th. 52. Beweis dieser Verfälschung 53.

Rousseau (Johann Baptist). Voltaires Wuth wider die Asche dieses Poeten I Th. 378. Lächerliche Vergleichung des Rousseau mit Lamothen. ebend.

S.

Schweden. Religionsänderung in Schweden I Th. 335. Karls, Herzogs von Sudermannlande, Ehrgeiz ist die erste Ursache davon; er empört sich wider König Johannen seinen Bruder, der katholisch war 339. Voltaire heist die Empörung und den Kronraub gut 340. Verleumdungen wider König Johannen 336.

Seele. Platons vortreffliche Gedanken von derselben II Th. 74. Aristotels Meynung über dieselbe ebend. Beweis der Geistlich- und Unsterblichkeit der Seele aus der Schrift, und den Kirchenversammlungen 214.

Sitten. Voltaires lächerliche Bewunderung der Sitten der Protestanten I Th. 229. 231. Sonderbare Anmerkungen über diese Bewunderung. ebend.

Sittenlehre. Derselben Erklärung II Th. 79. Die Heyden sind weit verehrenswürdiger in ihren Grundsätzen der Sittenlehre, als unsere Weltweisen. ebend.

ebend. Voltaires abscheulicher Grundsatz 80. Er schreibt alles dem Vergnügen und der Liebe zu 81. Erklärung der Liebe 82. Erklärung der Eigenliebe 82.

Spanien. Religionsänderung in Spanien bey dem Einfalle der Saracenen, den Graf Julian veranlasset hat I Th. 129. König Pelagius hält sich wider sie in Asturien 130. Voltaires Gesinnung wider diesen braven Fürsten, und seine erste Nachfolger 132. Alle spanische Geschichtschreiber widersprechen ihm 131. Er widerspricht sich selbsten ebend. Verschiedene grobe Fehler und Verleumdungen desselben 135.

Spinosa. Desselben abscheuliche Grundsätze II Th. 53. Kurze Erklärung und Widerlegung der Spinosistenlehre 41.

T.

Thebanische Schaar. Es wird bewiesen, daß die Soldaten derselben Märtyrer sind I Th. 53. Schwache Gründe, die Voltaire dawider anführet. ebend. Er vertheidiget sich schlecht in seiner Antwort II Th. 293.

Theodosius schickt Soldaten nach Thessalonien; sein Fehltritt, und seine Buse I Th. 139. Voltaires Lügen und Verleumdungen 141. Gänzliche Rechtfertigung dieses Kaisers 140. u. f. S.

Trajan befiehlt die angebrachten Christen umzubringen I Th. 38. Seiner grosen Eigenschaften ungeachtet, ist er allerley Ausschweifungen ergeben II Th. 243.

Turenne. Bildung desselben I Th. 367. Voltaire bemühet sich, diesen grosen Mann zu verkleinern 368. Dessen Vertheidigung 369.

V.

Verfolger der Christen. Ende derselben I Th. 70. Klagen und Verleumdungen Voltaires darüber. ebend.

Verfolgung. Wie eine Religionsverfolgung von jeder andern zu unterscheiden II Th. 137. Die heutigen Philosophen nennen alles Verfolgung, was die Weisheit und Gerechtigkeit unternimmt, die Gottlosen zu bestrafen 51. 233. Sie entschuldigen die Verfolgungen des Nero, Maximins, Diocletians, und der Elisabeth. Sieh unter diesen Namen.

Voltaire. Seine Naturgaben, seine Schreibart. Anmerkung über seine vermischte Schriften der Philosophie, über seine allgemeine Geschichte, über seine Denkungsart von den regierenden Herren, über die Franzosen. Seine Widersprüche. Es ist gefährlich, seine Werke zu lesen I Th. Vorrede. Wie er die Religion angreife II Th. Vorr. Kurzer Auszug seiner Werke II Th. 268. Was sie für einen schädlichen Eindruck machen 271. Seine Hitze in seinen Antworten auf die Irrthümer. Er nennet diese Schrift eine Schmähschrift 276. Sein höflicher Abschied, den er von seinem Widersager nimmt 359.

U.

Unsterblichkeit der Seele. Sie war schon bey den Alten bekannt II Th. 77. Davon handelt die heilige Schrift mehr als zwölfhundert Jahre zuvor, ehe Epikur diese Wahrheit bestritten hat 77. Ungereimtheit, welche Voltaire Epikuren in den Mund leget 76.

Urania. Briefe an die Urania. Inhalt dieses Schreibens II Th. 266.

W.

Witikind widersteht Karl dem grosen lange Zeit I Th. 90. Verläßt die Abgötterey, und wird ein Christ 91. Voltaire schreibt diese Veränderung einer Schwachheit zu 90.

Z.

Zweyweiberey. Nach Voltairen haben viele christliche Fürsten zwey Weiber gehabt I Th. 96. 227. Eine ungegründete Beschuldigung; Ursache derselben ebend.

90 h 1

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nonnotte, Claude François, 1711-1793

Die Irrthümer des Herrn von Voltaire

Bd.: 2

Mannheim 1778

Polem. 1972-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10775439-1
VD18 8021682X-001